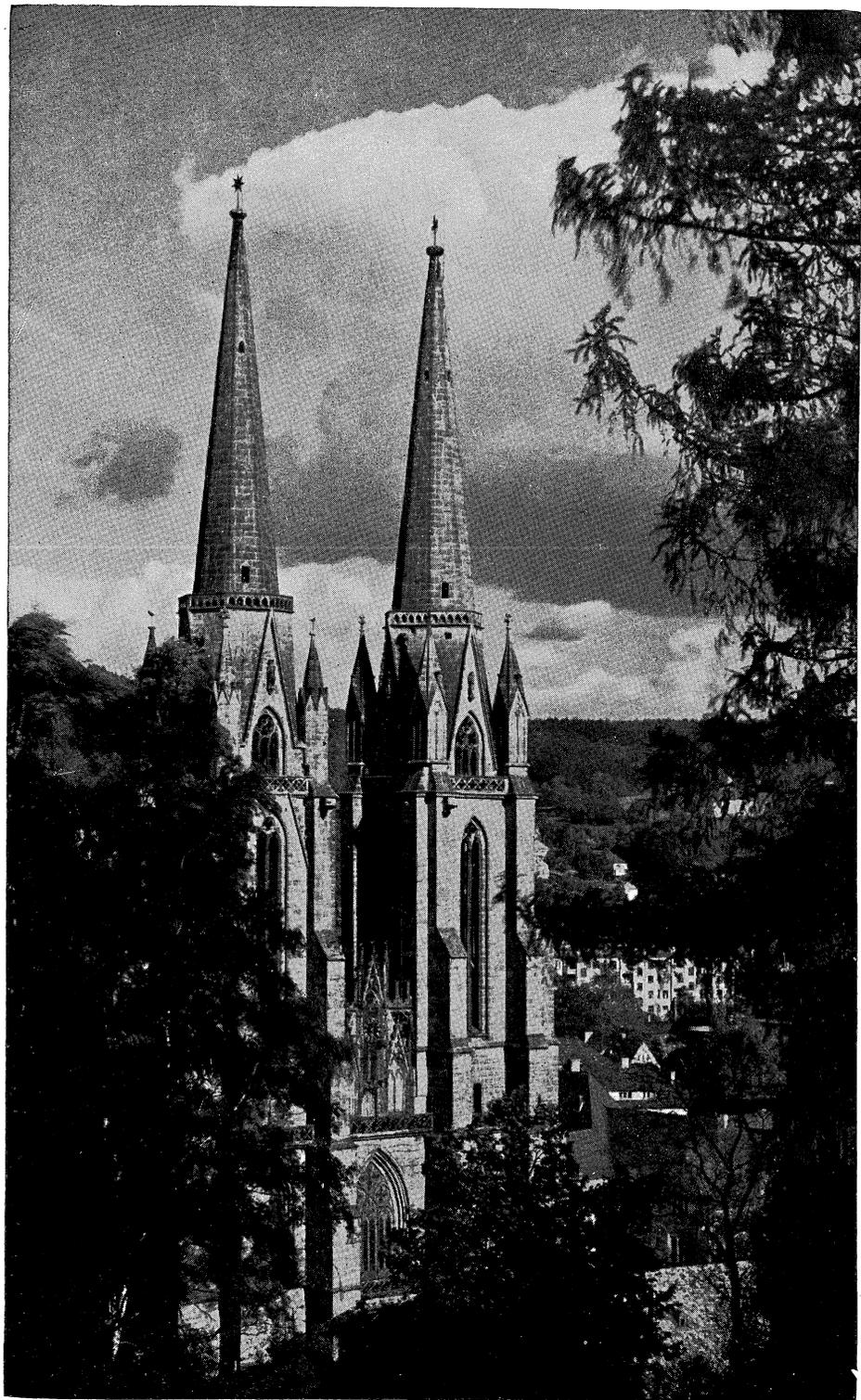


I N H A L T

| | |
|---|-----|
| Die Marburger Philipps-Universität / <i>Professor Dr. Eberhard Kessel</i> | 3 |
| Begegnung mit Ernst Barlach / <i>Dr. Ernst Meyer</i> | 11 |
| Entsagung / <i>G. H.</i> | 14 |
| Marburg — die schöne alte Bergstadt / <i>S.</i> | 15 |
| Barlachs „Gekreuzigter“ in der Elisabethkirche / <i>Dr. Ernst Meyer</i> | 17 |
| Memento / <i>Dr. Fritz Hagemann</i> | 20 |
| Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte I / <i>Archivrat Dr. Paul Steinmann</i> | 21 |
| Der letzte Abend / <i>Gerd Tolzien</i> | 33 |
| Neue Reuterbriefe / <i>Oberstudienrat a. D. Dr. Arthur Hordorff</i> | 40 |
| Zu H. A. Stoll: Heinrich Schliemann, Abenteuer meines Lebens <i>Annalise Wagner</i> | 49 |
| Ein unveröffentlichter Brief von Ludwig Schliemann / <i>K. A. P.</i> | 54 |
| Was verdankt Goethe Charlotte von Stein? / <i>Ilse Siemers</i> | 59 |
| Das Schweigen / <i>G. H.</i> | 62 |
| Dr. phil. Carl August Endler † — Sein Leben und seine Schriften <i>Dr. phil. Georg Tessin, Archivrat am Bundesarchiv Koblenz, und</i> <i>Dr. jur. Carl Meltz, Amtsgerichtsrat und Bibliotheksrat am Bundes-</i> <i>gerichtshof Karlsruhe</i> | 63 |
| Als ich ein Junge war / <i>Dr. Peter Brunswig</i> | 71 |
| Verkehrswege im Wandel der Zeit / <i>R.-Baurat a. D. Erich Brückner</i> | 77 |
| Ein Rückblick auf meine japanische Zeit / <i>Werner Rust</i> | 81 |
| „Abend“ und „1925“ / <i>Ulrich Wellhausen</i> | 86 |
| In Chile vor 40 Jahren / <i>Margarete Brunswig</i> | 87 |
| Plaudereien über das alte Theater in Neustrelitz / <i>Hermann Warncke</i> | 90 |
| Ministerialrat Schonderf — Der Baumeister des neuen Carolinum / <i>P.</i> | 95 |
| 25 Jahre Caroliner Zeitschrift / <i>P.</i> | 97 |
| Vermischte Nachrichten | 100 |
| Uns' plattdütsch Eck | 115 |



MARBURG

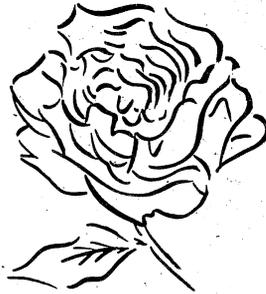


*An der Lahn, Blick von Süden zur Stadt mit Marienkirche
und Landgr. Schloß*

umseitig: Elisabeth-Kirche

Das Carolinum

Blätter für Kultur und Heimat



Festschrift zum 25jährigen Bestehen der C.Z.

25. Jg. - Nr. 29

Göttingen

Sommer-
Halbjahr 1959

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

**Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben
von**

**Oberstudiendirektor a. D. Gustav Piehler
Göttingen, Guldnhagen 19**

**Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten
Gebrüder Wurm GmbH., Göttingen**

Die Marburger Philipps-Universität

von Eberhard Kessel

Die Marburger Universität verdankt ihre Entstehung dem Zusammenreffen der humanistischen und reformatorischen Bewegung im werdenden deutschen Territorialstaat in der Zeitenwende vom Mittelalter zur Neuzeit. Es war Landgraf Philipp von Hessen — von der Geschichte später „der Großmütige“ genannt —, der mit schnellem Entschluß und klarem Blick dem Bedürfnis seiner Zeit und seines eigenen Gewissens entsprach, indem er bei der Einführung der Reformation in Hessen die drei geistlichen Stifter seiner Residenzstadt zur Dotierung eines „universale studium“ verwandte und die Neugründung durch Berufung der besten Kräfte, deren er habhaft werden konnte, durch Angliederung einer Lateinschule (des heute noch bestehenden Gymnasium Philippinum), durch Schaffung einer Stipendiatenanstalt für bedürftige Landeskinder und durch weitere zweckmäßige Einrichtungen als erste protestantische Universität lebensfähig und vorbildlich machte.

In diesen Anfängen verknüpfte sich die landesgeschichtliche begrenzte Zielsetzung der Ausbildung von Pfarrern, Beamten, Lehrern und Ärzten für den Landesbedarf mit den weltweiten Bildungstendenzen des Humanismus und dem Durchbruch der neuen evangelischen Lehre Martin Luthers, und sie spiegeln sich noch heute in dem Landschaftsbild wider, in dem die Universität eingebettet liegt im Tale der Lahn, überhöht von dem durch seine Renaissance-An- und Umbauten in der äußeren Erscheinung geprägten Landgrafenschloß mit der Stätte des einstigen Religionsgesprächs zwischen Luther und Zwingli in der Zeit vom 2. bis 5. Oktober 1529. Sehr sinnvoll daher, daß das Schloß heute zur Universität gehört, von der Theologischen Fakultät betreut, und die Religionskundliche Sammlung Rudolf Ottos mit einer wertvollen Spezialbibliothek in sich birgt, unmittelbar daneben das ehemalige Marstallgebäude mit seiner schönen Renaissancefassade als Wohnheim der Stipendiatenanstalt dienend. So verbindet sich sinnvoll alte Tradition mit moderner Forschung, landschaftliche Enge mit ökumenischer Weite.

Sehr natürlich auch, daß die Theologie in Marburg von den ersten Anfängen an eine hervorragende Rolle gespielt hat. Darauf beruhte trotz des revolutionären Gründungsaktes im Umbruch einer neuen Zeit der Zusammenhang der Neugründung mit der Struktur der alten mittelalterlichen Universität, die als solche eine geistliche Korporation war mit der Theologie als dem Endziel und der Spitze aller menschlichen Wissenschaft. Und aus der weiter zurückliegenden Vergangenheit der Stadt grüßen die großen Kirchenbauten herüber, unter ihnen vor allem die Elisabethkirche mit der Grabstätte und dem

goldenen Schrein der heilig gesprochenen wohlthätigen Landgräfin, die in dem damals vor den Toren der mittelalterlichen Stadt gelegenen Hospital die Kranken gepflegt hatte, in der gleichen Gegend, wo sich heute das Klinikviertel der Universität bis an die Lahn hin und mit der Nervenklinik sogar noch darüber hinaus erstreckt.

Landgraf Philipp selbst, so sehr er die Reliquienverehrung eines, wie er überzeugt war, papistischen Irrglaubens verabscheute, blieb doch in den Bahnen der praktischen Liebestätigkeit seiner Ahnherrin, gerade auch in der gewandelten Überzeugung, daß weltlicher Dienst Christenpflicht sei. Wie konnte es auch anders sein, als daß der Theologie in dieser ersten Universitätsgründung der Reformation eine besondere Bedeutung zukam. Philipp der Großmütige bestellte seinen im Erfurter Humanistenkreise gebildeten Hofprediger Adam Krafft aus Fulda, dem er das heute noch in der Barfüßerstraße stehende Wohnhaus schenkte, zum ersten theologischen Professor der Universität, und die zweite theologische Professur besetzte er mit dem Südfranzosen Lambert von Avignon, der den Weg aus dem Franziskanerkloster seiner Heimat nach Wittenberg gefunden hatte, und gab damit auf dem Boden des neuen evangelischen Glaubens bewußt verschieden er Lehrmeinung Raum, auf daß „Christus allerlei Weise gepredigt“ würde. Doch wollte der Landgraf keineswegs, wie man fälschlich eine Zeit lang glaubte, eine theologische Fachhochschule in Marburg begründen, sondern er faßte seine Verantwortung als Landesfürst gerade dahin auf, daß alle Wissensgebiete gepflegt werden sollten „dero zu Erhaltung gemeines, nicht allein zeitlichen, sondern auch christlichen Nutzens und Regiments nicht zum geringsten Teil von Nöten sein will“, wie es in der Gründungsurkunde heißt.¹⁾ Der Verfall der Wissenschaften und freien Künste „in gegenwärtigen geschwinden und seltsamen Läuften“ machten seiner Überzeugung nach durchgreifende Maßnahmen zu ihrer Förderung nötig, damit nicht zusammen mit ihnen auch das „lebendige allein seligmachende Evangelium“ verloren gehe, „mit dem Gott dann gewöhnlichen allwege, wie auch jetzt, gute Künste und Sprachen als ein notdürftige Zubehör pflegt zuzusenden“. In diesem Sinne gehörte das alles zusammen, und das Ergebnis war ein wahrhaftes „universale studium“ oder, wie es auch heißt, ein „commune omnium studiorum gymnasium“. Auch die Stipendiatenanstalt, die an sich hauptsächlich für Theologiestudenten gedacht war, erhielt doch neben 50 Stellen für Theologen je eine — und zwar höher dotierte (!) — Stelle für einen Juristen und Mediziner. Der erste Rektor der Universität war der Jurist Eisermann, Ferrarius genannt, aus Amöneburg, wie denn überhaupt der Jurist für die Organisation und Verwaltung besonders geeignet erscheinen mochte, und so hat Landgraf Philipp auch die bald wegen verschiedener Mißstände notwendige Reform der Universität wieder einem Juristen, dem berühmten Johannes Oldendorp aus Hamburg († 1567) übertragen.

¹⁾ Bruno Hildebrand, Urkundenbuch über die Verfassung und Verwaltung der Universität Marburg unter Philipp dem Großmütigen. Marburg 1848. S. 6.

Daneben traten die Humanisten Hermann Buschius aus Westfalen, der für Historie und Dichtkunst zuständig war, und sein berühmterer Nachfolger, einer der bedeutendsten Söhne des Landes überhaupt: Eobanus Hessus, der freilich erst im Niedergang seiner an allzu großem Durst leidenden Natur in die Heimat zurückkehrte. Dazu die Mediziner, die auch bereits zum Teil Botanik und Pharmakologie betrieben und im Geiste des Humanismus ihre Wissenschaft an die alten klassischen Autoren anknüpften. So der durch seine geistreichen Epigramme bekannte Euricius Cordus aus Simtshausen bei Wetter (1527/33), der gelehrte Botaniker Johannes Eichmann, gen. Dryander (1535/60), Johannes Meckbach aus Spangenberg, der Freund des Eobanus Hessus und Leibarzt des Landgrafen, Guilelmus Gratarolus aus Bergamo, der freilich nur kurz in Marburg lehrte, Janus Cornarius aus Zwickau oder der Spötter und Verächter der guten Sitten Hermann Rhodus aus der Niedergrafschaft Katzenellenbogen. Sehr bemerkenswert vor allem, daß es nicht nur Landeskinder waren, die hier lehrten und lernten. Die Universität entwickelte in diesen Anfangszeiten eine starke Anziehungskraft, die sich auf den gesamten protestantischen Norden bis nach den Niederlanden, Schottland und Skandinavien hinauf und im Osten bis nach Ungarn erstreckte. Im Jahre 1541 sind 338 Studenten in Marburg nachgewiesen.

Auf dieser Höhe hat sich die Philippina freilich nicht ständig erhalten können. Schon bald gab es Krisen und Mißhelligkeiten aller Art. Unvermeidlich war ihr Gedeihen an die Schicksale eines kleinen, von mancherlei reindynastischen Einflüssen bestimmten Territoriums gebunden. Die landgräfliche Residenz wurde verlegt. Das Schloß verwaiste und wurde zum Gefängnis. Das Land wurde geteilt, um die Universität erhob sich Streit. In Gießen wurde eine konkurrierende Nachbaruniversität gegründet. Epidemien und die großen Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts brachten Schrecken und Gefahren. Die Sparsamkeit und geistige Enge der späteren Landgrafen und Kurfürsten hemmte bei allen neuen Anstößen und Auftrieben immer wieder Wachstum und freie Entfaltung. Die alten Klostergebäude, die der Universität dienten, reichten, obschon die Professoren damals ihre Kollegien in ihren Wohnungen hielten, je länger um so weniger für den Studienbetrieb aus. Das Franziskanerkloster am Plan bot der Bibliothek nur notdürftig Raum; der an der Stelle der alten Klosterkirche erbaute Reitsaal (heute Institut für Leibesübungen) wurde als Aula verwandt. Das Kugelhaus, das ehemalige Heim der nach ihrer Kapuze, der „Gugel“, „Kugelherrn“ genannten Brüder vom gemeinsamen Leben, ging noch im Anfang des 19. Jahrhunderts der Universität verloren und wurde erst später wieder zurückgegeben, so daß es heute mit seinen knarrenden Dielen und dicken Bruchsteinmauern atmosphärisch echt dem Institut für mittelalterliche Geschichte, dem geschichtlichen Landesamt und dem Sprach-Atlas als Arbeitsstätte dienen kann. Die medizinische Klinik blieb auf das sehr ehrwürdige, aber unzulängliche Spital der heiligen Elisabeth am Pilgrimstein beschränkt. Das alte Dominikanerkloster, hoch oben über der Weidenhäuser Brücke gelegen, war ein niedriges Gebäude von begrenztem Fassungsvermögen, in dem das der Universität bis 1833 angegliederte Gymnasium Philippinum untergebracht war.

Erst der Aufschwung der modernen Wissenschaft im 18. Jahrhundert und die politische Entwicklung des 19. Jahrhunderts führte aus dem Niedergang wieder heraus. Das Aufgehen Hessens in Preußen 1866 brachte schließlich der Universität den entscheidenden Anstoß zu neuer Blüte und die notwendigen materiellen Voraussetzungen für den Anschluß an den breiten Strom allgemeiner deutscher und europäischer Wissenschaft.

Nun erst erhielt das Gymnasium ein eigenes Gebäude. Das Dominikanerkloster wurde abgerissen; nur die Kirche mit ihrem weithin sichtbaren hohen Chor blieb stehen. An der Stelle des Klosters erhebt sich das 1871—1878 im neugotischen Stil erbaute große Auditoriengebäude mit weiter Eingangshalle und Kreuzgang in Erinnerung an die frühere Bestimmung, während sich an den engen Zugängen zu den Hörsälen am Schluß der Vorlesungsstunden die heutigen Studentenmassen stauen und drängen. Die weiträumige Aula mit ihren dunkelverglasten Spitzbogenfenstern an der Ostseite des Kreuzgangs konnte 1891 eingeweiht werden, wie es der klassische Philologe Theodor Birt in seinem Fest-Cantus besang:

„Wohlauf! nun stimmt hell und laut

Und singt mit Jubelschalle.

Das Haus ist nun zu Ende erbaut.

Erbaut — wir sind es alle . . .“

Die pompösen historischen Wandgemälde von dem Düsseldorfer Meister Peter Janssen, die freilich modernes Kunstverständnis nicht mehr mit derselben Freude und Begeisterung betrachtet wie die Generation der Zeitgenossen bei ihrer Enthüllung, wurden 1904 fertiggestellt.

Auf dem Gelände des alten Elisabeth-Spitals und der Deutsch-Ordens-Niederlassung, von deren alten Gebäuden nur noch der hochragende Fruchtspeicher und das Geologische und Mineralogische Institut der Universität vorhanden sind, wurden die Kliniken und medizinischen Institute erbaut, die seitdem in ständiger Erweiterung und Vermehrung geblieben sind. Über die ganze Stadt hin erstrecken sich die neuen naturwissenschaftlichen Institute. Die Bibliothek erhielt ein modernes Gebäude, das um die Jahrhundertwende fertig wurde, und der alte Bau der Franziskaner-Mönche konnte für Seminarzwecke verwendet werden. Dazu kam das nach dem ersten Weltkrieg fertig gewordene Landgrafenhaus mit den neuen größeren und doch nun heute auch schon wieder nicht mehr ausreichenden Hörsälen, dann zum 400. Jubiläum 1927 das nach dem langjährigen verdienten Kurator genannte Ernst-von-Hülens-Haus mit dem Museum und den Kunstinstituten (darunter das von Richard Hamann gegründete einzigartige Bildarchiv Foto-Marburg), nach dem zweiten Weltkrieg die alte Jäger-Kaserne, die als Institutsgebäude und Wohnheim für das Collegium Gentium eingerichtet wurde; und weitere Neubauten sind notwendig geworden, die zum Teil bereits fertig, zum Teil noch im Bau, zum Teil erst geplant sind. Die Universität wächst und dehnt sich aus und erfüllt die ganze Stadt mit ihrem Leben, dessen Spuren überall im Straßenbild sichtbar sind.

Dabei hatte im Zusammenhang mit diesen äußeren Veränderungen die geistige Entwicklung der Universität ihre verschiedenen Höhepunkte, die jeweils durch besondere Leistungen Farbe und Prägung erhalten haben und alle in die Tradition der heutigen Alma Mater übergegangen sind. Den ersten Höhepunkt bildete fraglos die Gründungsperiode, für die der Humanismus und die evangelische Theologie bestimmend waren. Im Jahrhundert der Aufklärung führte ein günstiger Zufall einen der universalsten Geister der Epoche, den Philosophen Christian Wolff nach Marburg, als ihn die Unduldsamkeit der Pietisten aus Halle verdrängte. Er hat von 1723 bis zu seiner Rückkehr nach Halle 1740 in Marburg gelebt und gelehrt und der Philipps-Universität in diesen Jahren einen bedeutenden Auftrieb gegeben. Denn wesentlich durch ihn und mit ihm wurde die begrifflich rationalistische Philosophie aus dem Kreis der Akademien und Gelehrten Gesellschaften auf das Universitätsleben übertragen, die Einheit von Forschung und Lehre praktisch vorgelebt und verwirklicht. Doch befanden sich die Universitäten im allgemeinen im 18. Jahrhundert in einem Niedergang, der durch die veraltete Fakultätsverfassung, die Rückständigkeit vieler akademischer Lehrer, die sich mit mechanischer Weitergabe ihres Wissensgutes begnügten, und durch die Mißbräuche der Selbstverwaltung gekennzeichnet wurde. Auch Marburg ist von diesen Erscheinungen trotz Wolff und nach Wolff nicht verschont geblieben, und es ist weniger ein besonders zielstrebiges Bemühen der Universität oder etwa der Landesregierung, sondern die unwillkürliche Teilnahme der Universität an dem aufblühenden Geistesleben der Nation um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert gewesen, die dann den Wiederaufstieg unter Beeinflussung durch die bewußte Kulturpolitik benachbarter Länder, vor allem Preußens mit der Berliner Universitätsgründung durch Humboldt¹⁾ gebracht hat.

So hat Marburg, und nicht nur die Universität, sondern die ganze Stadt eine weitere Blüteperiode in der Romantik erlebt, als Jung-Stilling, der fromme Pietist und geniale Star-Operateur, die Lehre der Staatswissenschaften in Marburg begründete, als der junge Savigny als Privatdozent in dem kleinen Hause in der Ritterstraße 15 sein „Recht des Besizes“ schrieb und die Geschwister Brentano aus Frankfurt ihn besuchten. Damals war der benachbarte Forsthof, heute modern ausgebaut eines der Studentenwohnheime der Universität, ein Professorenwohnhaus, in dem der Jurist Philipp Friedrich Weis lebte und lehrte, und hinter ihm erhebt sich ein alter Turm der Marburger Stadtbefestigung, den Bettina Brentano gern bestieg, besonders zur Nachtzeit bei Mondenschein zur Hebung der romantischen Stimmung, und den die Marburger deshalb den Bettina-Turm nennen. Ihr Bruder Clemens hat in Marburg 1803 Sophie Mereau geheiratet und mit ihr zusammen in dem Hause Reitgasse 6 (das heutige Kaffee Markees), die glücklichsten Jahre seines Lebens verbracht. Die Brüder Grimm haben zur gleichen Zeit in Marburg studiert, und Jakob Grimm ist es gewesen, der 1831 in seiner Selbstbiographie

¹⁾ Vgl. Kessel, Wilhelm von Humboldt und die deutsche Universität, in: Studium Generale Jg. 8 (1955) S. 409 ff.

diese Studienzeit mit den Worten gepriesen hat: „Ich möchte nun auch den damals unter den Marburger Studenten waltenden Geist rühmen: es war im ganzen ein frischer, unbefangener. . . . Die Obergewalt des Staates hat seitdem merklich mehr in die Aufsicht der Schulen und Universitäten eingegriffen. Sie will sich ihrer Angestellten fast allzu ängstlich versichern und wähnt, dies durch eine Menge von zwängenden Prüfungen zu erreichen. . . . Wahr ist es: das ganz Schlechte wird dadurch aus Schule und Universität abgewehrt, aber vielleicht wird auch das ganz Gute und Ausgezeichnete dadurch gehemmt und zurückgehalten. . . . Es ist alles zu viel vorausgesehen und vorausgeordnet, auch im Kopf der Studierenden. Die Arbeit des Semesters nimmt unbewußt ihre Richtung nach dem Examen; der Student muß alle collegia hören, worüber er Zeugnisse beizubringen hat; ohne das würde er manche nicht gehört haben, entweder weil ihn der sie vortragende Professor nicht anzieht, oder weil ihn seine Neigung anderswohin lenkt. Dagegen bleibt ihm beinahe keine Zeit übrig, diejenigen zu hören, die ihm nicht vorgeschrieben sind. Der Staat hat dadurch gewisse Vorlesungen gleichsam zu offiziellen gestempelt und die übrigen, die nebenbei gehört werden können, herabgesetzt. Ganz etwas anderes ist es, wenn der Student bloß auf seine Hand und nach seiner Tradition einen ähnlichen Unterschied zwischen Brotcollegien und den übrigen aufstellte, denn davon konnte sich jeder so viel Dispensationen und Ausnahmen machen, als er Lust hatte. Möge es nur den Professoren selbst niemals vorgeschrieben werden, was sie lesen sollen!“

Das war die Gesinnung der Humboldtischen Universität, in der nun auch die Philipps-Universität lebte trotz aller Enge und Kurzsichtigkeit der hessischen Landesfürsten. Die Verfassungskämpfe zogen allerdings die Universität in Mitleidenschaft, wie denn das öffentliche Leben an der Universität damals nicht vorbeiging. Silvester Jordan, der aufrechte Patriot und freiheitliche Rechtsgelehrte, saß lange als Gefangener oben auf dem Schloß, und sein Prozeß erregte die ganze Stadt. Ein Gegner jeder liberalen und nationalen Richtung aber war der orthodoxe Lutheraner und konservative Theologe Vilmar, der zuerst als Direktor des Gymnasiums in Marburg wirkte, damals noch in dem alten Dominikanerkloster, vor dem er die heute noch vor der Universität stehende Vilmar-Linde pflanzte, später aber nach seiner Tätigkeit in der Regierung Hassenpflug als Theologie-Professor an die Universität selbst kam: der „Muckerpapst“, wie ihn der Volksmund nannte. Er verkörperte die Enge, aber auch die Bodenständigkeit der hessischen Natur und brachte in Volkskunde und heimatlicher Kulturgeschichte eine eigentümliche wissenschaftliche Leistung zustande. Am stärksten hat er indessen wohl durch seine Geschichte der deutschen Nationalliteratur auf Mit- und Nachwelt gewirkt.

Um die Jahrhundertwende lehrte auch Heinrich von Sybel an der Philipps-Universität und schrieb die ersten Bände seiner Geschichte der Revolutionszeit. Er war zusammen mit seinem Kampfgenossen im Streit wider den Heiligen Rock zu Trier, dem aus Mecklenburg stammenden Orientalisten und Theologen Johannes Gildemeister 1845 nach Marburg gekommen, nicht ohne

daß dieser Streit bei der Berufung dem Kurfürsten klüglich verheimlicht wurde. Beide bewirkten 1849 die Berufung von Eduard Zeller aus Bern, doch mußte er auf Betreiben Vilmar's aus der theologischen in die philosophische Fakultät überwechseln. Sybel kaufte das Professorenhaus am Plan neben dem Barfüßerkloster, heute das Kuratorium und das Hochbauamt, und Zeller zog zu ihm, eifrig an seiner Geschichte der griechischen Philosophie arbeitend. „Die Studenten“, schrieb Sybel, „waren schwach an Zahl (nur etwas über 200), aber fleißig und lebensfrisch und gesittet.“¹⁾ Zeller hat die damalige Zusammensetzung des Kollegiums als für die Verhältnisse einer kleinen und beschränkten Hochschule äußerst glücklich empfunden und schrieb es diesem Umstande zu, daß die Universität auch die Zeiten der Reaktion nach dem stürmischen Revolutionsjahr von 1848 „ohne empfindlichere Nachteile überstand“. Freilich gab es bald wieder entstehende Lücken zu füllen. Sybel selbst ging 1856 nach München. Aber im ganzen konnte man mit einem ansehnlichen Stamm in die preußische Zeit hinübertreten, der sich nun weithin verzweigte und immer neue Kräfte gewann. So Sybels Sohn Ludwig, der bedeutende Archäologe; und der Winkelmann-Biograph Carl Justi fing als Privatdozent in Marburg an. So in der juristischen Fakultät Franz von Liszt, dessen „Marburger Programm“ von 1882 in der Strafrechtswissenschaft Epoche gemacht hat, und der Meister des Bürgerlichen Rechtes Ludwig Enneccerus, der über 50 Jahre an der Philippina gewirkt hat. So in der Philosophie Friedrich Albert Lange (wenigstens in seinen letzten Lebensjahren) und die Begründer der sogenannten Marburger Philosophenschule des Neukantianismus: Hermann Cohen und Paul Natorp. So in der Theologie immerhin einige Jahre Adolf Harnack und vor allem Rudolf Otto, dessen Tradition und Lehre in Marburg bis heute lebendig fortwirkt und der Theologischen Fakultät in Marburg im 20. Jahrhundert noch einmal einen ganz entscheidenden Schwerpunkt gegeben hat.

Zugleich aber entwickelte sich neben den Geisteswissenschaften eine neue medizinische und naturwissenschaftliche Tradition, die Marburg im 19. und 20. Jahrhundert wiederholt in bestimmten Fächern an die Spitze der Forschung gebracht hat. Als einen Vorläufer kann man den freilich nur vorübergehend in Marburg ansässig gewesenenen Physiker und Mathematiker Denis Papin ansehen, den gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Hugenottenverfolgung aus Frankreich vertrieb und für die Jahre 1687—1695 nach Marburg verschlug. Hier hat er seine Dampfmaschine erfunden, die — unpraktisch wie sie war — ein ewig denkwürdiges Zeugnis tief in die Empirie eindringenden menschlichen Scharfsinns bildet. Gewiß blieb das in Marburgs Geschichte zunächst Episode. Aber im 19. Jahrhundert nimmt die Philipps-Universität trotz aller anfänglichen Schwierigkeiten in mehr als einem Fach führend an der rapiden Entwicklung der Naturwissenschaften teil. Hier gründete Konstantin Zwenger 1841 das erste pharmazeutisch-chemische Institut in Deutsch-

¹⁾ Vgl. Conrad Varrentrapp (auch einst in Marburg) in seiner biographischen Einleitung zu: Heinrich von Sybel, Vorträge und Abhandlungen (1897) S. 41.

land, hier wirkten und lehrten die Internisten Heusinger und Mannkopf, der große Chirurg Wilhelm Roser und der Pathologe Marchand im 19. Jahrhundert. Von 1838 bis 1851 hat einer der bedeutendsten Chemiker der Zeit: Robert Bunsen in Marburg gelebt und von hier aus 1846 seine berühmte Island-Reise angetreten, die ihm wertvolle geologisch-chemische Erkenntnisse brachte. 1895 kam Emil von Behring an die Philippina und hat nicht nur durch seine grundlegende Forschungs- und Lehrtätigkeit, sondern auch durch die Organisation der Herstellung seiner Heilsera den Ruf Marburgs weithin verbreitet.

Das dritte Reich und der zweite Weltkrieg haben mancherlei Einbußen gebracht. Sie haben namhafte Gelehrte verdrängt oder vertrieben, andere hat der Krieg dahingerafft. Aber die Theologische Fakultät vor allem hat mannhaft Widerstand geboten dem Ungeist der Zeit, und die Schäden der Bombenangriffe des Krieges hielten sich im Verhältnis zu den Schicksalen anderer Städte und Universitäten in vergleichsweise immer noch engen Grenzen. Leider war es gerade das Klinikviertel, das durch seine Lage in der Nähe der Eisenbahn am stärksten in Mitleidenschaft gezogen wurde. Das ist nun inzwischen in zuerst nach 1945, als die Universität als erste deutsche Hochschule wiederaufmachte, sehr mühsamen Wiederaufbauarbeiten ausgeglichen, der Nachholbedarf ist erst annähernd gedeckt, und schon mußte man darüber hinausgehen, neue Kräfte sind von überall her zusammengeströmt, nicht zuletzt auch aus Mittel- und Ostdeutschland. Gerade die Kleinstadt-Universität entfaltet heute eine besondere Anziehungskraft für das Studium, das so wieso in der modernen Welt mehr als gut der Unrast der Zeit ausgesetzt ist. Und noch immer ist es so, trotz allen Wachstums und aller Veränderungen, wie es Jakob Grimm geschildert hat: „Zu Marburg muß man seine Beine rühren und Treppe auf, Treppe ab steigen. Aus einem kleinen Haus der Barfüßerstraße führte mich durch ein schmales Gäßchen und den Wendelstiege eines alten Turms der tägliche Weg auf den Kirchhof, von dem sich über die Dächer und Blütenbäume sehnsüchtig in die Weite schaut; da war gut auf und ab wandeln, dann stieg man an der Mauerwand wieder in eine höherliegende Gasse vorwärts zum Forsthof ...“ Das Alte neben dem Neuen, einladend zu nachdenklicher Besinnung und anspornend zu Arbeit und Studium voll Lebensfreude in der Gegenwart und Verantwortung für die Zukunft:

„Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.“



Begegnung mit Ernst Barlach (1870-1939)

Von Ernst Meyer

Aus den Stoffgebieten meiner „Kunstkurse“, die von 1922—36 zur Einführung in die Kunstgeschichte und zur Übung in der Kunstbetrachtung am Carolinum durchgeführt wurden, und aus den Themen zahlreicher Vorträge im Rahmen der Staatlichen Volkshochschule Schwerin (1922—33) und in den Kunst- und Geschichtsvereinen beider Mecklenburg läßt sich beim Rückblick auf jene Jahrzehnte eine bestimmte Linie erkennen: Neben den Großen der europäischen Kunst wie Albrecht Dürer, Michelangelo, Rembrandt und Rubens sowie der deutschen Romantiker trat immer deutlicher das Bild der Kunstschaffenden des französischen und deutschen Impressionismus und der Expressionisten in der Malerei in den Vordergrund, nicht zuletzt aber ging es um die Erkenntnis der führenden Plastiker vom Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts, die sich freigemacht hatten vom Winckelmannschen Schönheitsbegriff der Antike und die nach einer neuen Aussage in neuen Formen strebten. Als Gegenpole standen sich gegenüber Wilhelm Lehmbruck (1881 bis 1919) mit seinen überlang, wie in einer Art neuen Gotik gestalteten Figuren auf der einen Seite und auf der anderen die geradezu schwerfällig wirkenden, aus dem Holzklotz herausgehauenen Gestalten Barlachs, Liegende, Sitzende, Schwebende in ihrer Wucht.

Ungefähr vom Jahre 1925 an erschien es mir immer nötiger, dieser Art des Gestaltens aus dem Stein und aus dem Holz wie auch im Bronzeguß näherzukommen. Bei Lehmbruck, der in der Verzweiflung nach dem ersten Weltkrieg aus dem Leben ging, waren Gedichte voll tiefer Ergriffenheit und Zeichnungen, die weit über das Entwurfsstadium hinausgingen, zur Abgrenzung des Gesamtwerkes der „Großen Stehenden“, der „Knieenden“ und des

„Gestürzten“ heranzuziehen. Bei Barlach, dem ein längeres Leben, wenn auch in seelischer Gedrücktheit, bis 1938 vergönnt war, sind zahlreiche graphische Blätter mit hohem Eigenwert (Lithographien, Holzschnitte, Steinzeichnungen) erhalten. Aus ihnen und seinen in der Sprache eigenwüchsigen Dramen¹⁾ galt es, sich an das Verständnis seines Gesamtwerkes heranzuarbeiten. In vergleichender Betrachtung mit den großen Franzosen Rodin und Maillol, mit dem ungefähr gleichaltrigen Max Klinger und dem etwas jüngeren Georg Kolbe ließ sich Barlachs eigenwilliges Schaffen in seiner Zielsetzung von fern her erkennen. Aber das letzte Wollen und das ganze Neuartige in der Formgebung seiner Gestalten war damals, vor dreißig Jahren, nur schwer zu erfassen, so sehr sich auch die „Mecklenburgischen Monatshefte“ in jener Zeit und sein Verleger Paul Cassirer bemühten, den Weg hin zu dem menschenscheuen Künstler zu bereiten.

Wie es mich von je in die großen Galerien des In- und Auslandes und zu den Ausgrabungsstätten in Griechenland und Kleinasien gedrängt hatte, mußte man die Begegnung mit den Originalen auch hier suchen, und dies bewährte sich. So suchte ich immer wieder die große „Schwebende“ im Dom zu Güstrow auf, die voll tiefer Symbolik und getragen von echter Religiosität seit 1927 dort über der mittelalterlichen Tauffünfte hing. Am ehesten noch erschloß sich mir das „Wiedersehen“ zwischen Christus und Thomas im Museum zu Schwerin. Im Magdeburger Dom stand ich vor dem aus Holz gehauenen Gefallenendenkmal (1929), still und fürs erste auch ein wenig hilflos, bis die Gestalten sich mir langsam erschlossen. Auch in der Elisabethkirche in Marburg erlebte ich den in Bronze gegossenen „Gekreuzigten“ in seiner Herbheit vor dem gotischen Lettner.

Schließlich schien es mir das beste zu sein, wenn ich mehr erfahren wollte, den Künstler selbst zu sprechen und, wenn er Wort geben wollte, zu befragen. Das gelang und begab sich zweimal in Güstrow, im Herbst 1929 und zum andern Mal zu Ende des Jahres 1931 in seinem inzwischen fertig gewordenen Haus und Atelier am Heidberg, draußen am Waldsee. Der Einsame, wie er damals schon vielfach genannt wurde, zeigte sich sehr aufgeräumt, und schon während des kurzen Mittagmahles entwickelte sich ein anregendes Gespräch über seine Dramen und die Voraussetzungen ihrer Aufführung. Später in der weiträumigen Werkstatt ging die Unterhaltung über den Sinn so mancher seiner Werke weiter, vor allem über den „Fries der Lauschenden“, von dem drei Modelle in der Mitte der hohen Wand standen, und über die für die Außensischen der Katharinenkirche in Lübeck geplanten Großfiguren aus Terrakotta, mit der Darstellung der Armen auf der Schattenseite des Lebens, der Bettler und Krüppel. Er ahnte auch das auf ihn zukommende eigene Leid, ohne aber ein hartes Wort darüber zu verlieren. Auch bei einem längeren Gang durch „sein Gebirge“ am Waldsee ging das Gespräch weiter. Ich durfte es gleich stenographisch festhalten. Heute sind mir diese Zettel neben den Briefen ein kostbarer Besitz. Nach ungefähr vier Stunden verließ ich das gastliche Haus. —

¹⁾ „Der tote Tag“, „Der arme Vetter“, „Die echten Sedemunds“, „Der Findling“, „Die Sündflut“, „Der blaue Boll“, „Die gute Zeit“. Zwei weitere unvollendet: „Der tolle Graf“, „Der Bäcker mit den fünf Frauen“, dazu ein Roman „Der gestohlene Mond“.

Es entwickelte sich ein loser Briefwechsel, der von 1930—1934 dauerte. Auf Barlachs Vorschlag wurde er abgebrochen, um mich als Beamten durch die damals verstärkt einsetzende Briefzensur nicht zu gefährden. Dem letzten Brief lag eine Großaufnahme seiner Holzplastik „Tod im Leben“ bei, eine Frauengestalt, die erschrocken ob des Unbegreiflichen, die Hände an die Wangen preßt. Es war Bekenntnis und Abschied zugleich. — Am 24. Oktober 1938 hat der Tod den vom Geist der Zeit Zermürbten erlöst.

Aus Briefen Barlachs

Güstrow, Schweriner Str. 22, 8. 1. 30

Sehr geehrter Herr Studienrat. Mit meinem ergebensten Dank für Ihre freundliche Anteilnahme an meinem Erleben und Erleiden dieser Tage muß ich Ihnen mitteilen, daß ich in einem solchen Durcheinander von Verabredungen (Verhandlungen über Ausstellungen, Arbeiten) stehe, daß ich es nicht durch Mehreres vermuddeln möchte. Kommen Sie einmal hier durch, sind Sie bestens willkommen geheißen im Atelier Walkmühlenstraße 27.

Mit Gruß Ihr sehr ergebener EBarlach

Güstrow, Poststempel 21. 1. 30

Sehr geehrter Herr Doktor, nehmen Sie beiliegendes Blatt freundlich auf. Nochmals sage ich meinen aufrichtigen Dank für Ihre Zeilen vom 1. 1. 30.

Mit ergebenstem Gruß Ihr EBarlach

..... Sie sind am genannten Tage bestens willkommen. Um 12 Uhr können Sie mit dem Autobus vom Markt (Ecke Rathaus) bis zum Kurhaus fahren, von da am See weiter, das vierte Haus. Sollten Sie es anders einteilen, bitte ich, mich zu benachrichtigen. In der Hoffnung auf angenehme Stunden mit besten Grüßen.

Güstrow, Heidberg 15, 15. 11. 31

Ihr sehr ergebener EBarlach

Güstrow (Mecklenburg), Haus Heidberg, 20. 4. 32

..... Die „graue Ungewißheit der Lebenshaltung“ Ihrer Abiturienten ist dieselbe für meinen Sohn. Auch sein Leben liegt vor ihm wie dicker Nebel und auf den Anruf antwortet die vollste Ratlosigkeit — ich als Vater bin dazu verurteilt, nicht raten zu können, es ist dasselbe, als müßte ich ihm das Brot verweigern, nach dem er verlangt, eine schwer erträgliche Widrigkeit der Atemberaubung.

Für Ihre Mitteilung von dem Stande der Briefausgabe Schliemanns bin ich herzlich dankbar. Ich empfinde solche Unternehmen wie Rettungswerke und dem Helfer am Werk gebührt alle Ehre. Hoffentlich lohnt gutes Glück alle Bemühungen! . . .

Herzlich Ihr EBarlach

Güstrow i. M., Heidberg; 23. 12. 32

... mit herzlichen Wünschen zum Fest erwidere ich Ihren freundlichen Brief. Dazu einen besonderen Dank für Ihre Worte über meinen Sohn, der Ihnen über meine Schliemann-Studien allerdings übertriebene Vorstellungen erregt hat, streng genommen hatte ich lediglich eine Besprechung der Biographie, allerdings mit dem Eindruck von einer damit über meine bisherigen Vorstellungen hervorragenden Persönlichkeit, gelesen, um meine lebhafteste Freude hinsichtlich der Möglichkeit, mehr und Näheres zu erfahren, furios ausgedrückt, was dann wohl dem Klaus seinerseits Eindruck gemacht hat.

Herzlich Ihr EBarlach

Güstrow i. M., Heidberg, 9. 1. 34

... Nur gut, daß Sie eine Hoffnung auf endliche Herausgabe der Schliemannschen Briefe²⁾ haben! Wollte doch all Ihre Mühe wenigstens durch das Gelingen in der Hauptsache belohnt werden.

Mein voriger Winter war schon schwer und schadenbringend, der Sommer wurde ein Trümmerfeld, aus dem man nur Reste von sicheren Erwartungen ausgraben könnte — dieser Winter³⁾ treibt ein so arges Spiel, daß ich ihn für böseartig und obendrein schadenfroh erklären muß — ein Winter des Mißvergnügens ist dagegen ein Onkel, dem es nur halbernst ist mit seiner üblen Laune

ENTSAGUNG

*Wenn ich still und müde,
wenn ich traurig bin,
wenn die Tage trübe,
ohne Ziel und Sinn,*

*sehe ich dich schreiten
durch das reife Korn,
Rosenbüsche spreiten
um dich Blüt und Dorn.*

*Nie warst du mein eigen,
bist es ewig drum,
bis die Schatten steigen,
ich für immer stumm.*

G. H.

²⁾ „Briefe von Heinrich Schliemann“ (1936).

³⁾ Vgl. Dross, Ernst Barlach. Leben und Werk in seinen Briefen (1952).
P. Schurek, Begegnung mit Ernst Barlach (1946).

Marburg - die schöne alte Bergstadt

Wer mit der Main-Weser-Bahn von Kassel nach Frankfurt fährt und den Basaltberg der Amöneburg hinter sich hat, dem wirft sich plötzlich ein überraschender Anblick entgegen: Marburg selbst, die alte schöne Bergstadt, in gezacktem Profil, über seiner Stirn wie ein Helm das gewaltige Schloß.

Es ist in der Tat ein frappierender Eindruck, wie man ihn etwa in Italien im Hinblick auf Perugia und Arezzo, aber sonst in Deutschland nirgend hat: Mit einem einzigen Blick eine Stadt von über 40 000 Einwohnern umspannen zu können, als wäre es die gerahmte Skizze eines Künstlers. Der genialste



Marktbrunnen

Baumeister hätte das Bild dieser Stadt nicht kühner und eindrucksvoller planen und gestalten können — so, wie sie uns aus dem Mittelalter überliefert worden ist. Man könnte meinen, ein Zyklop habe gespielt und einen massiven Kegel zusammengedreht, der in die Spitze des Schlosses ausläuft und dann sei ein Künstler darüber geraten und habe die Häuser wie eine Herde graublauer Lämmer darüber geschüttet.

Dieses Wunder, das uns hinführt zu krummen, winkligen Gassen, zu dem alten viereckigen Marktplatz, zu ritterlichen Hof- und Fachwerkhäusern, zu Häusern, deren Eingang auf dem Dache liegt — ja, dieses Wunder von Marburg ist uns auch über den letzten Krieg erhalten geblieben.

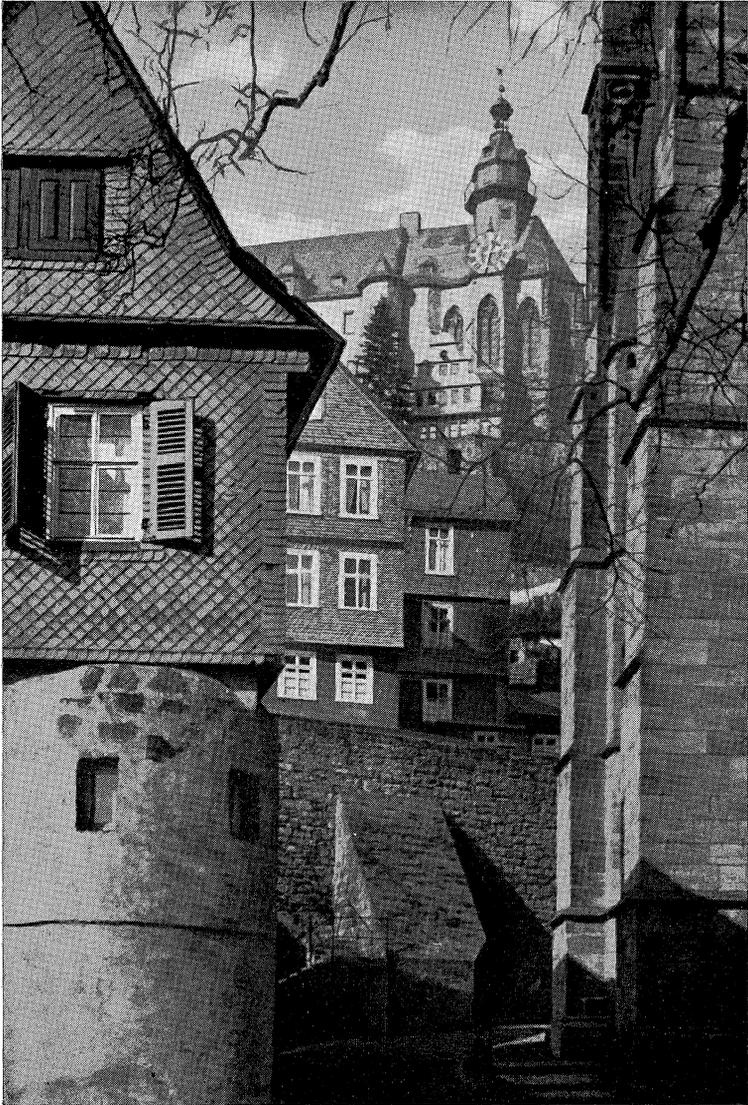
Im übrigen hat Marburg drei Mittelpunkte: die Elisabethkirche, das Schloß und die Universität. Sie bezeichnen seine Geschichte. Elisabeth, die große Heilige, war die erste aller mittelalterlichen Frauen, die ihre soziale Aufgabe erkannte. Sie wirkte nur drei Jahre, erregte dafür aber die ganze Welt und wurde nach ihrem Tode heilig gesprochen und in Marburg in der vollkommensten frühgotischen Kathedrale Deutschlands, jener herrlichen und jungfräulichen Elisabethkirche, beigesetzt. Auf dem Marburger Schloß mit dem schönsten gotischen Rittersaal Europas (der deutschritterliche in Marienburg wurde bekanntlich im letzten Kriege zerstört) wurde Philipp der Großmütige geboren, der die Reformatoren zu dem bekannten Marburger Religionsgespräch einlud und Marburg die erste protestantische Universität schenkte. Eine Universität, die heute noch mit ihren über 4000 Studenten das Gesicht dieser alten Bergstadt an der Lahn bestimmt. Dafür ist die Stadt selbst aber jung und fortschrittlich geblieben. Sie breitet sich immer mehr aus, und mit ihren wertvollen Archiven, Bibliotheken, Kliniken und Instituten ist sie der Treffpunkt für Tagungen und Kongresse, aber auch das Ziel für jeden, der einmal für Stunden glücklich sein oder ausspannen will.

Wer die alte Universitätsstadt Marburg an der Lahn besucht, wird an der St. Elisabethkirche nicht vorbeigehen, denn mit ihr erlebt man auf engstem Raum ein Stück Weltgeschichte und gewinnt erst das Verständnis für den Aufbau der alten Stadt, denn in dieser Kirche lag der Kern zur Entwicklung Marburgs, einstmals einer der bedeutendsten Wallfahrtsorte des Abendlandes. Jeder Abriß der Kunstgeschichte berücksichtigt diese Kirche, denn sie ist das älteste deutsche Meisterwerk, an dem der rein gotische Stil zur Durchführung gelangte.

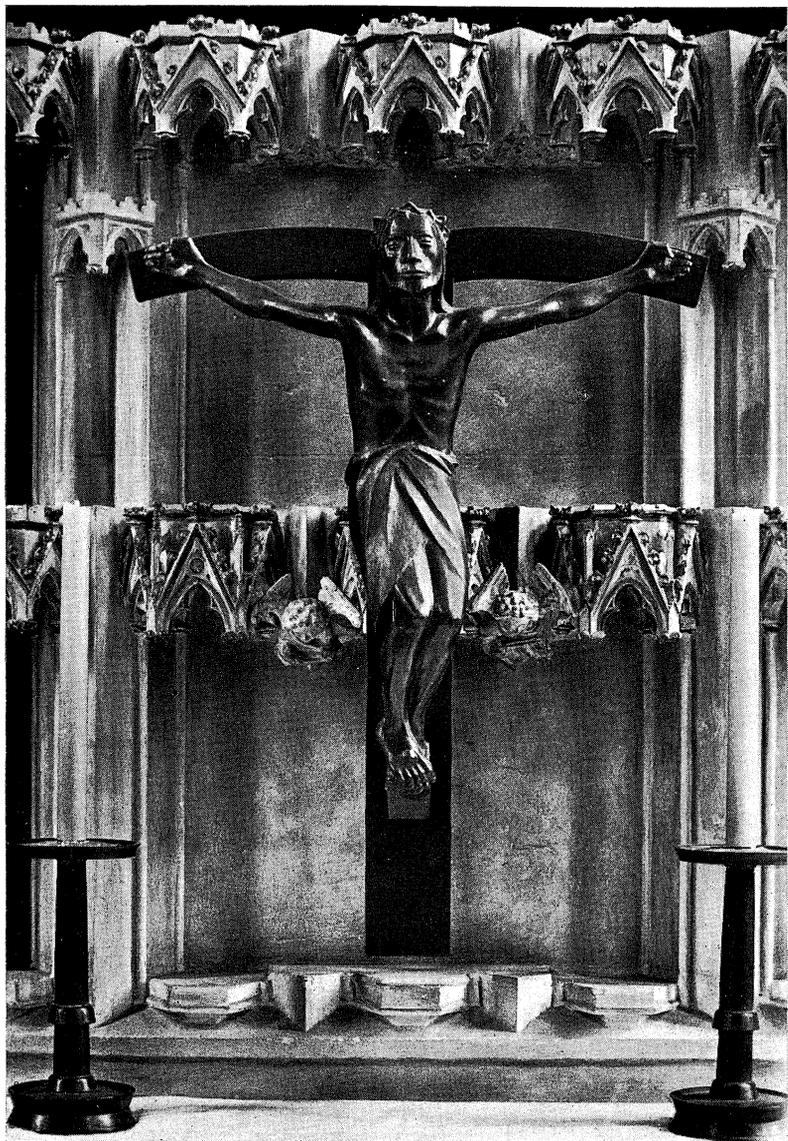
Schlicht und klar ist alles an diesem Münster, dessen Seitenschiffe so hoch getrieben sind wie das Mittelschiff. Mächtig ragen die zwei Türme, die die Stirn des Baues flankieren: zwei gotische Pyramiden, die den Himmel suchen. Unbeschreiblich grandios und fesselnd, wenn das Mondlicht daran herniederrinnt und die schwarz empordrängenden Massen sich in seine silbernen Reflexe tauchen.

Erbaut wurde diese Kirche zu Ehren jener Frau, die als 22jährige Witwe von der Wartburg nach Marburg kam, aber nicht das ihr zugewiesene Schloß bezog, sondern in einer elenden Lehmhütte hauste und ihr Leben der Pflege der Ärmsten und Kranken weihte, bis sie 24jährig, im Jahre 1231, verstarb. Die Gebeine der Heiligen sind in alle Winde zerstreut, aber der kostbare Schrein, der sie einst barg, hütet als wertvollster Domschatz wie das Gotteshaus selbst die Erinnerung an die heilige Frau. In der Kirche St. Elisabeth finden aber die zahlreichen Besucher auch die meisterhaft ausgeführten Grabdenkmale hessischer Fürsten, kunstvolle Seitenaltäre, unvergleichlich wert-

Fortsetzung auf Seite 18



Durchblick



Der Gekreuzigte

Barlachs „Gekreuzigter“ in der Elisabethkirche

Von Ernst Meyer

In über 25 Jahren ist der „Gekreuzigte“ von Ernst Barlach ein untrennbarer Bestandteil der gotischen Halle der Elisabethkirche in Marburg geworden. Mehrere Jahre hat er zwischendurch dem Druck politischer Forderungen weichen müssen. Innerhalb der Kirchengemeinde und im Kreis der zahlreichen Besucher wurden anfangs vielfach Bedenken ob der neuartigen Auffassung vernehmbar. Mir liegt heute noch die Äußerung einer gebildeten und kirchlich gesinnten Frau aus dem Oktober 1933 vor. „Mir erscheint“, so schreibt sie, „das Gesicht zu starr. Es fehlt der Ausdruck des Leidens oder der Ergebung in den Willen des Vaters oder seine Hingabe an die große Aufgabe.“ Inzwischen hat sich das Streitgespräch im Für und Wider beruhigt; wir haben die weitere Entwicklung der Kunst bis zur abstrakten, auch in der Kirche, seitdem erlebt und uns an das ehemals Neue gewöhnt.

Im ersten Weltkrieg, als 1916 die Materialschlachten in Flandern und vor Verdun zu bis dahin ungeahnten Verlusten führten, ist der erste Entwurf des Kunstwerkes entstanden, ursprünglich gedacht für Kriegerfriedhöfe, und so hat ihn der Künstler in seinem „Selbsterzählten Leben“ abgebildet, noch ohne Kreuz, vor einer Bretterwand hängend.

Barlachs Leben bedeutete Leiden. Sein Schaffen war, wie er selbst einmal sagt, eine „schöpferische und unaufhaltsame Ruhelosigkeit“. In den Jahren 1926—30 entstanden die Werke seiner tiefsten Aussagekraft — in Güstrow, Hamburg und Magdeburg. In ihnen war das große „Mitleiden“, vor allem mit den Müttern des ersten Weltkrieges. Schon im Jahre 1921 hatte es zu der ergreifenden Gestalt der „Betenden Mutter“ geführt, auf deren Herz sieben Schwerter zielen, mit der glaubensstarken Hoffnung in der Unterschrift:

„Min Hart blöt vor Gram, / Awers DU gifst mi Kraft.“

In Wirklichkeit führen diese Denkmale über die Trauer hinaus, sie schenken Kraft zum Ertragen des Leidens und sind ein Weg zur inneren Befreiung.

Dies gilt auch von dem Kruzifix. Das grausame Geschehen der Kreuzigung, das den Leib getötet hat, ist überstanden. Die Auswirkung seines stellvertretenden Leidens aber konnten ihm die Menschen nicht nehmen. Der Blick der halbgeöffneten Augen geht in die Ferne. Der stumm gewordene Mund scheint sich noch wie zu einem tröstlichen Wort öffnen zu wollen. Der dunkle Kreuzesbalken biegt sich in doppelter Schwingung wie unter einem unsäglichem Schmerz den ausgebreiteten Armen des Gekreuzigten entgegen. Die Dornenkrone gleicht sich in der Linienführung den Fialen und Baldachinen des Lettners an. Der Zusammenklang des in dunkler Bronze gegossenen Körpers mit dem hellen Stein der Lettnerwand zeigt sich demjenigen, der im Mittelgang vor dem Altar, ungefähr bei der fünften Bank, verhält und dann den Blick hinaufhebt in das Halbdunkel der Apsis.

Der Gesamteindruck des Werkes nach seinem religiösen Gehalt und der künstlerischen Gestaltung entspricht ganz der grundsätzlichen Forderung, die der Künstler an sich selbst stellte: „Man arbeitet ja nicht nur für sich, aus Freude am Schaffen, sondern auch in Verbindung mit der Vorstellung einer Wirkung am bestimmten Platze, aus dem Wunsche heraus, daß Ort und Werk ein Ganzes werden möge.“ — Wie bei vielen Werken der Kunst gilt auch hier das Wort, daß man mehrmals wieder vor sie hintreten muß und geduldig warten, bis sie zu einem sprechen.

volle Glasgemälde und schließlich auch die letzte Ruhestätte des greisen Feldmarschalls von Hindenburg und seiner Lebensgefährtin.

Hinter der fast aktuell zu nennenden Lebendigkeit der Erinnerung an die Heilige von Marburg treten die Erbauer des gotischen Domes, die Deutschordensritter, fast zurück, und nur wenige, die mit hellem Entzücken die um die Kirche zerstreuten Reste der Deutschordenskommende betrachten, wissen, daß sie vor dem Ausfalltor für jene rheinischen Kulturträger stehen, die von Marburg aus das Christentum in das heidnische Preußen und in den Osten trugen.

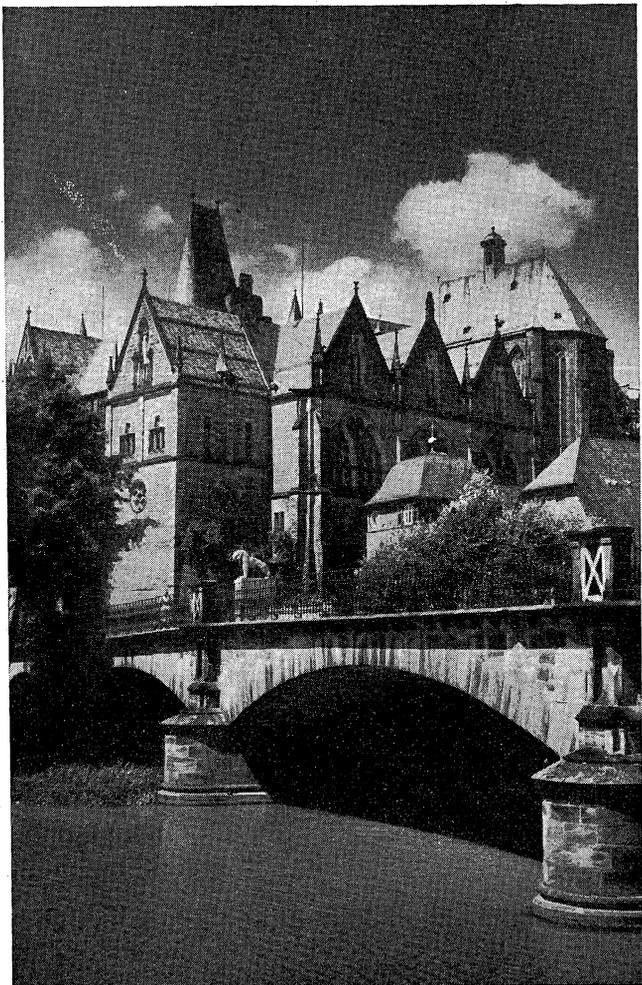
Hinter dem Deutschordensbezirk aber beginnt das Stadtviertel modernster Kliniken mit dem Denkmal des weltberühmten Gelehrten Emil von Behring, in denen das Werk der Heiligen, der leidenden Menschheit zu helfen, mit den neuesten Mitteln der Forschung weitergeführt wird.

Während St. Georg auf dem Brunnen im ständigen Kampf mit seinem Drachen liegt und aus den Röhren des achteckigen Brunnenkumpes das Wasser geruhsam plätschert, halten die beiden Hessentrinchen ein Schwätzchen. Fast könnte man meinen, auf dem Marktplatz eines kleinen Landstädtchens zu stehen, aber es handelt sich immerhin um den oberen Teil des Marktplatzes der alten Universitätsstadt Marburg.

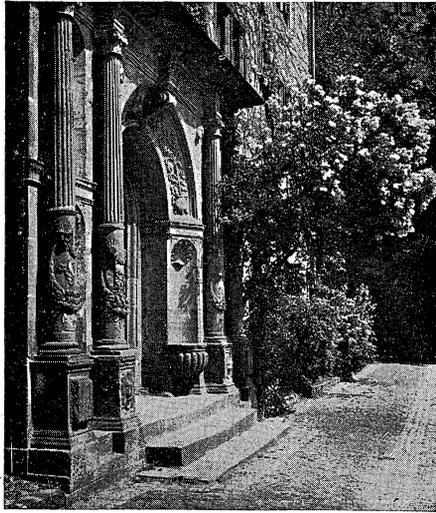
Ich sah den Markt wie eine stille Stube mit friedlichen Fachwerkwänden tapeziert. Darüber hing der ganze Himmel. Dann hörte ich die Rathausuhr die dritte Stunde des Nachmittags künden. Dazu blies ein Wächter von dem Turm, ein Hahn schlug mit den Flügeln und der Tod wendete die Sanduhr. Zwei vielumrankte Gasthausschilder riefen „Zur Krone“ und „Zur Sonne“. Hier ißt man neben der einfachen Fleischwurst delikate gebackene Schnecken und schlürft einen edlen Wein.

Marburg gilt überhaupt als Stadt der Kuriositäten. Eine einzige Hauptgasse zieht in halber Höhe durch die Stadt. Sie ist die Pulsader für das zu fließende und abfließende Leben. Aber sie biegt und knickt sich immerwährend und überrascht so das Auge beständig durch neue Bilder: vorspringendes Gebälk, geschnitzte Gesimse, Giebel und Erker. Sie ist aber auch die Geschäftsstraße und der Bummel zugleich für den Studiosus und sein Mädchen. An einer Stelle aber wird die Gasse so eng, daß angeblich Napoleon sich 1807 vergeblich bemühte, den erbeuteten Triumphwagen vom Brandenburger Tor in Berlin, in Stücke zerlegt, durch die Gasse zu zwängen. Der Giebel mancher Häuser ist gerade so hoch wie die nächsthöhere Straße, so steigt man über eine Holzbrücke neben dem Schornstein ein. Und die schiefergetürmte Pfarrkirche hängt mit ihrem Turm so schief wie der von Pisa. Die Mär erzählt uns, daß er sich vor einer Frau verneigte, die schweigen konnte. Es gibt hier oben aber auch in der Luft hängende Kaffees, gemütliche Studentenkneipen und sommers über aus allen Fenstern viele bunte Fahnen, wenn die Studenten ihre Feste feiern.

Steile Treppen führten mich schließlich hinauf zum Landgrafenschloß. Der Rittersaal dieser Burg ist Deutschlands bedeutendster gotischer Saalbau, neben



Universität



Renaissance-Portal

dem Remter der Marienburg, der während des letzten Krieges zerstört wurde. Aber da lag schon wieder das Tal vor mir. Aus dem bescheidenen Gewese der Häuser ragen die Türme von St. Elisabeth, Hauchdünn die Kirchturmspitzen, die leise hin und her zu schwanken scheinen, denn die Luft flimmert vor Sonne.

Vor mir liegt auch schließlich die neue Stadt mit ihren 42 000 Seelen und das Heer der Kliniken, Institute, Bibliotheken und Schulen — aber alles bleibt ein Stück Natur, denn über Gärten hinweg verliert sich der Blick zu großen und hohen Waldbergen, die wie ein Mantel die vielleicht kostbarste aller burggekrönten Städte umfassen.

S.

Memento

*Die Tage zerrinnen, die Monde vergehn,
Ein Jahr sinkt dahin wie ein fallendes Blatt.
Und rückschauend weißt du: Versuch und Versehn.
Und keines ist da, das Beständigkeit hat.
In diesem Jahrhundert ist treu nur das Leid —:
Sei gültig und duldsam! Auch dich holt die Zeit.*

Fritz Hagemann

Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte

Vorgeschichte, Frühgeschichte und Geschichte bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts.

von Paul Steinmann

I.

*Von der Urzeit bis zur Erhebung des Burgfleckens Stargard zur Stadt
am 11. Januar 1959*

In einigen Gegenden des Landes Stargard ist der Mensch als Jäger, Fischer und Hackbauer bereits in der mittleren Steinzeit (10 000 bzw. 6000 bis 3000 v. u. Z.) nachzuweisen. Das geht aus den von ihm hinterlassenen Geräten hervor. So befinden oder befanden sich in den Museen zu Neubrandenburg und Neustrelitz einige grob zugehauene Feuersteinbeile (sog. große Kernbeile), Walzenbeile aus Felsgestein, Rothirschgeweihhacken oder -äxte mit Schaftlöchern und gekerbte Knochenspitzen für Harpunen.

In den letztvergangenen Jahrzehnten wurde aber, vor allem durch Walter Karbe und Adolf Hollnagel, eine andere Art von Geräten aus Feuerstein im Gelände ermittelt. An manchen Stellen häuften sich die Funde derart, daß man von Werkstätten sprechen kann. Es kamen dabei zutage zahlreiche kleine Kernbeile, Klingen, Schaber, Kratzer, Stichel, Bohrer usw. sowie zahllose Kleinstgeräte (sog. Mikrolithen), die als Pfeilspitzen und Harpunenwiderhaken (mit Harz in Holzschäfte eingelassen) oder als Angelhaken verwandt wurden. Diese Funde stammen ganz überwiegend aus den an Seen und Flußläufen besonders reichen sandigen Gegenden der südlichen Hälfte unserer Heimat. Hier lagen die Siedlungsplätze in unmittelbarer Nähe des Wassers auf ständig waldfreien Stellen oder auf Dünen, wo die Menschen trocken wohnen und ihre Abfälle ins Wasser werfen konnten. In der nördlichen Hälfte des Landes Stargard, wo die Seen, Flüsse und Bäche nicht so stark in Erscheinung treten und wo vor allem der schwere Lehm Boden vorherrscht, sind Mikrolithenfunde recht selten.

Es besteht jedoch die Möglichkeit, daß die in früheren Zeiten auf der Gemarkung von Stargard oder in der Nähe vorhandenen Seen bereits in der Mittelsteinzeit von Fischern und Jägern aufgesucht wurden und daß diese sich hier auf geeigneten Horsten zeitweise niedergelassen haben. — Vielleicht geben hierüber eines Tages Zufallsfunde oder systematisch betriebene Untersuchungen Aufschluß! — In Frage kämen für derartige mittelsteinzeitliche Fischer- und Jägerstationen die nächsten Umgebungen des im 17. Jahrhundert vom Amte abgelassenen Bargensdorfer Sees sowie die des vorderen, des mittleren und des hinteren Stubbendieks. — Bis auf geringe Reste erscheinen heutzutage beide Gebiete als Wiesen und Sümpfe. — Die Stubbendiecke waren im 17. Jahrhundert noch ausgedehnte Teiche. Als sie im 30jährigen Krieg der Fische wegen von Soldaten abgelassen wurden, überschwemmten die Wassermassen die tiefer gelegenen Teile der Stadt! — Wenn im Herbst aber der Nebel niedrig über den Wiesen und Mooren liegt, werden uns Seeflächen vorgetäuscht. Wir erschauen und erleben dann diese mit den Augen und Sinnen der Urzeitmenschen!



3000 -
1600
v. u. Z.

Die frühesten, bislang auf den Gemarkungen der Stadt Burg Stargard und der umliegenden Dörfer ermittelten Bodenfunde stammen aus der jüngeren Steinzeit, der Epoche der geschliffenen und durchbohrten Steinwerkzeuge und -waffen. Vom Burgberg und vom Amts-(Bauhof-)Gebiet wurden bereits vor dem Jahr 1822 ermittelt: ein breites Feuersteinbeil und drei Felsgesteinäxte, davon das eine mit angefangener Durchbohrung. Ein flaches Feuersteinbeil fand Professor Eugen Bracht im Jahr 1900 am südwestlichen Abhang des Burgberges. Aus der Stadt stammen: eine Felsgesteinaxt (Streithammer) aus Granit mit Schaftloch, beim Ausgraben eines Kellers, und ein Feuersteinbeil, in einem Garten gefunden. Auf der Feldmark fand man aus Grünstein: ein dünnackiges Beil an dem Weg nach Sabel, ferner je einen Axthammer am Hunnenberg (an der Sabeler Feldmarkgrenze) und in den Hufentannen. Hinzu kommen drei Axthämmer aus Felsgestein sowie zwei Beile und eine Lanzenspitze aus Feuerstein, deren genaue Fundorte unbekannt sind. Aus der Umgebung ist bemerkenswert ein flaches Steinhügelgrab der Oderschneiderkeramiker, nahe dem Forsthaus Bannenbrück 1909/10 durch den Neustrelitzer Archivar Gustav von Buchwald aufgedeckt.

In der Hauptsache war unsere Heimat in der Epoche der jüngeren Steinzeit von Ackerbauern und Viehzüchtern besiedelt. Daneben war noch eine Jäger- und Fischerbevölkerung vorhanden; ihre Flachgräber wurden bei der Krappmühle (westlich Neubrandenburg) und bei Klein-Quassow ermittelt. Von den für die jüngere Steinzeit besonders charakteristischen Grabformen, den Großsteingräbern (sog. Hünengräbern) der Megalithkultur, ist bei Stargard kein

einziges vorhanden oder vorhanden gewesen. Megalithgräber (Familien- oder Sippengräber) sind überhaupt im Lande Stargard selten. Einige wenige waren in der Umgegend von Friedland und eins im Nemerower Holz bei Neubrandenburg in früheren Zeiten vorhanden. Sie wurden Opfer des Chausseebaus! Für unsere engere Heimat sind charakteristisch die Steinkistengräber der Einzelgrableute. Das nächstgelegene Steinkistengrab ist das wiederhergestellte südlich von Neubrandenburg. In größerer Zahl waren sie einst an der Datze, bei Friedland, in der Gegend von Baseritz und Rossow vorhanden, bis auch sie ihre Steine für den Chausseebau hergeben mußten. — Gegen Ende der jüngeren Steinzeit verschmolz die Kultur der Ackerbau treibenden Megalithleute mit derjenigen der Viehzüchter der Einzelgräber (Schnurkeramiker) zu einer einheitlichen Bevölkerung, wie aus Gräberarten und Bodenfunden hervorgeht.

Die Mischbevölkerung, deren Völkerschaftszugehörigkeit nicht genauer bekannt ist, war hernach Trägerin der Kultur der Bronzezeit. — Für die ältere Bronzezeit sind charakteristisch die großen Hügelgräber (Kegelgräber). Vielleicht haben wir es mit solchen zu tun mit dem Schnakenberg (rechts am Aufgang zur Burg) und mit dem Hunnenberg. — In der Quastenberger Koppel wurde beim Bau der Teschendorfer Chaussee eine Steinkiste ausgegraben, sie enthielt: eine wannenförmige Deckelurne und eine doppelkonische Urne mit Leichenbrand, eine Bronzeaxt mit Schafttülle (sog. ungarische Streitaxt), ein zerbrochenes Dolchblatt und Reste einer Bronzenadel. Außerdem stammen von der Stargarder Feldmark oder aus nächster Umgebung (Quastenberg, Bagensdorf) sog. Handberge (Armspiralen), je ein offener massiver Ring, Vollgriffdolch (Fragment), Absatzbeil, eine sog. Löffelaxt, zwei Barrenringe und ein Dolch. In den Hufentannen wurde 1843 eine Gruppe von Steinhügelgräbern mit Leichenbrand in Urnen aufgedeckt, dabei ermittelte man als Beigaben je eine Armspirale und Bronzenadel mit Platte. Diese Art der Bestattung trat bereits im Verlauf der älteren Bronzezeit allmählich an die Stelle der bis dahin geübten Sitte der Körperbestattung. — Bald nach der Mitte des 19. Jahrhunderts soll in den Hufentannen ein ziseliertes Bronzegefäß (sog. Hängbecken) gefunden worden sein. Das würde aber bereits der jüngeren Bronzezeit angehören. Ein jungbronzezeitliches Urnenfeld konnte im Jahre 1904 auf dem westlichen Teil des Abhangs des Burgplateaus vom Verfasser angeschnitten werden. (Ermittelt wurde eine unverzierte Urne mit Leichenbrand, als Beigaben ein kleiner bronzener Griffzungendolch und Fragment einer Bronzenadel, neben der Urne ein kegelförmiges tönernes Webstuhlgewicht).

Die Bronzezeit ist die Epoche einer hochentwickelten Bronzezüßtechnik von oft wahrhaft künstlerischer Formgebung. Ihre Fabrikate wurden zunächst durch Händler aus südöstlichen Gegenden in Austausch gegen Tiere, Felle, Bernstein usw. ins Land gebracht. Hernach aber entfaltete sich ein bodenständiges Handwerkertum, das aus importiertem Rohmaterial (Bronzebarren) in Gußformen Waffen, Geräte und Schmuckgegenstände herstellte.

In der Eisenzeit entwickelte sich aus der Technik des Bronzegusses eine bodenständige Industrie durch Verhüttung von anstehendem Raseneisenerz zu schmiedbarem Eisen. — Voran ging eine Periode, in der eiserne Gegenstände aus dem südöstlichen Teil der Alpen importiert wurden. — Neben

1600 -
600
v. u. Z.

600 v. -
500
n. u. Z.

Bemerkungen zu der Skizze: Stargard 1727

Das im Stargarder Rathaus aufbewahrte Exemplar der Stadtkarte von [1727], nach dem die Skizze 1925 angefertigt wurde, verbrannte 1945. Ein zweites Exemplar wurde in späteren Jahren im Mecklenburgischen Landeshauptarchiv zu Schwerin ermittelt. — Nach diesem, nach einem Plan von 1758, nach Plänen des 19. Jahrhunderts sowie nach Urkunden und Akten einige [Ergänzungen.] — Beide Exemplare ohne Jahreszahl, diese ergab sich aus 1945 verbrannten Akten, die Verf. 1925 benutzte. — Stadtplan, Urkunden und Akten zeigen, daß die neuzeitliche Stadt aus zwei mittelalterlichen Elementen zusammengewachsen ist: 1.) aus dem ehemaligen, deutschrechtlichen großen Angerdorf, das sich zu einem Burgflecken entwickelte, der 1259 zur Stadt erhoben wurde, zwischen Goyen-Berg (Papageien-Berg), mit den alten landwehrartigen Schanzen, und Mühlenbach gelegen, und 2.) aus der Amtsfreiheit, zwischen Mühlenbach und Straße von der Burg. Diese gabelte sich am Ziegenmarkt (6.) in die Lange Straße, die über den Bach zum Anger (Markt) und in die Kurze Straße (Hospitalstraße), die zum Klüschenberg führte. Am Ziegenmarkt, also auf altem Amtsgebiet, lag das Hl.-Geist-Hospital (7.) mit Nebengebäuden. — Das wendische Dorf Stargard lag auf dem Gelände des späteren, gleichfalls auf altem Amtsgebiet erbauten, 1576 abgebrochenen St.-Jürgen-(St.-Georgs)Hospitals, zwischen dem Mühlenbach und der Straßengabelung, also hart östlich des uralten Weges, der nach der Burg und in einer Abzweigung nach Rowa führte. — Auf dem Anger lagen bis zum großen Stadtbrand von 1758: Rathaus (3.), Küsterhaus (4.) und Haus eines Bäckers (5.). Nach dem Brand wurde der alte Dorfbauer verkürzt und in einen viereckigen Markt umgewandelt. Die Häuser 3—5 wurden nicht wieder aufgebaut. — Neben der Kirche: Praepositur (1.) und Schule (2.). Das südliche Seitenschiff der ehemaligen Basilika war 1727 noch vorhanden, es wurde nach dem Brand von 1758 abgebrochen. Das nördliche Seitenschiff vernichtete wahrscheinlich der große Brand von 1703. — Anlage des ältesten Kirchenschiffes als „dreischiffige Pfeilerbasilika nach romanischer Art, aber schon mit den stumpfen Spitzbögen des Übergangsstiles“ (E. Brückner in: Mecklbg.-Strel. Kunst- und Geschichtsdenkmäler, I, 3, 1929, S. 116), Ausführung größtenteils in Felsgestein, ehemaliger Wehrturm und überhaupt ganzer Stil lassen erkennen, daß mit dem Bau des Westhauses der Kirche schon in der pommerschen Zeit, also vor 1236, angefangen sein muß. — Vorläufer offenbar hölzerne Kapelle. Es ist daher anzunehmen, daß das Angerdorf Stargard mit seinen Hüfnern und Hufenbesitz bereits in der pommerschen Zeit gegründet wurde. — Auf dem Originalplan sind nur einige bemerkenswerte Häuser besonders gekennzeichnet, sonst die Häuserzeilen durch Schattierung. — Der St. Georgsbach ist vom Verfasser der Vollständigkeit halber mit eingezeichnet, er fließt in Wirklichkeit rd. 100 Ruten nördlicher. Der Galgen stand 1727 nicht mehr auf dem Galgenberg, sondern auf der Höhe rechts des Weges nach Pragsdorf und Friedland. 1727 war nur das Neubrandenburger Tor ein [Fachwerk-]Torhaus, die übrigen 4 „Tore“ bestanden nur aus Staketentoren mit Schlagbäumen.

Waffen und Geräten aus Eisen verwandte man noch lange die Bronze für Schmucksachen oder Gebrauchsgegenstände, insbesondere für Fibeln (Gewandspangen). — Die Bestattungsart war zunächst noch das Urnenfeld mit Leichenbrand, gegen Schluß der Epoche wieder das Skelettgrab. — Aus der älteren Periode befindet sich vielleicht ein Urnenfeld auf dem östlichen Teil der Burgberghochfläche. An Einzelfunden wurden ermittelt: auf der Stargarder Feldmark eine kugelige, einhenkelige Urne mit Leichenbrand und auf der Sabeler Feldmark eine Urne mit Leichenbrand, als Beigabe eine gekröpfte Bronzenadel mit Schälchenkopf. — Aus der jüngeren Eisenzeit (Germanenzeit) stammen Scherbenfunde vom Nord-, Nordwest- und Südrand des Burgbergplateaus. Je drei Trogmühlen und runde Reibsteine befinden oder befanden sich im sog. Neuen Schloßgarten.

Seit Beginn unserer Zeitrechnung stand unsere Heimat unter dem Einfluß der römischen Kultur, wie aus Importwaren und römischen Münzen hervorgeht. Bereits in den ersten Jahrhunderten nach unserer Zeitrechnung wurde der bodenständige germanische Stamm unserer engeren Heimat von dem Strudel der Völkerwanderung erfaßt. Das Land wurde allmählich volksarm bis menschenleer. Die letzten Bodenfunde aus der germanischen Epoche, die bislang in der Umgebung von Stargard und überhaupt im Lande Stargard ermittelt werden konnten, stammen aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung, und zwar vom Christinaberg, östlich von Bargensdorf. Der Sage nach ein Grab der Riesin Christina oder nach Zander frühester Standort des Stargarder (!) Galgens (Daniel Zander: Stoff zur Landeskunde von Mecklenburg-Strelitz, 1889, 2. Teil, S. 144). Zander meinte, die Gerippe könnten vielleicht die Leiber von massenhaft Gerichteten oder auch von vielen Toten gewesen sein, die von einer „verheerenden Seuche in kurzer Zeit dahingerafft wurden“. — Wir haben es hier, wie so oft, mit sog. aitiologischen Sagen zu tun. Man wollte die Ursache erklären, weswegen hier früher Skelette bei der Entnahme von Sand zutage getreten waren! — In größerer Anzahl wurden dort slawische Skelette und Keramik beim Bau der Eisenbahn im Jahre 1874 aufgedeckt. Dann ermittelten Walter Karbe und Franz Engel, unterstützt von sechs Stargarder Schülern, 1932 und 1934 unmittelbar nördlich von den slawischen Gräbern germanische Skelettgräber. Aufgedeckt wurden zwei Männergräber ohne Beigaben, ferner drei Frauengräber mit sehr interessanter Ausstattung: zwei Halsketten aus römischen Glasperlen und einigen Steinperlen, mit je einem kleinen Mittelmeerschneckengehäuse samt je einem bronzenen, eimerförmigen kleinen Anhänger, „mit einer Art von Weihrauch gefüllt“, eine „sehr kunstvoll gearbeitete Rundfibel aus Silber und Bronze, mit einer Bernsteinperle in der Mitte“. Schließlich gehörten zu den Funden noch drei kunstvolle Knochenkämme, eine silberne, einige bronzene und eine eiserne Armbrustfibel, ein Fingerring aus geperltem Silberdraht und zwei dünne Bronzenadeln. Einige von diesen Beigaben stammten aus dem Grab eines etwa 14 Jahre alten Kindes. — Das zugehörige Germanendorf lag anscheinend im Bachtal. 1935 wurden dort bei Bauarbeiten für die Flachsröste Kulturschichten angeschnitten, wobei man Keramik ermittelte, welche der aus den Gräbern ähnlich war; ferner fand man zwei Handmühlen, die eine in Trogform, die andere mit einer Durchbohrung in der Mitte. — Was die Gräber anbetrifft, so waren die der Erwachsenen mit dem Gesicht nach Süden, nach der Burg zu, orientiert, das Kind aber mehr nach Westen, nach Bargensdorf zu. „Ob der Südrichtung eine gewisse Bedeutung beizumessen

ist, dürfte schwer zu entscheiden sein. Zweifellos hatte die Stargarder Burghöhe schon in der Germanenzeit eine Bedeutung als Befestigung und wohl auch als Kultstätte. Es wäre ja möglich, daß die in ihrem Bannkreis ruhenden Toten nach diesem Mittelpunkt gewendet worden sind.“: Walter Karbe in: „Mecklenburg“, Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg, 31. Jahrgg., 1936, S. 8.—10.

Westslawische Stämme rücken in die nördlich der Elbe gelegenen Gebiete ein. Unsere Gegend wurde von dem wendischen Stamm der Redarier besiedelt. — In der Hauptsache waren die Wenden Viehzüchter, Fischer, Jäger und Waldbienenzüchter. Der Ackerbau hatte nebengeordneten Charakter. Bevorzugt wurden von den Wenden die leichten Böden, die sie mit dem hölzernen Haken bearbeiteten. Sie nutzten ihre Ländereien in Form der wilden Feldgras- und Feldwaldwirtschaft. Die Dreifelderwirtschaft und der Pflug mit eiserner Spitze wurden erst im 12./13. Jahrhundert von den deutschen Siedlern eingeführt. — Auf der Höhe des weithin das Land beherrschenden Burgbergs fanden die Wenden einen verlassenen Burgwall vor und bezeichneten ihn als „stari gard“, d. h. alte Burg. Sie besetzten und bauten einen Teil des Burgwalls aus und besiedelten die anschließende Hochfläche an drei Stellen (Scherben hauptsächlich am Ostrand, aber auch am Südrand und auf dem Feld nördlich der Burg). Ferner legten sie Siedlungen an in der Talniederung des Stargarder Baches; östlich des Christinaberges, zwischen Bahnhof und Bach, 800 m östlich der Kirche im Winkel der Chausseen nach Dewitz und Teschendorf (hier: Herdstelle, Lehmewurf; aus Eisen: Messer, Sporn, Haken, Krampen; ferner Tierknochen und Fischschuppen). Außerdem wurden 1911 bei Fundamentierungsarbeiten des Technikums ein Hängetopf und 1939 rechts der nach Teschendorf führenden Chaussee am Stadtausgang ein Gefäß gefunden. — Es ist anzunehmen, daß auf dem Burgwall der Sitz eines redarischen Gaufürsten war und daß die Burg politischer Mittelpunkt des von ihr beherrschten Landes wurde. Das muß schon früh nach dieser seiner Hauptburg bezeichnet worden sein, wenn auch die „terra Staregard“ urkundlich erst im Jahre 1236 erwähnt wird. — Quellen für die Vor- und Frühgeschichte: Robert Beltz: Vorgeschichte des Landes Stargard, in: Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz, I. 1, 1921, S. 6ff. (Es ist nicht sicher, daß die schöne große Bronzenadel mit rundem Scheibenknopf und reich profiliertem Schaft auf der Stargarder Gemarkung gefunden wurde). Ewald Schuldt: Mecklenburg urgeschichtlich, 1954, S. 23ff. Zugangskataloge, Karteien, Karten und Ortsakten des Museums für Ur- und Frühgeschichte in Schwerin. Vgl. noch: Adolf Hollnagel: Zur Ur- und Frühgeschichte des Kreises Neubrandenburg: Uns' Heimat, Heimatblätter für den Kreis Neubrandenburg, 1956, Heft 2, S. 3 ff. Adolf Hollnagel: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler und Funde des Kreises Neustrelitz, 1958, S. 13 ff.

Karl der Große schließt ein Bündnis mit den Obotriten gegen den Großstamm der Wilzen (Liutizen), zu dem auch der Stamm der Redarier gehörte. — Das Jahr 780 gilt im allgemeinen als das erste historisch bezeugte Datum der Landesgeschichte.

Seit Karls des Großen Zug gegen die Wilzen im Jahre 789, auf dem sie u. a. mit Hilfe der Obotriten unterworfen wurden, sind die deutschen Kaiser und Könige bestrebt, die Grenzen ihrer Lande gegen den Osten zu sichern,

Um 600
n. u. Z.

780

789

die Wenden zu unterwerfen und mit Hilfe der Kirche zu christianisieren. — Die Wenden leisteten Jahrhunderte lang zähen Widerstand.

950 -
1050

Aus dieser Zeit stammt ein Silberschatzfund, der um 1890 in einem Garten in der Nähe des Klüschenbergs beim Kartoffelgraben geborgen wurde. Der Fund bestand aus einer großen Anzahl von Münzen, sächsischer und fränkischer Prägung, aus sog. Wendenpfennigen sowie aus einer Runenmünze des Dänenkönigs Sven Estrithson. — Silberfunde aus der Wendenzeit (Münzen, z. T. orientalischer Herkunft, Schmuck, Hacksilber) wurden im Lande Stargard bislang häufiger ermittelt als in andern Gegenden Mecklenburgs (im alten Sinne). — Von besonderer Bedeutung ist der Silberschatzfund (Schmucksachen und Münzen, sog. Wendenpfennige), von Blumenhagen aus der Zeit 1050—1100, der im Jahre 1924 von Walter Karbe gehoben wurde. — Diese Silberfunde weisen auf die Bedeutung des Landes Stargard für den Handels- und Durchgangsverkehr in der Wendenzeit hin. — Aus den Geländebeziehungen, aus Siedlungsresten, aus Boden- und Schatzfunden, aus Orts- und Flurnamen sowie aus alten Karten geht folgendes hervor: Es kreuzten sich in der Wendenzeit zwei Haupthandels- und Verkehrsstraßen in der Stargarder Talung zu Füßen der Burg, entsprechend ihrer Bedeutung als Zentrum der Verwaltung des Landes: 1. Die Südost-Nordstraße kam von der Oder her und verlief über die Gegend: Templin, Lychen, Beenz, Triepkendorf, Koldenhof, Dolgen, Cantnitz, Stolpe, Gramelow, Teschendorf nach Stargard. Hier, am Nordwestausgang der Talung, gabelte sich die Straße. Die erste verlief am Ostufer des Baches über die Gegend: Eigelcksberge, slawisches Dorf Nicakowe, Papiermühle, Hinterste Mühle, die zweite auf der Westseite des Baches. Sie verließ dessen Tal beim Christinaberg, ging über die Höhe und verließ diese östlich von dem slawischen Dorf Steep. Beide Straßen stießen bei dem slawischen Dorf Wigon bzw. auf dem Sandhorst, auf dem 1248 ff. Neubrandenburg erbaut wurde, zusammen. Von hier ab führte eine Straße in nordöstlicher Richtung die Datzebachtalung aufwärts über Küssow, Warlin (Schatzfund), Sadelkow nach dem slawischen Dorf, das der Vorgänger von Friedland war (Schatzfund) und von dort über den Kavelpaß nach Anklam und Wolgast. Die andere Straße überschritt bei dem Fährort Broda den Tollensefluß; teilte sich bald (bei der Hopfenburg bzw. hart jenseits Weitin) in drei Straßen. Von diesen führte die erste in nördlicher Richtung über Treptow, Demmin nach Stralsund und nach der Insel Rügen, die mittlere über Malchin nach dem Nordwesten und die dritte über Penzlin nach dem Südwesten. 2. Die alte Südost-Nordstraße wurde in der Stargarder Talung gekreuzt von der alten Handelsstraße, die aus dem Südwesten von der Elbe bei Havelberg her kam und über Wittstock, Mirow, Wesenberg, Gr.-Trebrow, nordwestlich von Strelitz über den ehemaligen Lewitzer Krug (Knakenkrug) und den Roden Krug nach Usadel (wendische Siedlungsreste) verlief und von dort über Zachow oder Krickow, Ballwitz (wendische Siedlungsreste), Rowa unmittelbar auf das slawische Dorf Stargard hin führte. Von hier ab verlief die Straße über den Anger (Markt) des späteren deutschen Ortes Stargard in östlicher Richtung über Quastenbergr (wendische Siedlungsreste), Dewitz, Alt-Käbelich, Canzow nach der Gegend von Woldegk (wendische Siedlungsreste ö. und n. vom See). Dort gabelte sich die Straße. Rechts verlief sie über den Paß von Wolfshagen (Blankenburg) nach Prenzlau, links über Mildnitz, Strasburg, Pasewalk nach Stettin. — Ob bereits in der Wendenzeit vom Stargarder Anger eine Nebenstraße in nordöstlicher Richtung über Bann-

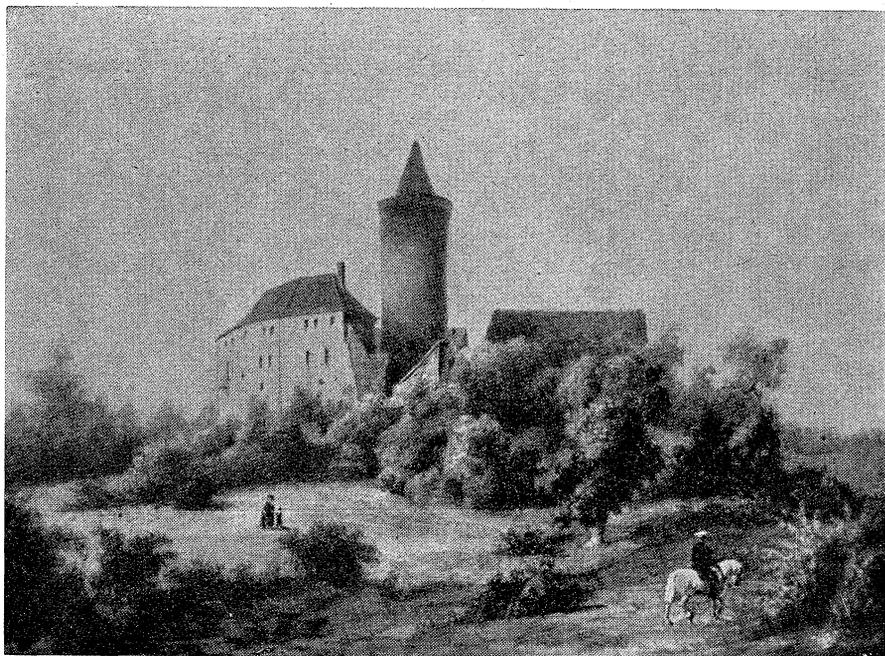
brück, Pragsdorf, Warlin nach Friedland führte, ist ungewiß. Dafür könnte der Pragsdorfer Schatzfund sprechen, dagegen der Anfang der Straße, der durch einen dem Augenschein nach künstlichen langen und tiefen Hohlweg auf die Grundmoränenhochfläche hinaufführt, auf der die Hufen des deutschen Ortes Stargard lagen. Jedenfalls aber wurde die in entgegengesetzter Richtung von dem Stargarder Anger zur Burg führende steile Straße mit ihrem tiefen Hohlweg erst angelegt, als 1236 ff. die deutsche Burg von den brandenburgischen Markgrafen erbaut wurde. Auch die Fortsetzung dieser Straße, die an der Burg vorbei, gleichfalls durch einen Hohlweg, nach Holldorf und Godenswege (deutsche Ortsnamen!) führt, ist erst 1236 ff. angelegt worden. — Über den uralten natürlichen Weg zur Burg vgl. unter 1244. — Ewald Schuldt: Die slawische Keramik in Mecklenburg: Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 5, 1956, S. 61 ff. — Von den Darlegungen von W.-H. Deus in: Die Straßen des Landes Stargard (Mecklenbg.-Strel. Geschichtsblätter, 9, 1933), der die spätere Zeit behandelt, weiche ich naturgemäß stärker ab. Hingegen stimme ich mehr überein mit E. Brückner (Carolinum, 24. Jahrgang, Nr. 27, 1958): Verkehrswege im Wandel der Zeit.

König Lothar unternimmt einen Kriegszug in das Wendenland, dabei wird der im Lande der Redarier gelegene Tempelort Rethra (richtiger Riedegost) zerstört. — Seine Lage, für die man seit dem Jahre 1519 über 20 verschiedene Orte namhaft gemacht hat (darunter auch den Stargarder Burgberg!), konnte bislang mit Sicherheit nicht ermittelt werden. Jedenfalls lag Rethra nicht, wie Schuchhardt glaubte bewiesen zu haben, auf dem Burgberg am breiten Lucinsee bei Feldberg: die dort ermittelte Keramik ist bedeutend älter als 1126/27 oder als 1068/69 (so von Schuchhardt wohl irrtümlicherweise als Zeit der Zerstörung angegeben). (Verf. verweist hier auf seine im Druck befindliche Arbeit: „Bauer und Ritter in Mecklenburg“, Teil II, Ostmecklenburg, in dem alle das Land Stargard betreffenden Fragen behandelt sind. Vgl. noch: Willy Bastian in: Bodendenkmalpflege in Mecklenburg, Jahrb. 1955, 1957, S. 172 bis 177.

Sogenannter Wendenkreuzzug. — Von neuzeitlichen Historikern mit Recht als „das törichtste Unternehmen des Jahrhunderts“ bezeichnet. Es war töricht, den Wenden eine bessere Religion und Weltanschauung mit Gewalt aufzuzwingen!

Als Folge dieser Ereignisse wurde wahrscheinlich im nächsten Jahr das Land der Redarier von den christianisierten slawischen Fürsten Pommerns unterworfen. Auf dem Stargarder Burgwall saß vermutlich seit dieser Zeit ein pommerscher (christlicher) Kastellan als Verwalter der Burg und des Landes Stargard. (So ist meine frühere Ansicht, daß diese Gegend erst nach Niclots Tod im Jahre 1160 an Pommern gefallen ist, vgl. Nr. 23/24 der Caroliner Zeitung, S. 8, zu berichtigen. Stn.)

Kasimir, Fürst von Pommern, stiftet das hart jenseits der Grenze des Landes Stargard gelegene Kloster Broda (bei Neubrandenburg). Allerdings sollten noch etwa 70 Jahre vergehen, bis das Kloster wirklich errichtet wurde. Die Zeitverhältnisse verhinderten es. Um 1244 wird die Urkunde von 1170, welche nur wenige Dörfer als Dotationsgut enthielt, von den Brodaer Mönchen durch Neuanfertigung verfälscht. Es werden nicht weniger als 27 weitere Dörfer samt dem Landstrich zwischen den Seen Liepz und Wohlitz



*Burg Stargard nach einem Ölgemälde von Riefstahl
Im Vordergrund der Oberlanddrost von Kamptz auf seinem Schimmel*

in die Fälschung eingefügt! — Unter den hineingefälschten, in „Raduir“ (d. h. im Redarierlande) gelegenen Dörfern („villis“) wird auch „Stargard“ aufgeführt.

um 1244 Dieses somit zuerst um 1244 genannte Dorf Stargard ist nicht, wie u. a. in Staatskalendern vermerkt wurde, mit der Burg und auch nicht mit dem deutschen Ort Stargard identisch, sondern es war das alte wendische, in dem Gelände Bahnhof-Bach gelegene Dorf Stargard (vgl. unter 1364 und 1357). Das lag dort, wo zur slawischen Burg Stargard aus dem Bachtal der einzige alte natürliche Weg (Weinbergsweg, Klein Hagen, Messeweg) hinaufführte. Wohl noch im 13. Jahrhundert (sicher vor 1364) ging es unter, indem seine Bewohner sich vermutlich in dem deutschen Ort Stargard niederließen. In den Steuerregistern von 1496, 1550 und 1573 begegnen uns auch einige Stargarder Bürger mit wendischen Namen (Dalge, Kulan, Tideran, vielleicht auch Drull).

1236 Juni 20. Vertrag zu Kremen: Die „terra Staregard“ und „terra Bezeriz“ werden von Pommern an die Markgrafen von Brandenburg abgetreten. Der Pommernherzog Wartislaw sah sich hierzu genötigt, weil er die Brandenburger als Rückendeckung und als Bundesgenossen in seinem Kampf mit dem Bischof von Schwerin und mit den mecklenburgischen Fürsten aus Niclots Stamm gewinnen mußte. — Der Obotritenfürst Niclot war im Jahre 1160 im Kampf

mit Heinrich dem Löwen, Herzog von Baiern und von Sachsen, vor seiner Burg Werle bei Schwaan gefallen. — Die terra Beseritz, die noch im 13. Jahrhundert in die terra Stargard aufging, ist mit dem sog. Werder, dem Landstrich zwischen Tollensefluß und dem Datzebach, identisch. Die Südgrenze der alten terra Stargard verlief, in großen Zügen angedeutet, aller Wahrscheinlichkeit nach über die Gemarkungen (einschließlich) der heutigen Dörfer: Wrechen, Cantnitz, Watzkendorf, Wanzka, Rollenhagen, Blumenhagen, Weisdin und Prillwitz. Von hier ab bildeten im Westen die Grenze: die Lieps, die Tollense und der Tollensefluß. Im Norden und im Osten fiel die Grenze mit der neuzeitlichen Landesgrenze mit Pommern und mit der Uckermark zusammen.

Das Land der Redarier war als Zitadelle des heidnischen Wendentums im 11. und 12. Jahrhundert durch die ständigen Kriegs- und Raubzüge der Deutschen und Dänen sowie der bereits christianisierten Polen und Pommern besonders stark mitgenommen worden. Daher war die wendische Bevölkerung im Lande Stargard schwächer als in den meisten der weiter westlich gelegenen Gegenden. Ausgerottet wurde die wendische Bevölkerung Mecklenburgs, wie das früher behauptet wurde, keineswegs. Das haben die Untersuchungen von Witte, Jegorov und Trautmann eindeutig ergeben. Die Wenden waren ausgewichen. Sie hatten zuletzt „mit Vorliebe Inseln und in unzugänglichen Niederungen liegende Sandhorste bezogen“. Adolf Hollnagel: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler und Funde des Kreises Neustrelitz, 1958, S. 20.

Als die beiden brandenburgischen Markgrafen aus askanischem Stamm Johann I. und Otto III. die Länder Stargard und Beseritz übernommen hatten, fanden sie ein verhältnismäßig menschenarmes und von ausgedehnten Urwäldern bedecktes Land vor. — Beide sind in die Geschichte eingegangen als zielbewußte und großzügige Kolonisatoren und Städtegründer in ihren Stammländern sowie in ihren neu erworbenen Ländern. Durch ihre Lokatoren (Siedlungsleiter, Lehnsschulzen) und durch ihre Lehnsleute ließen sie, zumeist wohl auf Rodungsland, zahlreiche deutschrechtliche Hufendörfer (große Angerdörfer, große Straßendörfer) anlegen und die Gemarkungen in Hufen aufteilen. Verschiedentlich wurden aber auch die Gemarkungen von alten wendischen Dörfern nach der Hufenordnung umgelegt, wobei die alten Dörfer als solche beibehalten wurden. — Zahlreiche deutsche Siedler, Bauern und Handwerker, strömten aus brandenburgischen und benachbarten Ländern in die Länder Stargard und Beseritz ein. Aber auch die einheimischen Wenden müssen in deutschrechtliche Bauernstellen eingesetzt worden sein, wie aus wendischen Namen von Hüfnern in den Amtsschreibungen und Amtsregistern sowie aus den Registern der ao. Landessteuern (Landbeden) des Amtes Stargard und der südlichen Ämter von 1505 ff. hervorgeht. Nur einige wenige Dörfer blieben als wendische Katendörfer bestehen. Offenbar mit Willen ihrer Bewohner, denn grundsätzlich wurden Hufendörfer angelegt bzw. umgelegt. Die Wenden gaben z. T. aber auch ihre alten Dörfer auf und ließen sich in deutschen Dörfern als Hüfner oder Kätnier nieder. Im übrigen wurden die besonderen Rechtsverhältnisse der slawischen Bevölkerung respektiert. Das läßt schon die Stiftungsurkunde der Stadt Friedland von 1244 erkennen. Dasselbe geht auch aus der Urkunde von 1330 über die Regelung der Erbansprüche der Wenden zu Jazeke (untergegangen, an der Tollense sö. Neuen-dorf) hervor. — Nachdem die beiden Markgrafen Friedland gegründet hatten,

1236 ff.

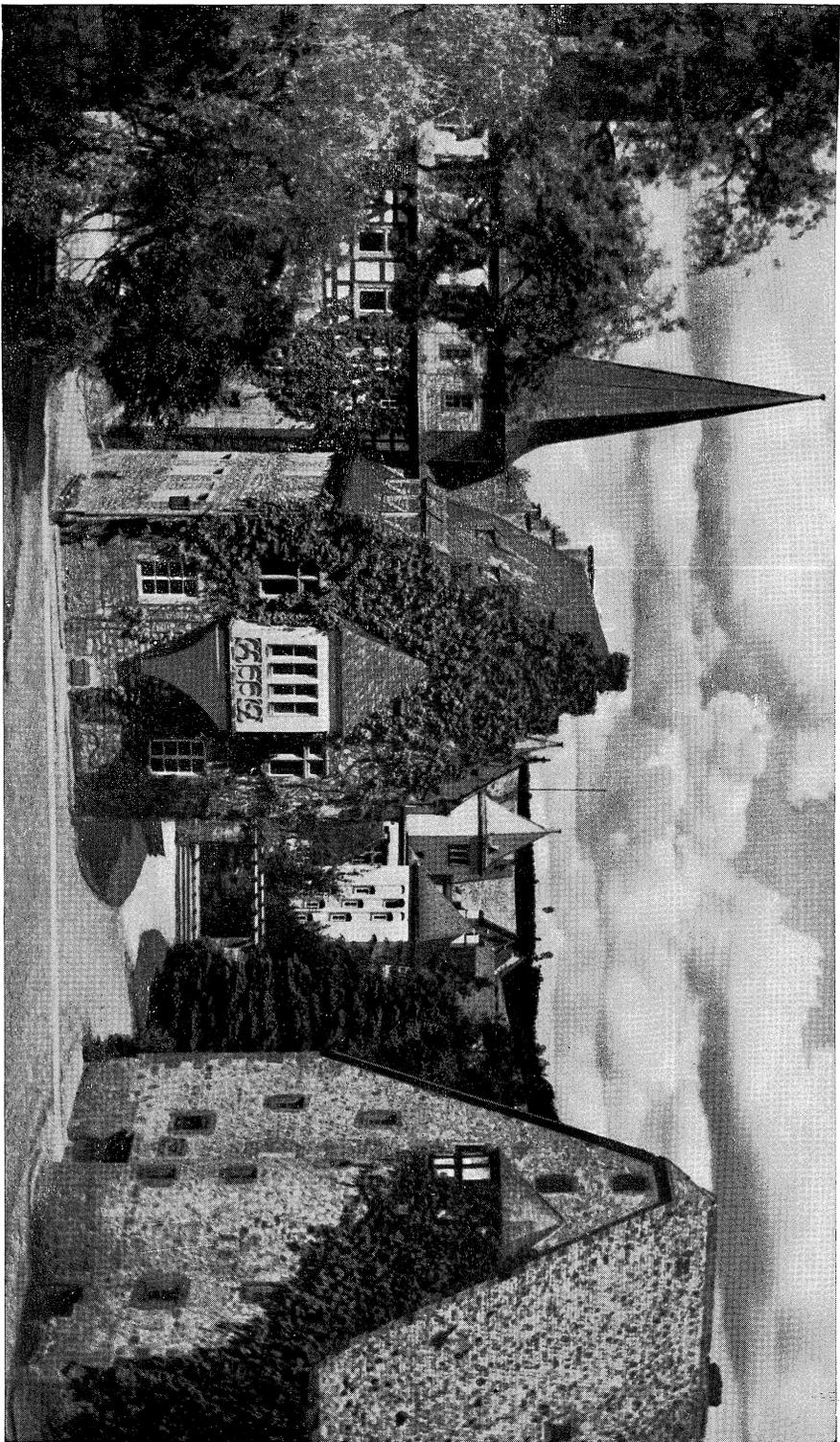
gründeten sie wiederum gemeinschaftlich 1248 Neubrandenburg und wahrscheinlich auch im selben Jahre Woldegk.

1259
Jan. 11. Dem Burgflecken („oppidum“) Stargard wurde von dem Markgrafen Otto III. das Stadtrecht verliehen. — Die Stadt führt seitdem den brandenburgischen roten Adler im silbernen Feld als Stadtwappen. — Die beiden Brüder hatten Ende 1258 ihre Lande geteilt, wobei Otto III. das Land Stargard erhielt. Otto war „einer der tüchtigsten Fürsten seiner Zeit, den man im Jahre 1256 zum deutschen König erwählt hätte, wenn nicht die Mehrzahl der Wahlfürsten besser für den eigenen Vorteil dadurch zu sorgen gemeint hätte, daß sie ihre Stimme einem Ausländer, Richard Cornwall, gaben“ (F. Boll: Geschichte des Landes Stargard bis zum Jahre 1471, I, S. 76/77). — Der Burgflecken Stargard hatte sich allmählich aus einem, wahrscheinlich bereits in der pommerschen Zeit (also vor 1236) angelegten großen deutschen Angerdorf (Hufendorf) — vgl. den Stadtplan von 1727 — entwickelt, das wahrscheinlich aus 12 Bauernstellen zu vermutlich je 4 Hufen sowie aus je einer Pfarr- und Kirchenhufe bestand. Der Stadt wurde 1259 also nur ihr alter dörflicher Besitz: 50 Hufen Ackerland und 16 Hufen Weideland (zum gemeinen Nutzen der Bürger: Allmende) verbrieft. (Eine alte Hufe als Norm rd. = 10,4 ha). Als Abgabe waren für die Ackerhufe jährlich 3 Schilling brandenburgischer Münze zu entrichten. Die Bürger erhielten Zollfreiheit in der Stadt für Bedarfsgüter von geringerem Wert, nämlich für frische Fische, Butter, Käse, Hühner, Eier, Grütze und Hülsenfrüchte, ferner für Leingarn und für Leinentücher usw., schließlich für in die Stadt zur Erzielung von Gewinn eingeführte Fische, für Hering und für andere Waren geringeren Werts. Aber bei einer Ausfuhr dieser Waren mußten sie Zoll entrichten, wie das in Alt-Brandenburg galt. — Hieraus ersieht man, daß Stargard mit brandenburgischem Stadtrecht ausgestattet wurde. — Auf dem Markt sollte von den Bürgern ein Stadthaus (Schuh- oder Kaufhaus) erbaut werden; die Einnahmen fielen der Stadt zu. — In diesem Gebäude wurden offenbar auch die Ratsgeschäfte und das Gericht abgehalten. Wie wir aus der Urkunde vom Jahre 1364 ersehen, bestand damals der Rat aus 10 Ratsherren; diese Einrichtung dürfte bereits 1259 getroffen sein. Hingegen gab es damals noch keine Bürgermeister. Sie begegnen uns erst bedeutend später. Die Jurisdiktion wurde offenbar auch in Stargard, wie das in Städten mit brandenburgischem Recht üblich war, von dem Stadtschulzen (scultetus, Schultheiß) mit Hilfe von 7 Schöffen ausgeübt. — Die Stargarder Stadterhebungsurkunde ist nur in einer beglaubigten Abschrift aus dem 17. Jahrhundert und in einer niederdeutschen Übersetzung aus dem Jahre 1527 im Mecklenburgischen Landeshauptarchiv erhalten. (Gedruckt bei Boll, a. a. O., I, S. 289/91 und im Mecklbg. Urkundenbuch, II, Nr. 833. — Im Regest der Drucke ist davon die Rede, daß der Markgraf die Stadt „stiftet“. Das ist unzutreffend, es handelte sich vielmehr um die Verleihung des Stadtrechts an einen bereits bestehenden Burgflecken. Daher erhielten Stargards Hufner auch keine Freijahre vom Hufenzins, wie das bei Friedland (4 Freijahre) und Neubrandenburg (5 Freijahre) der Fall war! — Auch von allen übrigen Stargarder Stadturkunden sind nur Abschriften (im genannten Archiv) erhalten. Die noch im 16. Jahrhundert beim Rat der Stadt aufbewahrten Originale fielen dem großen Stadtbrand des Jahres 1703 zum Opfer.

Fortsetzung folgt.



Mühltrappe



Deutschordenshof

Der letzte Abend

Aus dem noch ungedruckten Roman „Ich hasse Edom“
von Gerd Tolzien

Unsere Rückkehr nach Berlin trug nun rasch das Ende meiner Urlaubstage heran. Wir kosteten es auf unsere Weise aus, in gewohnter Zurückgezogenheit, geselliger Zertreuung kaum bedürftig, das Geborgensein in unserem Heim genießend. Noch mehrmals besuchte ich Blumberg, wie gewöhnlich meinen Aufenthalt bis spät in die Nachtstunden ausdehnend, erleichtert, wenn ich dann bemerkte, wie sehr ihn mein Kommen aus seinen Grübeleien emporriß. Er lebte erkennbar auf, wandelte sich für geraume Zeit wieder in den alten, den vormaligen Adolf Blumberg, plötzlich heiter und aufgeschlossen, lachte befreit und sprach voller Begeisterung über Bücher, seine einzigen Gefährten, die unentbehrlich und verlässlich noch etwas von der Weite der Welt in seine enggewordene Gegenwart hereintrugen. Mich jedoch einmal aufzusuchen, ließ er sich nicht überreden. Der gelbe Stern hemmte ihn, und übervorsichtig, ängstlich geworden, konnte er sich ebensowenig dazu durchringen, ihn zu verachten wie ihn einfach abzulegen. Außer zu seiner Arbeitsverpflichtung bei der Müllabfuhr verließ er niemals das Haus.

So blieben unseren Zusammenkünften nur die traurig bedrückende Enge seines Zimmers, die geschmacklos-altmodischen Möbel, harte Stühle und der eckige Eßtisch, an dem ich ihm auf sein Bitten die an der Front geschriebenen Kapitel des „Swantevit“ vorlas; bedankt durch Anteil und Rat.

Der Abschied am vorletzten Tage meines Aufenthalts, von unausgesprochenem Befürchten überschattet, wurde mir schwerer denn je. Betrogen wir uns nicht, wenn wir eines neuerlichen Zusammentreffens uns getrösteten? Wann konnte ich wieder in Berlin sein? und würde ich ihn dann noch finden?

„Mein lieber Gerd ...“ sagte er als er mir die Hand drückte, den Blick unter verhängten Lidern traurig und müde auf mich gerichtet. Er versuchte zu lächeln, aber nur ein schwerer, schon in das drohend-unbekannte ergebener Seufzer entrang sich ihm. Dann ließ ich ihn allein.

Wir hatten viel miteinander erlebt, gemeinsam getragen in fast zwei Jahrzehnten. Ich schämte mich etwas, daß ich noch einen Tag in Berlin bleiben sollte, ohne ihn aufzusuchen. Doch mein Aufbruch erforderte Vorbereitungen, und der letzte Abend gehörte meiner Frau. Wir planten, ihn allein und zu Hause zu verbringen. Gewiß besaß sie ein Anrecht darauf, nachdem ich ihr des Freundes wegen schon viele Abende entzogen, und geheimnisvoll schaltend, in weiblicher Freude am Überraschen hatte sie mancherlei Vorkehrungen getroffen, uns die letzten Stunden zu freundlicher Ausnahme zu erhöhen. Es war nicht mein Verschulden, daß sie doch schließlich den Abend in vergeblichem Warten verbringen mußte.

Was unser Vorhaben durchkreuzte, war unvorhergesehen, zudem nach Lage der Dinge, jedenfalls vorläufig noch keineswegs zu erwarten gewesen. Soeben aus der Stadt zurückgekehrt, etwa gegen sechs Uhr abends, wurde ich ans Telefon gerufen, sogleich, als sich Blumberg in der üblichen Vorsicht mit einem „Hier ist Schmitt“ meldete, von dem Wandel in seiner Stimme erschreckt. Sie klang anders, fremdartig, obwohl sich weder gutes noch etwas besorgnisserregendes in ihr ankündigte.

„Ist etwas?“ fragte ich zurück.

„Wenn Du noch einmal kommen könntest — wenigstens auf eine halbe Stunde!“ Da er wußte, wie wenig gelegen mir seine Aufforderung kam, war ein besonderer Anlaß nicht zu bezweifeln. Ohne lange zu fragen sagte ich zu, und mit dem Versprechen, um acht Uhr spätestens zurückzusein, machte ich mich unverzüglich in die Hauptstraße auf. Es war ein trüber Novemberabend, feucht und ungemütlich. Man hatte bereits zu verdunkeln begonnen. Als ich am Ziel anlangte, lastete schwarze Nacht.

Was war geschehen? War ich nicht gestern noch bei ihm gewesen, bekümmert eines Verfallens inne, das sich schon unaufhaltsam an einem mir nahen Freunde vollzog? Um so verwirrender eine Veränderung, die schon der erste flüchtige Blick verriet: denn der mich jetzt empfing, war ein anderer, als ich ihn am Vortage verlassen, und solches nicht bloß um seinen äußeren Aufzug, obwohl dieser die Veränderung seiner Lage zunächst am meisten sinnfällig kundtat. Er hatte die braune Joppe abgelegt, trug einen dunklen Anzug, an dem der Stern fehlte, gepflegt, wie zu festlichem Ausgang bereit, mit der ihm vormals eigentümlichen Peinlichkeit auf seinen äußeren Menschen bedacht. Und gleichermaßen erschien seine Haltung gewandelt, selbstbewußt, nicht mehr wie noch gestern gebückt; aufgerichtet vielmehr, das Gesicht gestrafft, ohne den seit langem vertrauten Zug des Erduldens, verjüngt gleichsam unter der klugen und hoch gewölbten Stirn, in die über der Nasenwurzel die zwei tiefen Falten senkrecht hineinschnitten. Noch nie wie in diesem Augenblick war mir so klar geworden, daß er mit vollem Recht immer auf sein gutes Aussehen stolz gewesen. Etwas abweisend, strenge gesammeltes lag auf diesem Antlitz, das mit zunehmendem Alter Leid und Einsamkeit zu seiner gültigen Form durchgebildet hatten.

Verwirrend, rätselhaft dies alles; ganz unerklärlich, da es dem zweifelnden Besorgen meines eiligen Herweges widersprach. Konnte ich mich täuschen, oder legte er es darauf an, dieses zu tun?

Er hatte keinen Grund, Haltung nur vorzugeben. Nahezu ein Jahrzehnt war er nicht mehr so frei gewesen, und es erleichterte ihn wohl wirklich, seinen ganzen Menschen umgestaltend, daß jetzt ganz unerwartet ein immerwährend drohendes, die quälende Ungewißheit von ihm genommen und das Ende gekommen war; das Ende freilich in der vollen Bedeutung dieses Wortes.

„Danke, daß Du noch gekommen bist“, sagte er, als er mich an den Tisch führte, ohne jedoch weiter zu erklären, warum er mich gebeten hatte. Er setzte sich schweigend, rieb sich, das Gesicht wie unter einem Schmerz verzerrend, mit dem Handrücken die Augen, schob die Brille wieder zurecht, durch die randlosen Gläser den Blick auf mich richtend, traurigen, sehr innigen Ausdrucks, nickte nachdenklich mit dem Kopf und schob, noch immer ohne das Schweigen zu unterbrechen, ein Schreiben über den Tisch. Seine Hand zitterte.

Jedes weitere Wort erübrigte sich. Er war für den übernächsten Morgen in die Lewetzowstraße beordert; das bedeutete — vielleicht — einen Abtransport nach Theresienstadt oder Auschwitz, — vielleicht — sofortigen Tod. Wie immer das Schicksal gespielt haben mochte: die sichere Hoffnung, um sein Alter verschont zu bleiben, hatte getragen, die „Selection“ ihn mitherausgegriffen. Von der Lewetzowstraße, das allein war unumstößliche Gewißheit, führte kein Weg in sein früheres und in sein gegenwärtiges Dasein zurück.

„Und nun?“ fragte ich erschrocken.

„Es ist aus — oder besser: nun ist es soweit“, erwiderte er leise. Er zog eine kleine Glasröhre mit Tabletten aus der Tasche, wog sie einen Augenblick in der Hand und sagte, während er sie schon wieder in die Tasche zurückgleiten ließ: „Ich habe mein Leben lang Angst gehabt, daß es einmal so kommen könnte. Es ist, als ahne der Mensch, in welcher Gesalt der Tod einmal an ihn herantritt.“ Und nach abereinem durchdringenden, von schmerzlicher Bewegung erfüllten Blick setzte er traurig hinzu: „Deshalb, lieber Gerd; ich weiß wohl, es ist Dein letzter Abend, — es ist auch für mich der letzte.“

Das war es. Hatte ich etwas anderes erwarten dürfen als dieses, was doch seit Jahren schon unausweichlich näherrückte? Aber wir hatten so oft darüber gesprochen, daß es fast selbstverständlich, gleichsam Bestandteil unserer Freundschaft geworden war, damit den Bereichen der Wirklichkeit schließlich entrückt. Denn gleichermaßen sind Hoffnung und Furcht ein besonderer, in sich selbst erfüllter Zustand der Seele, unabhängig von ihrem Besonderen; freilich, wenn die Wahrheit hereinbricht, um so tiefer in Erschreckendes stürzend, je länger man zuvor mit ihnen und in ihnen gelebt hat.

Nichts in diesem Augenblick hätte mich mehr der Fassung berauben können als das mit Gewißheit zu erwartende. Ich wußte nichts zu sagen, war völlig durcheinander, starrte auf ihn hin, wie er so vor mir saß: ein gesunder, lebensvoller Mann, bereit noch, fähig zu fühlen, zu reden, zu urteilen und zu lieben. Unfaßbar verwirrend die Gewißheit, daß in wenigen Stunden hinter dieser Stirn die Gedanken und Einfälle für immer erloschen, diese Augen gebrochen, die Lippen verstummt sein sollten; das Leben — wie mir erschien, noch mit den Händen zu greifen — entwichen; unwiederbringlich — und wohin?

War es mein Verschulden, wenn ich nicht zurecht fand, beinahe unwillig, daß er mich noch gerufen? Ich konnte ihm nicht helfen, erlitt nur wie einen körperlichen Schmerz meine Ohnmacht. Und nur, weil etwas geschehen mußte, dieser lastenden Stille zu entgehen, entsann ich mich plötzlich, daß ich nach alter Gewohnheit auch heute Zigarren mitgebracht hatte, riesigen Formates, zwei kostbare echte Importen, die eine gläserne Umhüllung vor Beschädigungen schützte. Ich zog sie sogleich hervor und sah erst, als sie auf dem Tisch lagen, wie grotesk ihre gläserne Verpackung der anderen Glasröhre glich, die er jetzt in seiner Tasche verwahrt hielt. Der Vergleich drängte sich auf. Auch er mußte es empfinden, während er den Deckel abhob, die Zigarre langsam herausgleiten ließ, um sie sogleich mit der gewohnten, ihm eigentümlichen, fast feierlichen Umständlichkeit in Brand zu setzen. Genöß er es wirklich? Es hatte den Anschein. Für wenige Sekunden zeigte sich wieder das listige Gefält um seine Schläfen, als er, ein kaum wahrnehmbares ironisches Lächeln um den Mund, dann aussprach: „Ach, guter Thomas Mann — irgendwo im Zauberberg sagst Du es: „Wenn man sich eine Zigarre angezündet hat, dann meint man, nun könne einem eigentlich nichts passieren...““ Ich bemerkte, wie sehr er zu verbergen bemüht war, was ihm wirklich durch den Kopf ging.

Was aber noch vorbringen? was noch raten? Als ich voller Scham, in dieser Stunde als Freund zu versagen, im ausweglosen nicht weniger hilflos und unsicher zu sein, noch einmal stammelnd in überhastet gesprochenen Sätzen ihm vorschlug, doch „unterzutauchen“, gleich vielen anderen zu verschwinden, irgendwohin, zu uns für eine Weile, zu meinen Eltern, bis sich ein anderes

Versteck gefunden, wehrte er ab, den Kopf schüttelnd, die erhobenen Handflächen in abweisender Gebärde mir zugekehrt. Zu spät: nicht bloß die erforderlichen Mittel, auch Wille und Kraft mangelten ihm. Er hatte bereits gewählt, entschlossen das einzige zu tun, was ihn jetzt noch dem Zugriff der Willkür entzog.

Ich erinnere mich nicht mehr, wovon wir im einzelnen sprachen. Ich weiß nur, daß die Zeit darüber hinging, und daß sie in seltsamem Widerspruch ebenso enteilt wie säumte. Denn während wir redeten, wurden wir dessen beklommen inne, daß sie uns wie zu Staub zerfiel, wie Sand zwischen den Fingern unaufhaltsam verrann; dann wiederum, wenn in nachdenklichem Schweigen wir ihrer gleichsam bewußt zu werden suchten, spürten wir sie stille stehen, — eine lähmend quälende Last, so daß wir sogleich von neuem zu reden begannen. Und mit dem wechselnden Maß ihres Ablaufens wandelte sich Blumbers Gesicht: von ruhiger Gelassenheit, gelegentlich durch ein Lächeln erhellt, solange sie zerredet enteilt, sogleich aber verfallen, wenn über unserem Schweigen auch sie verhielt. Zusammengekrümmt saß er mir gegenüber, die Schultern herabhängend, die Hände auf dem Tisch gefaltet, und an seinem seitlich nach vorn geneigten Haupt erschlafften die Wangen, sank unter dem halb geöffneten Mund ihm das Kinn herab, schwellen wieder die Tränensäcke unter den dunklen Augen, die namenlos traurig, verloren, niemals aber menschlicher unter den verhängten Lidern hervorsahen . . . so daß er, ein ganz anderer, als ich ihn gekannt hatte, mir schon entfremdet, ein alter Jude, ehrfurchtgebietend, fast erschreckend und von einer unaussprechlichen, gleichsam alttestamentarischen Hoheit.

Selbst aber in dieser Stunde, wie während seines ganzen Lebens, bewegte ihn noch die Sorge um seinen Bruder. Es dünkte ihn ein Verschulden, die beiden Menschen, Erich und Lucie, seiner brüderlichen Nähe noch bedürftig, allein zurückzulassen, ein frevelhaftes Vorgehen, hier selber zu vollenden, was doch unausweichlich ihm schon vorgezeichnet war. Er sann eine Weile in sich hinein, nahm seine Zigarre wieder auf, rauchte schweigend in angespanntem Nachdenken. Dann aber belebte es ihn, sich der beiden zu entsinnen; er begann, indem er sich aufrichtete, von dieser Ehe zu reden, plötzlich wieder gesammelt, einen Ausdruck leidenschaftlicher Anteilnahme im Gesicht, dem nachgrübelnd, was ihn immer beschäftigt hatte: daß die letzte Erfüllung im Leben eines Mannes nur eine Frau sein könne, die eine, ihm von Urbeginn vorbestimmte Frau, der zu begegnen, ein seltenes, fast niemals erfülltes Glück, seinem Bruder vergönnt gewesen.

Freilich eine Ausnahme, eine überaus seltene Ausnahme. Die Ehe dieser beiden — er wurde nicht müde, es zu betonen — entzog sich jedem Vergleich. Aber seine alte Vorliebe, gerade dem außergewöhnlichen nachzuspüren, erwachte wieder, ließ ihn vergessen, daß sein eigenes Dasein jetzt ein Garten ohne Wasser geworden, und lange, nachdenkliche Pausen einschaltend, sprach er davon: daß solche einmalige eheliche Verbundenheit, selbst dann noch ein Geschenk, einem geistigen Manne nur möglich sei mit einer ungewöhnlich klugen Frau, die — eine noch weit seltenere Ausnahme — sich über ihre Klugheit dennoch ein natürliches Weibtum bewahrt habe, oder aber — und er unterbrach sich, ein rührend verlegenes Lächeln auf den Lippen, ehe er dann weitersprach: „oder aber mit einer ganz einfachen Frau, die nur Weib ist, — mit der einen Geliebten eben, nach der wir uns immer sehnen, die durch ihre Liebe die Kraft findet, ganz in dem einen erfüllt zu sein, was sie ihrem

Mann ist. Einer Frau aus dem Volk, lieber Gerd, vom Lande, bäuerlichen Standes, die Frauen aus unserer Umwelt haben das lange verlernt . . .“ Er unterbrach sich abermals, lächelte listig in sich hinein und zitierte ein gern von ihm gebräuchtes Wort aus dem „Heliand“: „Die Götter tragen ja immer nach besonders irdischen Frauen Verlangen.“ Und nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Vielleicht wäre Anni für mich diese Frau gewesen“, und nach nochmaligem Unterbrechen schloß er leise, doch schon in zweifelndem Einschränken: „Vielleicht . . .“

Dann wieder Stille. Ich drückte den Rest meiner Zigarre aus und blickte auf meine Uhr, ganz ohne Absicht, doch auch ohne zu bedenken, daß er es mißdeuten könne. Sie zeigte dreiviertel auf zehn.

„Ich weiß, Du mußt fort“, sagte er rasch.

Ich hätte längst fort sein müssen. Kaum noch zwei Stunden blieben bis zur Abfahrt meines Zuges. Was half ich ihm noch? Dennoch rührte ich mich nicht. Nicht mehr fähig zu einem Entschluß, war ich bereit, auszuharren, solange er es verlangte. Mochte der Zug immer fahren.

„Du mußt gehen!“ wiederholte er plötzlich sehr bestimmt, während er mit beiden Händen sich auf den Tisch stützend, von seinem Stuhl aufstand. Er trat vor mich hin, schlang den Arm um meinen Hals, zog mich an seine Brust und über ein gequältes Aufseufzen sank sein Kopf wie kraftlos gegen meine Schulter.

Langsamem, müden Schrittes stieg er vor mir her die Treppen hinab, umschlang mich, unten angekommen, nochmals, mit jäh andringender Heftigkeit und schob mich, ehe ich noch etwas sagen konnte, zur Tür hinaus. Mit zwei Briefen, die ich für ihn in den Kasten werfen sollte, stand ich im Dunkel der Nacht allein. Stille ringsum. Auch hinter der Tür rührte sich nichts. Verweilte er noch lauschend, meinen sich auf der Straße entfernenden Schritt zu vernehmen?

Ich rüttelte an der Tür, rief seinen Namen. Es kam keine Antwort. Dann hörte ich, wie er in den Flur zurückging und langsam wieder die Treppen emporstieg. Ich fror plötzlich, zitterte am ganzen Körper, hatte Angst und spürte ein erstickendes Würgen in der Kehle. Ich begann zu laufen, lief, mählich die Finsternis gewöhnend, lief, so rasch mich meine Beine tragen wollten; rannte, als wäre ich verfolgt. Wenige abgedunkelte Leuchten zeigten am Ende der Straße den Bahnhof Innsbrucker Platz. Ich warf die Briefe in den Kasten, stürmte die Treppe empor und kam gerade auf den Bahnsteig, als ein Zug einfuhr. Zwölf Minuten später war ich in Halensee. Ich lief wieder, jetzt den Kurfürstendamm entlang, noch immer wie gejagt. Um halb elf Uhr trat ich in mein Arbeitszimmer.

Der kleine runde Tisch vor der Bücherwand war liebevoll gedeckt, Wein und Backwerk standen bereit. Erna saß im Sessel, ein tränennasses Taschentuch in den Händen, hob leicht den Kopf, und aus verweinten Augen traf mich ihr anklagender Blick.

„Den letzten Abend“, schluchzte sie. Wie hätte sie auch ahnen können, welch furchtbare Eindeutigkeit für mich aus diesen Worten aufklang.

„Er brauchte mich wirklich“, entgegnete ich ihr. Darüber hinaus gab es nichts vorzubringen. Ihr war unrecht geschehen. Ich küßte sie, griff an ihre

Schultern und bat, nicht die eine uns noch verbliebene Stunde mit Groll zu belasten. Darauf dann, während ich die Gläser füllte, gab ich mir Mühe, auch mit meinen Gedanken ganz bei ihr zu sein. Fühlte sie, wenn sie mich fragend, voll ängstlichen Zweifels ansah, daß es mir dennoch nicht ganz gelang?

Freilich: die Stunde vor dem Abschiednehmen ist wenig wert, — schon verloren, wie alles verloren ist, was man gewaltsam zu halten sucht. Noch beieinander fühlt man sich schon getrennt, und beinahe geflissentlich ablenkend redet man über das, was in Wahrheit das Herz bewegt, mit leeren Worten hinweg. Es erleichterte uns wohl beide, als endlich — und nun doch überraschend — der Aufbruch geboten. „Gott behüte Dich!“ sagte ich und schloß sie in die Arme, nachdem ich sie gebeten, das durch Fliegerangriffe gefährdete Berlin so rasch wie nur möglich wieder zu verlassen. Aber ich wünschte nicht, daß sie, die Trennung unnötig hinauszuschieben, mich in der Dunkelheit die nur fünf Minuten Weges zum Bahnhof Charlottenburg begleitete. Gebückt unter meinem schweren Rucksack stieg ich allein die Treppen hinab.

Der Nebel war dichter geworden, die Nacht undurchdringlich wie Tinte. Nur mein Schritt hallte auf der Straße. Ich tastete mich an den Häuserwänden voran.

Dann rief eine Stimme: „Gerd!“ und nochmals, jetzt lauter: „Gerd!“ — „Ja!“ — „Nicht umkehren! Nicht stehen bleiben!“

Erna keuchte heran, ohne Mantel und Hut, im abendlich leichten Kleid, wie ich sie soeben verlassen. Abergläubisch wie fast alle Frauen fürchtete sie wohl, daß ich einen Schritt zurück, ihr entgegen machend ein Unglück heraufbeschwören würde. „Nicht umkehren!“ rief sie abermals. Sie war aufgeregt und außer Atem. „Du hast Deine Mappe vergessen. Du bist so zerstreut heute abend!“

Ich war wirklich zerstreut. Sie hatte beim Abräumen des Tisches die Mappe mit dem „Swantevit“-Manuskript entdeckt, und da sie wußte, wie sehr mir daran lag, war sie mir ohne Säumen nachgerannt. Nun schritt sie, erleichtert, mich noch erreicht zu haben, doch bis zum Bahnhof mit.

Geraume Zeit standen wir Hand in Hand, schweigend, doch dankbar: einander noch nahe zu sein. Dann lag die Sperre zwischen uns. Mit einem letzten Blick auf die stumm noch Verweilende sah ich ihre schlanke Gestalt — vom abgedunkelten Lichtschein des Bahnhofs umflutet, ihre winkend erhobene Hand und ein schmerzlich müdes Lächeln um ihren Mund, ehe sie in das Dunkel zurücktauchte.

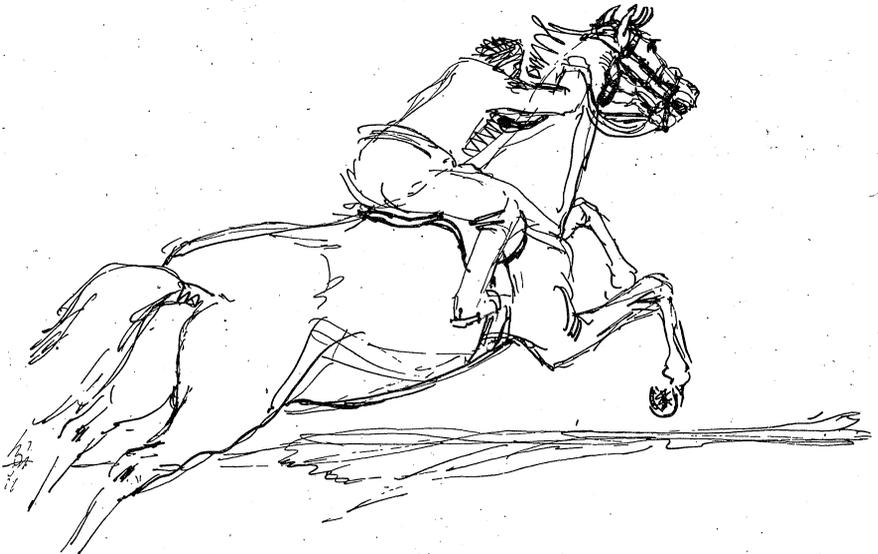
Wenige Minuten später saß ich im Zug, eingezwängt in der Mitte eines Abteiles, in dem lärmend und drängend unter rücksichtslosem Gestoße und Geschiebe die jetzt vom Urlaub Wiederaufbrechenden mit ihrem Gepäck sich einrichteten, wieder einer eigenen, in sich geschlossenen Welt zugehörig, deren besondere Gesetze alle sonst trennenden Schranken aufhoben. Man freundete sich an, ohne Umschweife miteinander bekannt, kramte Urlaubserinnerungen aus, dabei auf rohe Ausdrucksweise bedacht und unter dröhnendem Gelächter um so schamloser im Berichten, je beschämender das zu berichtende. Sogleich stand auch in der Enge die Luft wie zum Schneiden: dumpfer, benehmender Brodem von Bier, Schweiß, Stiefelfett, Tabak und Schnaps, von schmutzigen Uniformen und ungewaschenen Leibern, die befriedigt und voller Behagen sich rekelnd die Bettwärme billiger Erlebnisse wieder ausdünsteten.

Eine lange Nacht ohne Schlaf lag vor mir. Ich habe niemals angekleidet auf nächtlicher Fahrt schlafen können; wie denn hätte solches mir gerade in dieser Nacht vergönnt sein sollen. Aber ich atmete auf, als endlich der letzte Berliner Vorortbahnhof hinter uns zurücklag und mit ihm diese Stadt, die ich nun niemals als die gleiche wiederfinden würde, die sie mir durch viele unvergeßliche Jahre gewesen war.

Als bald auch verstummten die Gespräche. Der erste Schnarcher meldete sich, der Kopf meines Nebenmannes lastete schwer auf meiner Schulter, unwillig knurrend, wenn ich ihn abzuwehren suchte oder mich ein wenig rührte. Drückende Hitze stieg auf, Schweißtropfen brannten auf meiner Stirn. Die Hände im Schoß gefaltet, unbehaglich unter den rasch vom Schlaf Überwältigten, machte ich mich so schmal wie nur möglich, dem eintönig stoßenden Summen der Räder lauschend; sie trugen mit jeder neuen Umdrehung weiter in die Einsamkeit hinaus.

Hätte ich besser doch nicht fahren sollen? — Törichtes Erwägen! Auch bei längerem Verweilen hätte meine Kraft niemals gereicht, einem Schicksal zu wehren, das seinen Lauf vielleicht schon vollendet hatte, seitdem mir nach unserer Trennung vor noch nicht drei Stunden aus der tiefsten menschlichen Erfüllung, die mir in einer Freundschaft vergönnt gewesen, nur noch ein dankbares Erinnern geblieben war. Und noch einmal dem Freunde in seiner Not nahe zu sein, betete ich leise mit den Worten Davids: „Mir ist sehr angst; aber laß uns in die Hand des Herrn fallen, denn seine Barmherzigkeit ist groß; ich will nicht in der Menschen Hände fallen. Amen.“

Darauf dann gab es nur noch das Schnarchen, die Ausdünstungen der Schlafenden, das eintönig gleichmäßige Summen des fahrenden Zuges und das undurchdringliche Dunkel der Nacht. Ich war quälend wach und mein Herz schlug schwer.



„Sprung“ (Federzeichnung von Ulrich Wellhausen)

Neue Reuterbriefe

Fritz Reuter an Karl Kraepelin

Von Arthur Hordorff

Der allgemeinen Vernichtung, der im Laufe des verbrecherischen Krieges neben den köstlichen Bauwerken und Gemälden auch so unendlich viele Bücher und Dokumente in öffentlichen Bibliotheken und Sammlungen und in Privatbesitz anheimfielen, sind u. a. zehn Briefe Fritz Reuters entgangen, von denen, soviel ich weiß, bisher nur einer bekannt und veröffentlicht ist.

Die Briefe sind sämtlich gerichtet an den ehemaligen Sänger und Schauspieler Karl Kraepelin in Neustrelitz, der seit 1860 als Recitator Reuterscher Dichtungen auftrat, zuerst mehr intern in einem kleinen Verein, den er selbst in Neustrelitz gegründet hatte, später auf immer weiter ausgedehnten Reisen in breitester Öffentlichkeit in den norddeutschen Städten, in Hamburg, Rostock, Kiel, Flensburg usw.

Zwei Briefe aus dem Jahre 1860 beziehen sich auf die erwähnte allererste Reutervorlesung Kräepelins am 6. Februar 1860, zu der der Dichter selbst eingeladen worden war und zu der er auch von Neubrandenburg, seinem Wohnsitz, nach dem nahen Neustrelitz hinübergefahren war, wo er rasch mit Kraepelin in ein freundschaftliches Verhältnis trat.

Vier Briefe aus dem Jahre 1863, sämtlich aus Neubrandenburg geschrieben, beziehen sich in der Hauptsache auf Reuters Übersiedlung nach Eisenach, bei der ihm Kraepelin mancherlei Hilfe angedeihen lassen sollte, und vier Briefe, ebenfalls aus dem Jahre 1863, berichten bereits aus dem neuen Heim des Dichters in Eisenach von Reuters dortigem Ergehen und helfen mit, die erste Vortragsreise Kraepelins nach Hamburg vorzubereiten.

Die schlichten Briefe sprechen für sich selbst; es genügt, nach ihrem Abdruck nur ein paar kurze Bemerkungen hinzuzufügen.

I. Brief. Aus Neubrandenburg; Stempel: 16. 2.
Rückseite, Ankunftsstempel: 17. 2.

Couvert: „Herrn C. Kraepelin zu Neustrelitz

1 \emptyset (unleserlich)

frei

hierbei ein Paket

gez.: H C K

Neustrelitz“

(auf der Rückseite)

Lütt Matten ?!

Inhalt: „Lieber Bruder!

Du magst wohl schon gedacht haben: der Kerl muß sehr faul sein, und wenn Du's gedacht hast, so hast Du Recht; ich bin's. Doch heute brauche ich mein Schweigen nicht damit zu entschuldigen: ich bin recht häßlich unwohl gewesen, sonst hättest Du schon von mir gehört. — Dein lieber Brief hat

Schlöpke und mir eine wahre Herzensfreude gemacht, weil in demselben Dein Herz lag; wir danken mit derselben unveränderten Freundschaft, und ich für mein Theil sende Dir nebenbei das gewünschte Gedicht, welches Du in Gottes Namen behalten magst, sollte es Dir aber nicht unangenehm sein, so habe ich die Bitte anbei: gieb es nicht aus den Händen, solche politischen Gedichte nützen sehr wenig, erbittern aber sehr. Dann sende ich für Dich die Reise nach Belligen und für Deine Herrn Gören die andern drei Bücher und nun empfäng(st) Du endlich und letztlich noch eine schlechte Photographie von mir, bis eine bessere vorhanden sein wird. Schlöpke ist noch bei mir und läßt recht freundlich grüßen. Ich grüße die Deinen allzumal, vor Allem Deine liebe Frau und füge meine Entschuldigung der Deinen freundlichst bei. Vergiß mir meinen alten Gentzen nicht, auch nicht den andern Medizinal-Rath, sowie die sämtlichen fröhlichen Mitglieder Eures wackeren Vereins. Du, mein lieber Korl, hast Dir da ein herrliches Denkmal gesetzt, ein lebendiges, und wir sind stolz darauf, daß wir Antheil daran nehmen und in Deiner Schöpfung fröhlich sein durften. Nun lasse Dich aber einmal bei mir sehen und das bald und wenn ich auch nicht mit einem Frohsinn in corpore aufwarten kann, so weiß ich doch, Du nimmst vorlieb mit einem Frohsinn in persona.

Lebe wohl und behalte lieb Deinen

Fritz Reuter.

Neubrand, den 16t. Februar 1860.

Dieser Brief ist abgedruckt in dem Aufsatz von Dr. C. Müller: „Der Reuterapostel“ in der Zeitschrift „Das Neue Blatt“ 1877, Nr. 52, S. 823.

II. Brief.

Aus Neubrandenburg; Stempel: 25. 3.

Ankunftsstempel: 26. 3.

„Herrn C. Kroeplin, Musiklehrer

zu Neustrelitz“

frei

Inhalt:

„Lieber Korl!

Das Osterfest naht heran und es wäre wohl an der Zeit mit Dir Abrede zu nehmen über die Zeit Deines nur angekündigten Besuches. Du bist durch Deine Stunden auf einen bestimmten Zeitraum angewiesen und ich, obgleich immer zu allen Schlechtigkeiten parat und zu jeder Stunde frei, bin doch auf die beiden Ostertage mit meiner Frau ins Pommerland zu meinem Freunde Peters auf Siedenbollentin verredet. Wie wäre es nun, wenn Du mir in der Charwoche die Freude machtest, mich zu besuchen?, oder paßt es Dir zu anderer Zeit besser, ich bin mit Ausnahme dieser beiden Tage immer zu Hause. Der kleine Schondorf wünscht auch sehr, Deine Bekanntschaft zu machen und wenn Du mir die Tage Deines Aufenthaltes hier bestimmter angeben kannst, richtet er sich vielleicht mit einer vorhabenden Reise so ein, daß Ihr Euch zu sehen kriegt.

Lebe wohl, grüße die Deinigen und schreibe bald an

Deinen

Fr. Reuter.

Neubr., den 24t. März 1860.“

III. Brief:

Aus Neubrandenburg;

Stempel: 10. 2.

Auf d. Rückseite Ankunftsstempel: 11. 2.

„Herrn C. Kräplin, Musiklehrer
zu

frei

Neustrelitz“

Lieber Korl!

Nicht Faulheit, nicht Nachlässigkeit läßt mich Deinen freundlichen Neujahrsgruß erst jetzt beantworten; sondern der Mangel der gewünschten Photographie, nun bin ich deren habhaft geworden und sie folgt anbei: Deine frommen Wünsche für das neue Jahr erwiedere ich in Schniepel und Glacéhandschuhen. Daß Dir meine Stromtid gefallen, freut mich recht sehr, indem daß Du for dieses Fach tanti wärest, und ich Dich sehr dankbar for Deine wohlhlöbliche Meinung wäre; abersten was die schleunige Fortsetzung anbeträfe, so hakt sie noch, und mit einem gewöhnlichen Bande käme ich swerlichemang aus, er müßte viel größer werden. — Ja, das Ding wird etwas langstielig, es geht aber nicht anders, wenn ich es nicht übers Knie brechen und den Humor bei Seite schieben soll.

Lebewohl, alter Sohn, und grüße die Deinigen von

Deinem

Fritz Reuter.

Neubrand., den 10t. Februar 1863.“

IV. Brief:

Aus Neubrandenburg;

Stempel: 23.

Auf der Rückseite: 23. 4.

„Herrn Korl Kräplin zu Neustrelitz“

frei

„Lieber Korl!

Habe Dank für Deinen freundlichen Brief und Deine Anerkennung; aber leider kann ich die darin enthaltene Einladung nicht annehmen, wie sehr Leid es mir auch thut. — Ich bin nur noch circa 6 Wochen hier, muß nothwendig vor meiner Abreise noch Reisen zu Verwandten machen, die mir diese kurze Zeit noch verkürzen und muß durchaus vorher noch einen 2t. Theil fertig schreiben. Du siehst wie knapp mir da die Zeit wird. Dazu habe ich eine schrecklich zunehmende Correspondenz zu besorgen, die sich durch die Schreibereien, welche mit meinem Umzuge verbunden sind, noch steigern. Doch sehen wir uns noch vorher, da mein Weg mich über Strelitz führen wird. Also bis auf dahin! Behalte mich in Deinem alten ehrlichen Herzen!

Dein

Fritz Reuter.

Neubr., den 22sten April 63.“

V. Brief:

Aus Neubrandenburg. Stempel: 29. 5.
Auf der Rückseite: 29. 5.

frei „Herrn Korl Kräplin zu Neustrelitz“

„Lieber Korl!

Ich danke Dir für Deine Freundlichkeit und nehme den Vorschlag des Herrn Lagemann an unter der Bedingung, daß er mir nachher nicht irgendwelche weitere Kosten berechnet und mir einen sicheren Menschen schickt, indem ich demselben Schlüssel anvertrauen muß. Die Vertheilung der schweren Effecten versteht sich von selbst und wird schon bei der Verpackung dafür von mir Sorge getragen werden. — Den Tag der Abreise kann ich unmöglich jetzt schon bestimmen, da ich noch gar keine Nachricht von der preußischen Steuerbehörde erhalten habe; wollen also vorläufig die Zeit vom 15t. bis zum 24st. festsetzen. Sowie ich Nachricht erhalte, schreibe ich sogleich.

Mit freundschaftlichem Gruß

Dein Fritz Reuter.

Neubrandenburg, den 29st. May 1863.“

VI. Brief:

Aus Neubrandenburg; Stempel unleserlich.
Auf der Rückseite: 13. 6.

frei „Herrn Korl Kräplin zu Neustrelitz“

„Lieber Korl!

Noch einmal in der bewußten Wagen-Angelegenheit — Sage doch gefälligst dem Herrn des Fuhrwerks, daß jetzt der Tag der Reise dahin bestimmt ist, daß ich mit meinen Sachen Sonnabend, den 20sten d. M. die Zollgrenze bei Gransee passieren muß, ich also wohl hier den 19t. absenden müßte; frage den Herrn wenn er hier aufladen lassen will, damit ich hier rechtzeitig für Hülfe sorgen kann; frage ihn auch, ob ich die Zahlung an ihn ein-senden soll, oder ob der Fuhrmann zur Empfangnahme derselben autori-siert ist.

Das übrige Nähere läßt sich dann erst am besten mit dem Fuhrmann besprechen.

Mit freundschaftlichem Gruße

Dein Fritz Reuter.

Neubrand, den 13— Juni 1863.

VII. Brief:

Aus Eisenach; Stempel: 31. 8.

Auf der Rückseite: 1. 9.

„Herrn Korl Kräplin in Neustrelitz

Mecklenburg“

„Mein lieber Korl,

Ich habe Dich allerdings auch in der Ferne immer im guten Herzen, und wenn ich Dir in irgend einer Weise zu Deinem Vorhaben dienstlich sein kann, so soll das nicht mehr wie gerne geschehen; meine persönliche Bekanntschaft in Hamburg ist aber nur sehr schwach, sie beschränkt sich auf den Schriftsteller Dr. Dörr und den Professor Dr. Ullrich. — Der erstere ist ein schwacher Charakter, der der Schmeichelei sehr zugänglich ist, er ist der Herausgeber des Plattdeutschen Volkskalenders. Der zweite ist eine hervorragende Größe in unserer deutschen Philosophie und Philologie; die Frau ist eine bedeutende Sängerin, und beide sind herrliche; liebe Menschen, die sich für Alles was gut ist und frommt, lebhaft interessieren. — Mich haben sie mit Friedr. Rückert zusammengebracht, den ich nächstens in Neusaß bei Coburg besuchen werde, auch unsern Reinhart dort. Ferner kenne ich außer der unendlichen Reihe der reisenden Judenjungen noch einen Kaufmann, (Kornhändler) Hellmerich, der so liebenswürdig war, ohne mich persönlich zu kennen, mir zu Weihnacht 16 Pfund Hamburger Rauchfleisch zu schicken. An den kann Dir auch ein Brieflein mitgeben. — Robert Heller kenne ich nicht persönlich, brieflich haben wir verkehrt und ich glaube, daß eine kleine Zuschrift an ihn, Dir wohl sehr nützen kann.

Ich bin, wie Du siehst, Korl, gerne bereit, Deiner freundlichen Absicht in jeder Weise entgegen zu kommen, und in dem Empfehlungsbrief an Professor Ullrich sollst Du die Freude haben eine Photographie von meiner Frau zu überreichen.

Grüße meinen alten Spitz Gentzen und seine alte gute Ehegattin recht herzlich von mir und meiner Frau. — Dies ist ein vorläufiger Brief, die andern Schreiben erhältst Du zu rechter Zeit. Dich, Frau, Kinder grüßend

Dein

Fritz Reuter.

Eisenach, den 31sten August 1863.

VIII. Brief:

Stempel: 16. 9. Auf der Rückseite anscheinend: 18. 9.

„Herrn Korl Kräplin

zu

Neustrelitz

Mecklenburg“

„Lieber Korl,

Der Brief an Dr. Heller ist gestern abgeschickt, und habe ich ihn gebeten, schon vorher auf Dich aufmerksam zu machen. Du empfängst hiebei zwei fernere Briefe: an Professor Ullrich, der sich sehr für mich und meine Sachen interessiert, und an Dr. Fr. Dörr, den ich gebeten habe, Dich mit Wilibald

Wolf, Redacteur des Feuilletons des Hamburger Correspondenten und Dr. Adolph Strodtmann, Herausgeber des Orion, einer kritischen Zeitschrift bekannt zu machen, was er hoffentlich thun wird. Ich will wünschen, daß meine geringe Hülfe Dir von Nutzen sein möge. Ich fasse mich kurz, denn ich bin schrecklich oft gestört: vorgestern hatte ich eine Pommerngesellschaft bei mir; der Sohn vom Grafen Schwerin, ein Herr von Below u. s. w. Gestern und heute ist Hermann Grimm, der Sohn von Wilhelm Grimm mit seiner Frau bei mir, der Tochter von Bettina, Gisela von Arnim, und mit diesen muß ich nun heute Nachmittag etwas umherstreifen. — Übrigens muß ich Dir sagen, daß mein Haus eine Art Taubenschlag ist, wo es ein und aus geht vom Morgen bis in die Nacht.

Gott grüß Dich, mein alter Geselle, und mache Deine Sache gut; das Resultat erfahre ich wohl später.

Dein Fritz Reuter.

Eisenach, den 15^{ten} September 1863.

Grüße die Deinen und meinen alten Spitz Gentzen und seine gute Frau.

à propos! Zur Nachricht: Ullrich ist eine überaus gerade, ehrenwerthe Natur, die sich lebhaft für das Plattdeutsche interessiert. Dörr hat den plattdeutschen Volkskalender herausgegeben und war früher sehr für die plattdeutsche Sprache eingenommen, welches aber etwas nachzulassen scheint; er ist ein etwas schwacher Mann, der nur den Vorzug der Gutmüthigkeit hat. —

Strodtmann, Herausgeber von Heine's Werken, ist eigentlich ein Gegner des Plattdeutschen, wie es mir wenigstens schien; aber er ist ein sehr befähig-



„Ausritt“ (Federzeichnung von Ulrich Wellhausen)

ter Mensch und wenn Du ihn gewinnen könntest, es würde es gut sein. Wilibald Wolf scheint mir sehr gutmüthig und glaube ich gewiß, daß er Dir helfen wird.

D. O.

Noch einmal! Da fällt mir ein, daß ich noch eine wirksame Triebfeder in Hamburg aufreiben kann: den Kornhändler Hellmerich daselbst, vielleicht der, der Dir am meisten nützen wird. Er hat mir, den ganz Unbekannten zum letzten Weihnachten 24 Pfund prachtvolles Rauchfleisch geschickt und Du kannst Dich damit einführen, daß Du ihm erzählst, wie Du bei mir es hast verzehren helfen.“

IX. Brief.

Stempel: 31. 10.

Rückseite, Stempel: Gransee, 2. 11. 63
Ankunftsstempel: 2. 11.

„Herrn Korl Kräplin

zu

Neustrelitz
Mecklenburg“

„Mein lieber Korl!

Um Dir eine kleine Freude zu machen, sende ich Dir die Einlage; bitte dieselbe mir jedoch wieder zurückzusenden.

Dein Fritz Reuter.

Eisenach, den 31sten Oct. 1863.

Meine Frau grüßt und fragt bei Dir an, ob der Adv Buddel geheirathet habe, oder nicht.

X. Brief.

Stempel: 20. (12.)

Rückseite: 23

„Herrn Korl Kräplin

zu

Neustrelitz
Mecklenburg“

„Mein lieber Korl!

Du mußt in Kürze vorlieb nehmen. — Hierbei erhältst Du einen empfehlenden Brief an Professor Dr. Julius Wiggers, der in Rostock der einzige ist, an den ich Dich empfehlen könnte, und auch der wird auch nur indirect durch andere Empfehlungen Dir nützen können, da seine politische Stellung ihn in einer gewissen Abgeschlossenheit hält. Die übrigen Rostocker meiner Bekanntschaft haben durchaus nichts literarisches an sich und können Dir wenig nützen. — Für Lübeck geht es mir fast ebenso; ich habe dort einen sehr speciellen Freund, geborenen Westphalen und Leidensgenossen in Magdeburg, Grashof mit Namen, derselbe ist jedoch erst seit einem Jahre in Lübeck, viel beschäftigt und deßhalb dort wohl wenig bekannt. Er wird Dich aber leicht mit 2 anderen Freunden von mir, mit dem Prof. Dettmer und dem Lebens-Versicherungs-Direktor Wichmann bekannt machen können und Du wirst auf diesem Wege Deinen Zweck am besten erreichen; obgleich ich für

Lübeck nur geringe Hoffnung für Dich hege; die Stadt ist schrecklich philiströs und für Fremde geradezu abstoßend.

Fröhliche Weihnachten für Dich und die Deinen! und herzliche Grüße an meinen alten, braven Gentzen und Frau von

Deinem

Fritz Reuter.

Eisenach, den 20st. Dec. 1863.

Ich öffne den Brief noch einmal, denn ich erhalte eben aus Rostock einen Brief mit Gedicht von drei jungen Damen, die Langestraße Nr. 13 wohnen, erkundige Dich doch, wer dort wohnt und schreibe es mir.“

XI. Vorderstück eines zerrissenen Couverts:

frei

„Herrn Carl Kraepelin

Flensb

Bahnhofshot

(Abgerissen)

Stempel: (kaum leserlich, wahrscheinlich:)

(Wü)rzburg. Bahn ... 27. 1.

Bemerkungen.

Karl Kraepelin, der Adressat aller Briefe, war 1817 in dem kleinen mecklenburgischen Städtchen Wittenburg geboren; er starb 1882 in Potsdam. Sein Sohn Emil Kraepelin war der berühmte Münchner Psycholog und Psychiater (1856—1926). Über Karl Kraepelin schrieb Dr. C. Fr. Müller aus persönlicher Bekannschaft einen Aufsatz in der Zeitschrift „Das Neue Blatt“, 1877, S. 807: „Der Reuterapostel“. Der Brief vom 16. 2. 1860 ist, wie erwähnt, dort bereits abgedruckt; ein zweiter Brief vom 28. Februar 1861, der dort ebenfalls veröffentlicht ist, findet sich nicht unter den hier vorliegenden 10 Briefen.

Müller verfaßte auch den Artikel über Kraepelin in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“, sowie eine kleine Monographie 1884.

Es gibt auch einen Aufsatz von dem ehemaligen Neustrelitzer Lehrer Friedrich Winkel über Kraepelin in den „Meckl.-Strel. Heimatblättern“, 7. Jahrgang 1931, I. Heft, S. 1 ff.

Der Verein, den Kraepelin gegründet hatte, war der „Sonnabend-Verein“; ich weiß nicht, wie der Archivar Dr. Endler in seiner „Geschichte der Landeshauptstadt Neustrelitz“, 1933, S. 192, dazu kommt, von einem „Monatsverein“ zu sprechen.

Man muß nach Dr. Müllers Bericht, der auf persönlichem Gespräch mit Kraepelin beruht, unbedingt annehmen, daß Fritz Reuter und Kraepelin sich erst am 6. Februar 1860 kennen lernten. Müller selbst weist die Darstellung Otto Glagaus („Fritz Reuter u. s. Dichtungen“, II. Aufl. 1875, S. 163) entschieden zurück, wonach Kraepelin am 7. 2. im Hause des Obermedicinalrats Peters Teile aus „Hanne Nüte“ vorgelesen habe. „Nicht Kraepelin, sondern der Dichter selbst hat aus „Hanne Nüte“ vorgetragen“, sagt Müller. Es ist dem Zeugnis Müllers gegenüber gar nicht verständlich, daß der verdiente Reuterforscher K. Th. Gaedertz („Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“, S. 66) noch im Jahre 1896 schreiben konnte: „Während der Ausarbeitungen von „Hanne Nüte“ fuhr Reuter oft nach Neustrelitz, wo er in Karl Kraepelin seinen berühmtesten und berufensten Vorleser fand. Im Sommer 1859 (11) hatte er das eben fertig gewordene Manuskript mitgenommen, und Kraepelin las dasselbe im Hause des Geh. O. M. R. Dr. Peters in des Dichters

Gegenwart von Morgens 10 bis Nachmittags 5 Uhr ununterbrochen vor. Reuter sprang einmal auf und rief entzückt: „Korl, dat hew ik nich schrewen, dat's tau schön.“ Ihm ward zur Antwort: Hier steih't swart up witt.“ Auch diese letzte Anekdote weist Müller für das Jahr 1859 oder 1860 ab, sie „trug sich später bei einer Zusammenkunft der Beiden im Hause des Pastors Christlieb zu Alt-Rehse zu.“

Zu Brief I: Theodor Schloepke, Maler und Illustrator, geb. zu Schwerin 1812, gest. 1878, war seit 1853 Hofmaler in Schwerin, Professor. Er schuf Illustrationen zu Reuters „Läuschen und Rimels“.

„Das gewünschte Gedicht“: ein politisches Gedicht? Es ist mir nicht bekannt, was das sein könnte. „sollte es Dir aber nicht unangenehm sein“: scherzhafte Anspielung auf die bekannte Redensart des Waffenschmieds in Lortzings Oper.

Gentzen: Johann Friedrich Gustav Gentzen aus Friedland, studierte in Berlin, Jena, Kiel Theologie; Hauslehrer, dann Lehrer in Eutin; 1826—1833 Lehrer am Gymnasium Carolinum zu Neustrelitz, bis 1893 Lehrer an der Realschule dasselbst; frühzeitig halsleidend, wurde er Redakteur der Neustrelitzer Zeitung und des „Offiziellen Anzeigers“, dann Bibliothekar, 1869 pensioniert; gestorben 1871. Vgl. den Aufsatz des Conservators Karbe in der „Caroliner Zeitung“ Nr. 17 (1944): „Die Götter Rethras“, „Der andere Medicinalrat“: neben Karl August Friedrich Peters, geb. Neustrelitz 1809, Obermed.-Rat 1860, gest. 1894, der mit Fritz Reuter befreundet war und dessen Einladung zum 6. Febr. 1860 nach Neustrelitz vermittelte, ist vielleicht an den Medicinalrat Dr. Rudolphi zu denken, der seit 1855 an dem von der Herzogin Caroline gestifteten Krankenhaus, dem „Carolinienstift“, wirkte. Enderl sagt von ihm in der erwähnten „Geschichte der Landeshauptstadt Neustrelitz“, S. 178: „Dem ersten Arzt des Stifts, Dr. Rudolphi, der 44 Jahre hier segensreich gewirkt hat, wurde nach seinem Tode, am 28. Dez. 1899 ein von Wolff geschaffenes Denkmal vor dem Krankenhaus gesetzt.“

Zu Brief II: „Der kleine Schondorf“: gemeint ist Johannes Schondorf, der spätere Güstrower Organist und Musikdirektor. Vgl. den Brief Reuters vom 19. Aug. 1894 an H. Hahn in Neubrandenburg: „Schondorf gratulieren Sie zu seinen schönen Aussichten auf die Güstrower Stelle“. Sch. hat verschiedene Lieder Reuters komponiert.

Zu Brief III: Zu den Erwägungen über die „Stromtid“ vgl., Reuters Brief an Julian Schmidt vom 26. 3. 1863: „Ich denke mir bei dem allerdings teilweise beabsichtigten tragischen Ausgang der Geschichte den Humor zu bewahren“ (Reuterausgabe Bd. 7, S. 14).

Zu Brief IV: Mit Bezug auf die „Stromtid“, die ursprünglich nur zwei Teile umfassen sollte, vgl. den Brief vom 29. Mai 1863: „Ich habe gearbeitet wie ein Pferd, habe aber mein neuestes Opus im 2. Teil fertig.“

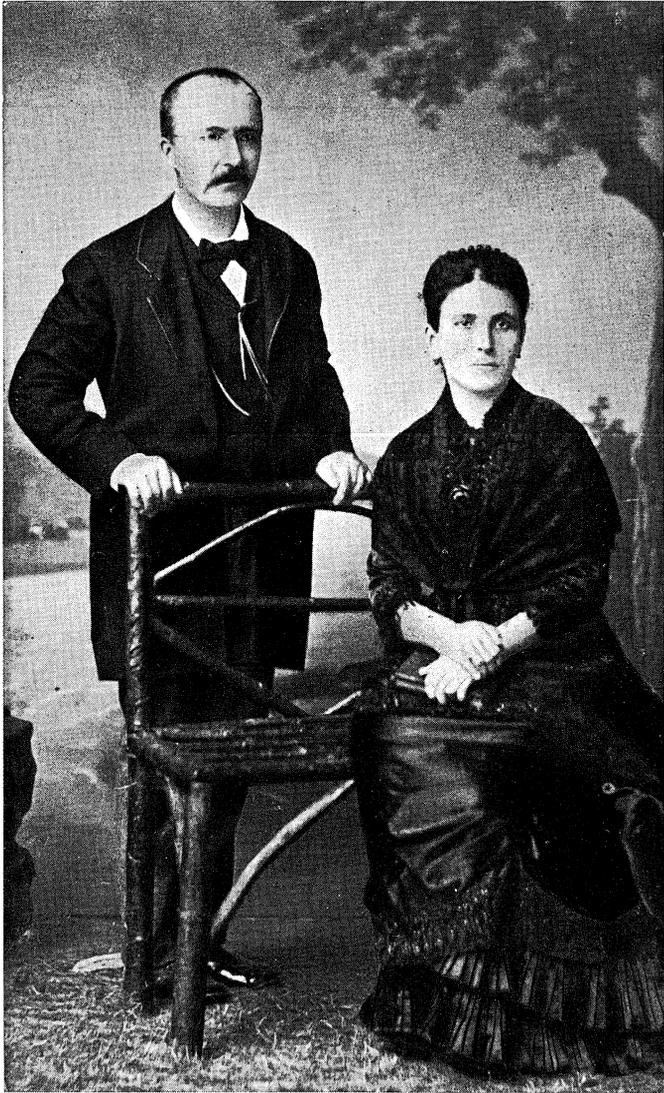
Zu Brief V und VI: Interessant sind Reuters Bemerkungen über die innerdeutschen Zollschranken: die preußische Steuerbehörde und die Zollgrenze in Granssee, dem ersten preußischen Städtchen hinter der mecklenburg. Grenze auf dem Wege nach Berlin, 40 km südlich Neustrelitz, 66 km von Neubrandenburg.

Zu Brief VII: Franz Wolfgang Adam Ullrich, 1795/1880, war seit 1823 Professor am Johanneum in Hamburg, er wurde 1869 emeritiert. K. Th. Gaedertz („Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“, S. 90) berichtet, daß es Ullrich war, der Grüße und Einladung von Friedrich Rückert aus Neusaß überbrachte. „Und der erste, größere Ausflug, den Reuter unternahm, war zu dem Altmeister der Lyrik“.

Reinhard ist der Rektor Ludwig Reinhard, oft genannt in „Läuschen und Rimels“; vgl. Gaedertz, Reuterreliquien S. 103 ff.



Schmaler Luzin bei Feldberg



Heinrich Schliemann mit seiner griechischen Gattin

Robert Heller in Hamburg, 1814/71, schrieb u. a. einen dreibändigen histor. Roman: „Florian Geyer“, 1848.

Zu Brief VIII: Dr. Adolph Strodthmann, der bekante Schriftsteller und Übersetzer, 1829/79. Vgl. Fränkel in der Allgem. Dtsch. Biogr., Bd. 36.

Zu Brief IX: Der Advokat Buddel: nach freundlicher Auskunft des Konservators W. Karbe-Neustrelitz gehörte Hermann Buttell „zu den demokratischen Advokaten von 1848, die dem Großherzog Georg das Leben schwer machten, bekehrte sich aber, wurde Hofrat und Bürgermeister von Neustrelitz (1881)“. Er starb 10. 10. 1891. Sein Bruder war der Oberbaurat Buttell, der sowohl die Stadtkirche vollendete wie die Schloßkirche erbaute.

Zum Briefumschlag: Der Stempel ist nicht recht leserlich. Der Brief war wohl an Kraepelin gerichtet, während dieser auf einer Vortragsreise in Flensburg war.



Zu H. A. Stolls neuem Buch:

Heinrich Schliemann, Abenteuer meines Lebens-

Mit Spannung und großen Erwartungen haben die Freunde Schliemanns und besonders die Mecklenburger seiner engeren Heimat diesen neuen Verlagsband des Brockhaus-Verlages begrüßt. Nun ist er endlich da, aber da durchschnittlich jeder Buchhändler nur 5 Exemplare bekam, konnten die zahlreichen Vorbestellungen der Schliemann-Freunde nicht befriedigt werden. Sie müssen durch die Stadtbibliotheken ihren Lesehunger vorerst stillen und auf die 2. Auflage vertröstet werden.

Grundsätzlich muß gesagt werden, daß wir H. A. Stoll sehr dankbar sein können, daß er die Herausgabe dieses Bandes mit dem Verlag durchführte. Wenn dabei auch nicht ungesagt sein soll, daß mancherlei Überschneidungen mit dem Roman H. A. Stolls „Traum von Troja“ festzustellen sind. Aber da auch dieses Buch bei weitem nicht allen Schliemann-Interessenten geliefert werden konnte, so ist die Überschneidung des neuen Buches mit dem „Traum von Troja“ nicht von so großer Bedeutung.

In diesem 400 Seiten starken Band handelt es sich um vier verschiedene Gebiete aus Schliemanns Leben, die hier aneinandergereiht und gründlich kommentiert sind.

1. Die Selbstbiographie der Kindheits- und Kaufmannsjahre (1822—68), ca. 35 Seiten
2. Das Amerika-Tagebuch (1850—52), ca. 80 Seiten
3. Das Ostasien-Buch (1865), ca. 67 Seiten
4. Die Briefe an den befreundeten Neustrelitzer Bankier und Kaufmann Wilh. Rust (1868—90), ca. 150 Seiten

Diesen vier Gebieten schickt der Herausgeber drei Aufsätze voraus:

Schliemann und seine Zeit,
Schliemann und sein Verleger,
Schliemann in diesem Buch.

Diese drei vorzüglichen Erläuterungen zu den Sachgebieten der vier Abteilungen geben eine gründliche Einführung in die Abenteuer dieses ungewöhnlichen Lebens.

Die große Unruhe Schliemanns, das merkwürdige Getriebensein dieses immer rechnenden und nach ethnographischen Kenntnissen und Erkenntnissen suchenden Kaufmanns und Menschen wird in den Reisetagebüchern, besonders in dem Amerikabericht, offenbar. Diese Unruhe ist mächtig und ausdauernd und zwingt Schliemann, die großen Strapazen, Entbehrungen, Katastrophen und Gefahren der oft beschwerlichen Reisen zu Lande und zu Wasser auf sich zu nehmen. Selbst die stärksten und abenteuerlichsten Erlebnisberichte wirken nicht wie die eines reisenden Forschers, sondern leider wie die eines amüsischen Kaufmanns. Leider! müssen wir sagen. Sie sind in ihrem schulaufsatzmäßigen Stil vergangener Zeiten trocken und hölzern und schlagten den wertvollen, oft so interessanten Stoff geradezu tot.

Wir lernen im *Amerika-Tagebuch* Schliemann als kapitalistischen, sehr vorsichtigen und nervösen Kaufmann kennen, der nicht allein aus familiären Gründen seinem plötzlich in Sacramento verstorbenen Bruder nachreist, um dessen Vermögen im Goldgräberdistrikt für die Geschwister zu retten. Das junge Amerika mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten lockte auch ihn und dem Gold Kaliforniens verfiel auch er für einige Zeit. Geld brachte Geld durch den ungeheuren Zinsfuß von 25 Prozent, und er setzte alles auf eine Karte. Sein Petersburger Vermögen ließ er rollen und mit welchem Erfolg!

„Meine Bank ist von früh bis spät mit Menschen aus allen Nationen vollgepreßt, gestopft und gerammelt, und den ganzen Tag hindurch muß ich in acht Sprachen sprechen. In der Tat, wenn ich hundert Sprachen beherrschte, wäre es auch noch nicht ausreichend, um mit jedem in seiner Heimatsprache zu reden.“

Restlos gab er sich diesem Tun und Treiben hin. Und für den Londoner Herrn Rotschild kaufte er durchschnittlich täglich 5 Pud Goldstaub auf (1 Pud = 32 Pfund). Bis auch ihn das tückische Fieber packte und er auf seine Geschäfte verzichten mußte. Immerhin hatte er sein Vermögen in diesen Monaten verdoppelt, und seine Reisefreudigkeit setzte erst wieder richtig ein, als er als Genesender Sacramento verließ.

Der Kaufmann tritt in den Amerika-Berichten, wie schon gesagt, immer wieder in den Vordergrund. Z. B. durch das verschiedene Zahlenmaterial bei vergleichenden Preisen mit seiner Petersburger Zeit oder bei den Entfernungen, die in „Werst“ angegeben werden, oder bei den nördlichen Breitengraden östlicher und westlicher Länge, wie auch bei den Aufenthaltskosten im Hotel und auf dem Dampfer. Überall knüpft der junge 28jährige Kaufmann neue Verbindungen an und späht nach Möglichkeiten aus. Psychologisch gesehen runden gerade diese Reisetagebücher das Bild des Menschen mit seiner Zähigkeit, seiner Unruhe, seinem Eifer, seiner Kühnheit und seinem Selbstbewußtsein gegenüber all den fremden Menschen im andern Erdteil ab. Sei es die Begegnung mit einem Negersklaven oder die mit dem Präsidenten im Weißen Haus. Er erreichte überall sein Ziel, beobachtete und lernte Land und Leute kennen. Auch wenn es meist nur oberflächlich war, so brachte es ihn doch weiter. Den erschütterndsten Bericht gibt eine der letzten Eintragungen.

Aus Heinrich Schliemann: „Abenteuer meines Leben“, Seite 141 ff.

„Wir waren ganz sicher gewesen, in der Navy Bay einen Dampfer zu finden, aber zu unserer größten Enttäuschung war keiner da, denn die „Crescent City“ war am gleichen Morgen abgefahren. Nun waren wir in der elendsten Lage, die man sich denken kann, denn der Regen strömte in Gießbächen vom Himmel, und kein Haus war da, uns Schutz zu geben, denn bis jetzt ist hier nur ein einziges Haus für den amerikanischen Konsul gebaut worden. So richteten wir uns so gut wie möglich ein und kampierten unter Palmen. Ich breitete meine Decken über meine Koffer und schlief auf den Koffern, trotz des unaufhörlichen Regens.

Am nächsten Morgen war unsere größte Sorge, etwas zu essen zu bekommen, denn da wir seit unserer Abreise von Gorgana nichts bekommen hatten, fühlten wir alle einen schrecklichen Hunger. Aber ach, Lebensmittel waren nirgends aufzutreiben; in der höchsten Not töteten wir eine riesige Eidechse, die wir roh mit dem gleichen gierigen Appetit aßen, mit dem wir einen gebratenen Truthahn verzehrt hätten. Die Eidechsen, die hier Leguans genannt werden, übertreffen die Alligatoren und Krokodile an Größe, und ich habe welche gesehen, die bis vierzig Fuß lang waren.

Am 27. bauten wir aus Palmlättern und Palmzweigen einige Hütten und Schutzdächer, aber der Regen sickerte unaufhörlich durch sie hindurch. Am gleichen Tage um sechs Uhr nachmittags brachte der Eisenbahnzug die restlichen Passagiere der „Golden Gate“, so daß wir zusammen also etwa 1300 Personen waren. Diese Zahl vermehrte sich noch durch die Ankunft zweier weiterer Dampfer in Panama, deren Passagiere am 28. und 30. von der Eisenbahn heruntergebracht wurden. So mochte am 30. unsere Zahl insgesamt etwa 2600 Personen betragen.

Wegen des unaufhörlichen Regens konnten wir keine Feuer anzünden, und da es nirgends Lebensmittel zu kaufen gab, lebten wir von dem rohen Fleisch der Eidechsen, Affen, Schildkröten, Maultiere und Krokodile, welche letztere von den Eingeborenen dieses Landes für eine große Delikatesse gehalten werden, insbesondere der Schwanz. Unsere Lage war die schrecklichste, die man sich vorstellen kann, und unsere Leiden wuchsen mit jedem Augenblick. Seit wir Panama verlassen hatten, hatte keiner von uns mehr trockene Kleidung angehabt, und nichts schützte uns gegen die Regengüsse, die in aller Kraft weiter auf uns niederprasselten. Hunderte von uns wurden von Isthmusefieber, Diarrhöe, Ruhr und Wechselfieber befallen und starben nach ein oder zwei Tagen furchtbaren Leidens. Die Toten blieben dort liegen, wo sie waren, denn keiner konnte oder wollte sie begraben. Der Gestank und die giftigen Dünste, die aus der schnellen Zersetzung und Verwesung der Leichen von Mensch und Tier emporstiegen, verschlimmerten die Lage immer mehr. Aber alle eben geschilderten Qualen und Leiden waren geringfügiger gegen die Pein, die wir von den Moskitos auszuhalten hatten, die uns Tag und Nacht zu Milliarden umschwärmten und uns unablässig mit ihren grausamen Stichen quälten. Wie ein Verrückter habe ich mich oft im Schlamm gewälzt, aber selbst dadurch konnte ich mich von dieser furchtbarsten der Plagen nicht befreien. Viele meiner Reisegefährten rieben sich ihren ganzen Körper mit Quecksilber ein, um die Moskitos loszuwerden, aber das wollte ich nicht tun. Schon Ende Januar war infolge der großen Menge Quecksilber, die mir die californischen Ärzte verordnet hatten, eine kleine Wunde am linken Bein aufgesprungen, auf die ich aber nicht achtete, da sie nicht

schmerzte. Als ich Californien verließ, war die Wunde nur geringfügig, aber sobald wir Kap Lucas am Pazifischen Ozean passiert hatten und in die Tropen kamen, wurde sie viel schlimmer und täglich gefährlicher, bis sie auf dem Isthmus von Panama einen sehr ernsthaften Charakter annahm und mir die gräßlichsten Schmerzen verursachte, die ich durch Einreiben mit Quecksilber ein wenig linderte. Aber die Wunde wurde täglich größer, das Fleisch fiel in weitem Umkreis ab, und der bloße Knochen war sichtbar.

Viele meiner Reisegefährten wurden durch die Bisse von Skorpionen und Schlangen (besonders Klapperschlangen) getötet, die in diesen Gegenden reichlich vorkommen.

So verbrachte ich volle vierzehn Tage in nassen Kleidern und kampierte zwölf Tage (vom 26. April bis zum 8. Mai) in einem Sumpf, Tag und Nacht dem Regen ausgesetzt, der in Sturzbächen auf uns herabströmte und gegen den wir uns nicht schützen konnten; ohne Nahrung, mit Ausnahme des rohen Fleisches von Eidechsen, Krokodilen, Schildkröten, Affen und so weiter, womit mich mein Mitreisender Livingston versorgte; durch die Moskitos zur Verzweiflung gebracht; jeden Augenblick in Erwartung des Todes, entweder durch Brand, der meine Wunde zu befallen schien, oder durch die Vielfalt der Krankheiten, denen ich Hunderte meiner Mitreisenden zum Opfer fallen sah, oder durch den Biß von Schlangen und Skorpionen, an denen ich so viele arme Kerls umkommen sah — Tausende Meilen von meinem geliebten St. Petersburg, Tausende Meilen von denen entfernt, die meinem Herzen lieb waren. Ich lag mehr tot als lebend da und konnte mich wegen meiner Beinwunde nicht einmal mehr bewegen. In dieser schrecklichen Lage verließ uns alles menschliche Fühlen, und wir sanken unter das Tier. So vertraut wurden wir mit dem Tode, daß er alle Schrecken für uns verlor, daß er uns zu gefallen begann, und daß wir ihn als eine Milderung unserer Leiden ansahen. So kam es . . . daß Verbrechen unter uns begangen wurden, so schreckliche Verbrechen, daß ich jetzt, so viel später, nicht ohne Eiseskälte und zitternden Schrecken daran denken kann.“

Das chinesische Tagebuch, genannt das *Ostasientagebuch*, 10 Jahre später, ist im Stil bedeutend gelockerter und flüssiger geschrieben. Es ist genauso interessant wie das Amerika-Tagebuch und zeigt wiederholt die großen Unterschiede zwischen den beiden asiatischen Völkern. Obgleich es voll kritischer Betrachtungen ist, fehlt es nicht an Bewunderung über die Genügsamkeit und Ausdauer dieser Nationen. Die reizvollsten Berichte sind die über den Besuch und die Besteigung der chinesischen Mauer.

Zum ersten Male sind beide Tagebücher ins Deutsche aus dem Französischen, Spanischen und Englischen übersetzt worden. H. A. Stoll besorgte die Übertragung aus dem Französischen und Spanischen und Uwe Johnson half bei dem Englischen.

Die *Selbstbiographie* ist durch die vielerlei Ausgaben in den letzten sieben Jahrzehnten den meisten Schliemannfreunden bekannt geworden. (1949 erschien bei Brockhaus in Leipzig die 7. Aufl. in Neubearbeitung von Dr. E. Meyer.) Hier handelte es sich um das ungekürzte Kapitel aus dem „Ilios“-Werk (1881), das s. Zt. im Originaltext noch Schliemanns Kontrolle passierte und jetzt hier neu zum Abdruck gelangte. Diese Rückerinnerungen des reifen Mannes, der die Mitte des Lebens überschritten hatte, sind das menschlich wertvollste Bekenntnis in diesem neuen Schliemannbuch. Außer-

dem ist die Schau auf die Kinderjahre vom Literarischen her ein gekonnter Wurf, und es mag vielleicht das beste literarisch-biographische Bekenntnis Schliemanns sein.

Im vierten Teil erscheinen dann zum ersten Mal die 69 Briefe an den Neustrelitzer Schulfreund, den Kaufmann und Bankier Wilhelm Rust. Sie umfassen eine Zeitspanne von 22 Jahren, bis zum Todesjahr Schliemanns. Dieser königliche Kaufmann in der kleinen Residenz bildet die Brücke zu all seinen lieben zurückgebliebenen Freunden und Bekannten in der Heimat, um das Pfarrhaus in Ankershagen und um das Carolinum in Neustrelitz. Dieser „liebe alte Freund“ ist derjenige, der die heimatliche Presse auf dem Laufenden hält über den einst so unbedeutamen Schüler der Stadt und jetzt so berühmten Forscher und Entdecker griechischer Kultur und Geschichte, der allzubald die europäischen Archäologen und Altphilologen und alle Freunde des Altertums mit seinen Hypothesen, kühnen Ausgrabungen und Funden in Aufregung und Begeisterung versetzte. Was Schliemann im Großen war als Kaufmann, war Rust im Kleinen als Kaufmann, Bankier und Kommerzienrat im Strelitzer Land. Die Rustbriefe atmen nicht nur die treue Heimatverbundenheit, die der weltumspannende Geist und Kenner aller Erdteile nie verlor, sie atmen auch oft zwischen den Zeilen eine Sehnsucht nach dem Zurück zur Kindheit und Jugend und ein Sichverantwortlichfühlen für die in Armut und Krankheit zurückgelassenen Bekannten und Freunde seines frühesten Lebenskreises. Die dauernden zahllosen Geldanweisungen sind eine gewisse Entlastung seines Gewissens diesen Menschen gegenüber. Diese Briefe sind, von der psychologischen soeben bemerkten Tendenz abgesehen, inhaltlich keine Besonderheit. Sie sind aber für das Gesamtbild Heinrich Schliemanns ein wichtiges Mosaikstück. Man könnte kritisch die Frage stellen, ob sie zu den anderen drei Abteilungen dieses Bandes eine gewachsene Einheit bilden, ob es günstig und verlegerisch wie auch vom Herausgeberstandpunkt vertretbar war, sie an die andern drei Gebiete anzureihen. M. E. wäre es besser gewesen, sie in einem Sonderband: Schliemann und seine Beziehungen zu Mecklenburg erscheinen zu lassen. Wenn das aber nicht möglich war, dann wäre eine Briefband-Ausgabe besser gewesen. Zu den Reisetagebüchern stehen gerade diese Briefe in allzu entferntem Verhältnis.

So sehr die Strelitzer die Herausgabe auf der einen Seite begrüßen, so sehr bedauern sie wiederum, daß diese Briefe hier so quasi füllendes Anhängsel darstellen und mit dem andern Stoff keine Einheit bilden. Briefe sollte man stets nur als Sonderband mit einführendem Kommentar herausbringen. Sie verblassen sonst allzu sehr. Und dabei muß noch etwas kritisch gesagt werden. Die dauernden kurzen und langen Kommentare des Herausgebers zwischen den Briefen stören ungemein beim Lesen derselben. Es wäre besser gewesen, diese vorweg oder am Schluß in etwas geraffter Zusammenfassung zu bringen. Oder wenn das nicht möglich ist, dann sollte man die Briefe in den Kommentar hineinarbeiten. Aber so viele Kommentare zu diesen an sich schlichten Briefen lassen leicht auf ein Armutszeugnis des Briefschreibers schließen — es könnte eine Beleidigung sein. So wertvoll und wichtig auch die Kommentare sind, gerade deswegen sollten sie als geschlossene Einführung oder nachstehende Anmerkung zusammengefaßt werden.

Die vielen Briefveröffentlichungen großer Menschen kennen diese Form der Herausgabe m. W. nicht, warum denn hier? Alles in allem soll aber betont werden, daß H. A. Stoll uns mit seiner Herausgabe-Arbeit H. Schliemann von

neuen Seiten eingehend und überzeugend, kritisch und interessant beleuchtet hat und wir sind ihm dafür dankbar. Ob der anerkannte Schliemannforscher Dr. Ernst Meyer, Berlin, über die vielen Berichtigungen seiner Arbeit, die H. A. Stoll hier vornahm, erfreut sein wird, ist eine andere Frage, die uns aber in diesem Aufsatz nicht beschäftigen kann. — Eine große Anzahl von sehr guten begleitenden Fotos und die vorzügliche Ausstattung erfreuen den Leser ebenfalls sehr.

Wir erwarten und erbitten für die nächsten Jahre von H. A. Stoll eine weitere Übersetzung der Bücher unseres großen Heinrich Schliemann, denn nun sind wir angeregt und begierig, mehr kennenzulernen.

Annalise Wagner

Ein unveröffentlichter Brief von Ludwig Schliemann

Der 1823 geborene Bruder Heinrich Schliemanns, Ludwig, ging nach seiner Schulzeit wie sein Bruder in die Kaufmannslehre und sehr früh ins Ausland. 1847 war er in Amsterdam bei W. van Kempen, aber er scheint diese Amsterdamer Zeit nur als Sprungbrett angesehen zu haben, denn es regte sich in ihm sehr früh das Verlangen, selbständig zu werden und einen eigenen Hausstand zu begründen. Er stand von Amsterdam aus in regelmäßigem Briefverkehr mit seinem Bruder in St. Petersburg, der durch ihn auch Geschäftliches erledigen ließ, und mit seinen Schwestern, die in Vipperow bei dem Onkel Wachenhusen ein Zuhause gefunden hatten. Angefeuert durch das Glück, das Heinrich bei seinen Unternehmungen hatte, durch die Tatkraft und den Wagemut seines 1½ Jahre älteren Bruders, der sich am 1. 1. 1848 als Kaufmann I. Gilde in St. Petersburg niederließ und schon vorher Verbindungen mit dem Ausland aufgenommen hatte und bereits in Frankreich, England und einigen Plätzen Deutschlands Repräsentanten für sich wählte, entschloß er sich, 1848 nach New York zu gehen. Er besaß Energie, Fleiß und Sparsamkeit, um voranzukommen (diese Eigenschaften sind das beste Betriebskapital), und so begründete er Ende des Jahres 1848 dort mit einem Partner ein Geschäft, nachdem er durch viele Privatstunden genügend Geld verdient hatte, um sich ein kleines Kapital zu sparen.

Aber die Goldfunde vom Sacramento erregten damals die Gemüter der Bewohner der Vereinigten Staaten, und so sah Ludwig neue Möglichkeiten, sein Geschäft zu erweitern. Nicht als Goldgräber wollte er nach St. Francisco gehen, sondern er wollte versuchen, über den Kontinent hinweg Waren zu handeln, die im fernen Westen gebraucht wurden. Er, der Sprachkundige, hoffte es besser schaffen zu können als sein Kompagnon, dem er allerdings die Fürsorge für die Firma L. Schliemann u. C. D. Behrens anvertraute. Vielleicht kam auch ein Fernweh dazu und Reiselust. Er wählte den Seeweg. Eine Fahrt mit einem Segelschiff um Kap Horn nach Kalifornien war damals wirklich keine Kleinigkeit. Er rechnete mit einer Dauer von 4 Monaten; in 70 Tagen hoffte er in Valparaiso zu sein, wo das Schiff zum erstenmal einen Hafen anlief, d. h. also wo Frischwasser und Frischfleisch übernommen und von wo Post nach Hause geschickt werden konnte. Anfang Juni war das Schiff dann

am Ziel. Es gab eine kürzere Verbindung auf dem Landweg, ihm schien die Fahrt aber zu gefährlich, und sie war auch teurer. Eine andere Verbindung ging über Panama, zunächst mit dem Segelschiff, dann im Stillen Ozean mit dem Postdampfer nach Norden. Doch die Fahrkosten und die Mitnahme von Waren veranlaßten ihn wahrscheinlich, den längeren Weg zu nehmen. Er wagte den Schritt, aber er nahm nicht das Glück mit, das seinem Bruder hold war.

Zwischen den beiden Brüdern bestanden sonst viele Ähnlichkeiten. Vor allem trat der Familiensinn in beider Briefen stark hervor. Sie standen nicht nur in regelmäßigem Briefwechsel miteinander, sondern auch mit den Schwestern in Vipperow, beide sprachen mit ihren Geschwistern über ihre Pläne und ließen sie an allem teilnehmen, was sie bewegte, und zeigten brüderliches Interesse an ihrem Schicksal. Heinrich und Ludwig ergriffen den Kaufmannsberuf. Ludwig, wie aus seiner schönen und klaren Schrift zu erkennen ist, wohl auf dem Kontorschemel, und Amsterdam war für sie die erste Station auf dem Wege zum Erfolg. Tatkraft und Fleiß zeigten sie und wollten vorankommen. Sie erlernten Sprachen, die ihnen dienlich sein konnten und waren, und sie zeigten beide die Unrast, die sie über die See trieb. Aber trotz dem Fernweh blieb die Liebe zur Heimat. Ludwig war froh, eine Reise machen zu können, die nur noch von einer Reise um die Welt übertroffen werden konnte, einer Reise, die Heinrich 15 Jahre später ausführte. Ludwig war fähig, kommende Gelegenheiten vorauszusehen und für sein Geschäft nutzbar zu machen. Er sah voraus, daß die Regierung in New York Ordnung am Sacramento schaffen und Californien zum Staat erheben werde. Heinrich erlebte es und hatte Glück, denn auf der Suche nach seinem Bruder wurde er dadurch amerikanischer Staatsbürger, was ihm später sehr zugute kam. Glück war seinem Bruder nicht beschieden; die Anstrengungen und Entbehrungen der Seefahrt, wohl auch das Klima hatten seine Gesundheit zermürbt. Er starb bald nach seiner Ankunft in dem Land seiner Hoffnung.

Der Brief, den er am Tage vor seiner Abfahrt aus New York schrieb, ist ein Faltbrief ohne Umschlag und der Portosparnis wegen sowohl von links nach rechts wie auch von oben nach unten beschrieben, so daß man zunächst nur Quadrate vor sich hat. Außerdem sind die Ränder der letzten Seite beschrieben. Nur der Platz für die Anschrift, das Siegel und die Stempel ist gelassen. Die Handschrift ist sehr klar, so ist der Brief trotz dem dünnen Papier leicht zu lesen, etwas stört der Wechsel zwischen deutschen und lateinischen Buchstaben. Der Brief ist franko ohne Briefmarke geschickt. Er ging am 30. I. 49 von New York ab, war am 16. III. 49 in Bremen und ging über Hamburg (17. III. 49) nach Vipperow bei Röbel. Wann er dort eintraf, ist nicht zu ersehen. Er lautet:

New York, den 29ten Januar 1849, als am Abend vor meiner Abreise nach dem fernen Westen (Californien)

An meine teuren Angehörigen in Deutschland! Herzlich geliebter Vater und Schwester!

Zuletzt hatte ich am 18. Novbr. 1. J. das Vergnügen, Euch zu schreiben und von meinem Ergehen zu benachrichtigen, und hoffe ich, daß meine Mitteilungen Euch Freude gemacht haben. Seitdem hat sich meine Stellung sehr verändert und wirklich vieles zugetragen, wovon ich heute der Kürze der

Zeit wegen nur die wichtigsten Punkte hervorheben werde. Wie sehr es mein Wunsch war, bald eine unabhängige selbständige Lage zu erhalten und meinen eigenen Herd zu gründen, wird Euch der Inhalt des besagten Briefes angedeutet haben, und gelang es mir wirklich denselben schon einige Tage hinterher zu realisieren. Die vielen Privatstunden, welche ich zu geben hatte, erlaubten es mir, einiges Geld zu ersparen, und verstand ich mich in Gemeinschaft eines Freundes, des Herrn C. D. Behrens aus Bremen (der circa gleiche Mittel wie ich besitzt) dazu, ein kleines Geschäft (in Kurzen Waren, Spielsachen, Zigarren etc.) Firma L. Schliemann und C. D. Behrens in Houston Straße Nr. 335 zu gründen, welches sich eines guten Fortganges zu erfreuen hat, da es mit Umsicht und Tätigkeit geführt wurde und uns auch gewiß ferner gegenseitiger Fleiß und Sparsamkeit teilweise als Ersatz eines großen Betriebskapitals gedient hätte. Außerdem fand ich nebenbei auch noch Zeit genug, meinen Unterricht einem großen Teile nach fürzusetzen. Gegen Frühjahr sollte nun unser Geschäft mehr Ausdehnung erhalten, indem ich sicher war, in manchen conventen Artikeln en gros Absatz zu finden. Heinrich teilte ich hierüber zu Anfang ds. M. schon meine Absichten mit, der Euch gesagtes auch bestätigen wird, er würde seinerseits gewiß alles mögliche getan haben, nun unser Geschäft in Schwung zu bringen; — doch das Geschick wollte es anders! — Die fortwährend vom fernen Westen, nämlich dem herrlichen (freilich jetzt noch wüsten Lande) Californien umlaufenden ganz sicheren Nachrichten über dessen enorme Reichtümer setzten alle Welt in Staunen und Verwunderung und ergriffen zunächst unsere Union, deren Einwohner gewiß mehr Unternehmungsgeist und Energie wie jede andere Nation zeigen. Am 1. Dez. war es Tatsache und hundertfältig bewiesen, daß Californien die reichsten und jetzt bekanntesten ergiebigsten Goldminen besitzt und gewöhnliche Arbeiter mit weniger Mühe ihren Lohn in denselben auf 50—75 Dollar pro Tag und mehr bringen können, und das Gold wird in ganz reinem Zustand dort zwischen dem Sande an den Flüssen, namentlich am Sacramento River gefunden und ist durch ein einfaches Sieben durch eine kleine Maschine abzusanden. Der bis nun bekannte Gestreich, wo diese ungeheuren Schätze lagern, wird auf 5—600 engl. Meilen geschätzt. Derselbe wird ohne Zweifel in kurzer Zeit der Sammelplatz unternehmender Leute aller Nationen sein, doch auch gewiß mitunter die schauderhaftesten Szenen und Tatsachen vorführen, da in ganz C. sozusagen noch Gesetzlosigkeit herrscht. Wer aber nicht frühe da ist, kommt vielleicht zu spät, und weil unser Gouvernement unbedingt nicht länger säumen wird, die ganze Sache in Besitz zu nehmen und mit Militär zu besetzen. Leute, welche im Monat Juli in Californien waren, sind jetzt zum Teil 40—50 000 Dollar wert, alle Schiffe, welche von jener Küste nach hier oder Südamerika eingehen, haben große Summen von diesem edlen Metall an Bord. Gestern wurde hier an zwei Häusern eine Versicherung auf 600 000 Dollar Goldstaub for einem Schiffe von S. Francisco in C. kommend geschlossen. Die Emigration begann hier erst mit halb December, dehnte sich jedoch mit jedem Tage mehr aus. Ein Schiff wurde nach dem andern mit Passagieren (Goldjägern mit Schaufeln, Sieben, Spaten und Harken sowie mit Waschen reichlich versehen) expediert. Fast jeder litt oder leidet an demselben Goldfieber, und wer irgends die Mittel zu dieser ungeheuren 17 000 engl. Meilen langen Seereise (2mal die Linie) zusammenbringen kann, geht davon. Nie sah ich eine solche Aufregung, wie hier herrscht, und diesen Morgen zählte ich mehr als 160 Schiffe, die nach C. in Ladung liegen. Herz-

zerreißend ist der Anblick, wenn man bei dem Abgang dieser Schiffe ein stummer Zeuge ist, die Gehenden stumm und fast unempfindlich durch die Aussicht zum Gewinn und die Zurückbleibenden oft bis zum Hinsinken durch Schmerz ergriffen; doch sie sind nicht zu halten. — Jetzt zum Text in Kürze! Auch mit mir ist es beschlossen, die Passage bezahlt, und schon morgen den 30. Januar gehe ich mit dem prächtigen Paket Schiffe Orpheus Kapt. Freemann in Gesellschaft von 150 Passagieren nach San Francisco ab, und meine Sachen sind an Bord. Grämt Euch nicht, meine Teuren, das Schicksal will es nun einmal so, — schon von Valparaiso aus, wo wir in 70 Tagen sein können und um frisches Wasser anlaufen werden, hört Ihr von mir durch Henry. — Ich denke, so Gott will, den 1. Juni in San Francisco zu sein. Über Land kann man die Reise nach C. in 40—50 Tagen machen, doch dies ist einesteils fast zweimal so teuer, und andernfalls ist man so sehr den Angriffen der Wilden ausgesetzt. — Mein Geschäft hier in NYork wird nach wie vor fortgesetzt und übernimmt Herr C. D. Behrens allein die Führung und ist derselbe auch insofern bei meiner Reise beteiligt, da ich für 75,— Dollar von unsern gemeinschaftlichen Waren mitnehme. Die Reisekosten gehen mich aber allein an, — sehe ich nun, daß in San Francisco eine geregelte Verbindung mit Vorteil mit New York zu unterhalten ist, so setze ich noch dort das Geschäft unter gleicher Firma fort und benutze mein hiesiges Haus zur Beziehung von Waren. Wir haben hierüber einen gültigen Kontract auf 1—2 Jahre geltend gemacht. Halte ich es aber dort nicht für geraten, eine solche Verbindung mit hier zu haben, oder sehe ich keinen Vorteil für beide dabei, so bleibt jeder für sich, und wir haben uns nur zu verrechnen. Das Ding kann wirklich ganz gut werden, wenn ich nur gesund bliebe und glücklich hinkomme, was der Allgütige schon geben wird. Zu der Minenarbeit werde ich nicht gehen, ich bleibe nun für immer bei meinem Leisten, den ich zu bearbeiten verstehe. Tausend Dinge sind mit glänzendem Erfolg in C. zu treiben, da es an Geld nicht fehlt. Junge Leute von Comptoiren sind in letzter Zeit in San Francisco bis 1600—2500 Dollar (1 Dollar ist 1½ Thaler) bezahlt worden. Meine Sprachen kann ich gewiß gut gebrauchen; zuvor werde ich wohl in San Francisco bleiben. Ich habe gute Empfehlungsbriefe dahin, — meine Adresse ist

Mr. Louis Schliemann care of Frank Ward Esq.
Messr. Ward u. Smith San Francisco Californien

Schreibt Ihr mir, bevor Ihr meine Nachricht von dort habt, so schreibt Eure Briefe nur unfrankiert an mein hiesiges Haus unter Couvert mit der einfachen Bemerkung, dieselben gefl. zu befördern. Diese würde dann heißen: Herrn C. D. Behrens Aadr. L. Schliemann u. C. D. Behrens, New York, 335 Houston Street.

Was wirst Du, mein teurer Vater, und Ihr, meine geliebten Schwestern, zu dieser großartigen Reise sagen? (Ja, sie ist wirklich groß und könnte nur größer sein, wenn ich die Welt umsegeln wollte.) Eure Segen und Herzenswünsche werden mich auch bis zu den Wildnissen Californiens folgen, wie ich mich Eurer stets mit der reinsten Liebe und zärtlichsten Gefühlen erinnern werde, Eure mir stets gesandten liebevollen Briefe von vielen Jahren her nehme ich alle mit und bewahre sie sorgfältig auf. An Mut und Energie fehlt es mir nicht, und ich gehe gut ausgerüstet auf den Weg und fehlt es mir

selbst nicht an Waffen zur Verteidigung, — Pistole, Dolch, Flinte, lange Messer ect. habe alles bei mir.

Meine Stunden hier übertrug ich einem Freunde. Was ich bei diesem letzten Brief von hier aus fühle, vermag ich nicht auszusprechen, da unsere Separation aufs neue bedeutend erweitert wird, doch um so froher und glücklicher wird der Tag des Wiedersehens sein. Jetzt, Adieu, mein guter Vater, mögest Du Dich noch viele Jahre einer dauernden Gesundheit und angenehmer Gegenwart erfreuen, und Ihr, meine lieben Schwestern, kennt meine Gefühle ebenfalls.

Der Eurige Louis Schliemann

Schreibt doch recht oft an Henry, meine lieben Schwestern. An Vater schickt doch gefl. sogleich diesen Brief weiter.

Am 30ten vom Bord des Orpheus — nun nochmals ein herzliches Lebewohl, meine Teuren, dann für lange Zeit nichts wieder, in einer halben Stunde geht es fort ins unendliche Meer. Ich selbst werde mich kaum wiedererkennen, wenn zweimal die Linie passiert und die glühende Sonne ihre Wut auf meine gesunde frische Gesichtsfarbe ausgeübt. Soeben bringt ein junges blühendes Weib ihren Gatten an Bord, er scheint sich leise von ihr losmachen zu wollen, doch sie hängt sich wie eine Kette an ihn. Ihr müßt nicht glauben, daß die Gehenden Leute geringer Klassen sind, im Gegenteil, es sind fast alle bemittelte und zum Teil sehr fein gekleidete Leute, die ganz armen können solche Kosten nicht gutmachen. Der Eurige Louis

Onkel und Tante sowie Vetter Fritz und allen Bekannten meine freundlichen Grüße.

*

Im September 1849 erreichte Heinrich Schliemann in St. Petersburg dann ein Brief, dessen Übersetzung er an seine Schwester Wilhelmine in Ramelow bei Friedland schickte. Die Übersetzung ist anscheinend nur ein Teil des ihm gesandten Briefes, Überschrift und Datum fehlen. Sie ist nicht von Heinrichs Hand:

Heute fühle ich mich sehr ermüdet und durch die von allen Seiten tönenden günstigen Nachrichten sehr zerstreut. Der Rest unserer langen Reise wird nun hoffentlich angenehm verfließen und haben günstige Winde zu erwarten, und erhalten bessere Speisen, Provisionen aller Art werden in Masse an Bord gebracht. Waren aller Art sind hier sehr im Preise gestiegen, und fragt man namentlich uns Jankees (Uns Amerikanern) übermäßige Preise ab. Vielleicht erhält dieser Brief erst am 30. ds. via Callao Kurs. Ich werde sehen, ob ich ihn nicht via einen andern Platz früher gehen lassen kann. Porto ist hier sehr teuer, in Californien desto billiger. Von San Francisco bis New York kostet ein Brief nur 10 cents (2½ Silbergroschen). Mit großer Spannung sehe ich Deinen Nachrichten entgegen und besonders neugierig, wie Du den Inhalt meiner letzten Briefe aus New York aufgenommen hast. Bis auf weitere Nachrichten von mir schickst Du Deine Briefe an mich an Frank Ward Esq in San Francisco, entweder durch Behrens in New York oder direct, aber in diesem letzten Falle mit der Bemerkung via New York, Panama per Pacific Mail Steamer. Die Herren Howland und Aspingwall in New York unterhalten das Brief Dampfboot auf dem Stillenmeere von Panama nach San Francisco.

Lebe wohl, lieber Bruder, sobald ich kann, schreibe ich Dir aus Californien.
Stets der Deinige (unterschrieben Louis Schliemann)

Dieser ist abgestempelt in St. Petersburg am 12. September, war in Berlin am 1. Oktober und in Friedland am 2. Oktober. Er hat einen handschriftlichen Zusatz von Heinrich Schliemann, das älteste Schriftliche, das im Nachlaß der Schwestern von H. Schliemann vorhanden war.

„Liebe Schwester! Vorstehend Übersetzung eines Briefes, den ich gestern von Ludwig erhielt. Dein Bruder H. Schliemann.

Schreibt mir auch recht viel aus Eurer Umgegend, vor allen Dingen aber von Euch und Tante.“

K. A. P.

Was verdankt Goethe Charlotte von Stein?

Von Ilse Siemers

Nicht umsonst ist von Goethe gesagt worden, daß er „mit der unbefangenen Freiheit . . . seine persönlichen Geschicke der Menschheit“ vorlebte; eine Unbefangenheit, die sich freilich nur der erlauben darf, welcher über eine sittliche Integrität verfügt, wie sie eben dem Dichter des klassischen Weimar eigen war.

Es ist so viel über sein Freundschaftsverhältnis mit Charlotte von Stein diskutiert und geschrieben worden, daß es als erschöpft gelten könnte. Und dennoch kann das Einmalige seiner geistig wesenhaften Bedeutung, nicht allein für damalige Begriffe, sondern für die Weltanschauung überhaupt, nicht genug hervorgehoben werden.

In der Meinung, Frau von Stein würde ihm mehr gedient haben, wenn sie den Boden strenger Selbstzucht und Etikette verlassen hätte, hat man sie vielfach zu einer kühl abwägenden und leidenschaftslosen Natur gestempelt. Ihre Liebe, die keine sinnlich verlangende war, aber egoistisch genannt wurde, erscheint dem heutigen Allgemeinempfinden schlechthin als unnatürlich.

Wie weit entfernt diese Auffassung von einem Verhältnis ist, welches im Grunde der goethischen Innenwelt ebenso entsprach wie der Charlotte von Steins, geht aus unzähligen seiner Briefe hervor. So schreibt er beispielsweise: „Ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergeblich gesucht; nun, da mir die Welt täglich klarer wird, find' ich's endlich in Dir auf eine Weise, daß ich's nie verlieren kann.“

In seinem Geist-suchen, als Grundton echt deutschen Strebens, war Goethe Höhenmensch, derselbe, den auch Charlotte von Stein in ihrem Wunsche nach innerer Entwicklung verkörperte.

Wohl ist der Dichter ein Sinnenmensch gewesen, aber nur insofern, als Liebe zu allem Sein und Werden die schöpferischen Kräfte beflügelte. Liebe empfangen bedeutete für ihn gleichzeitige Hingabe, bzw. ein Aufopfern bis zur Selbstentäußerung, und ihre innerste Triebkraft war der Hunger nach

Vergeistigung. Sonst würde er sich niemals zehn Jahre hindurch und darüber hinaus gerade von Charlotte von Stein gefesselt gefühlt haben. Er suchte den Geist, wo er ihn zu finden hoffte, nicht allein in, sondern hinter der Erscheinung; er suchte nach seiner wahren Gestalt. Man darf es Charlotte darum nicht zum Vorwurf machen, wenn sie ihrerseits nicht fassen konnte, daß das eheliche Verhältnis mit Christiane für Goethe bis zu einem Grade erfülltes Menschbegehren und naturnotwendige Durchgangsstation war, der er ebenso Tribut zahlen mußte wie dem geistigen Verhältnis zu ihr.

Für diejenigen freilich, in deren Augen Goethe nach langjähriger geistiger Gefolgschaft zur Übermenschenshöhe emporgestiegen war, brach gleichsam Götterdämmerung mit dem Augenblick herein, in dem er sich als ein gewöhnlicher Durchschnittsmensch erwies. Nicht nur der Glaube an die Unwandelbarkeit seiner selbstlosen Liebe und Treue war ja erschüttert, sondern ebenso vernichtend traf die Erkenntnis, daß der, an den Charlotte „die einzige große Forderung“ gerichtet hatte, „sich selber zu steigern, einen vollkommeneren Menschen aus sich zu machen“, versagte. „Ihr Ideal von Freundschaft und Liebe“, das sie in ihm als „sich gegenseitig veredelnd“ verwirklicht gefunden hatte, erwies sich als Trugschluß.

„Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden“, hatte er einst gebetet und seinem Tasso die Worte in den Mund gelegt: „O lehre mich, das Mögliche zu tun! / Gewidmet sind Dir alle meine Tage. / Wenn Dich zu preisen, Dir zu danken sich / Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erst / Das reinste Glück, das Menschen fühlen können; / Das Göttliche erfuhr ich nur in Dir.“

Unerbittliche Selbstzucht hatte Charlotte von sich und dem Freund verlangt, seine Herzensreinheit geprüft, bevor sie ihm ihre Liebe offenbaren und anvertrauen konnte. Von welcher Tiefe diese gewesen sein muß, erhellt sich aus den tausendfältigen Bezeugungen Goethes in seinen Briefen, aus seiner unerschöpflichen Dankbarkeit für ihr „reines, richtiges Gefühl“: „Ich sehe, wie wenig ich für mich bestehe und wie notwendig mir Dein Dasein bleibt, daß aus dem meinigen ein Ganzes werde“, schreibt er. Und ein anderes Mal: „Wenn ich mit anderen, selbst vernünftigen Menschen spreche, wieviel Mitteltöne fehlen, die bei Dir alle anschlagen.“

Ein derart feines Einfühlungsvermögen und Verstehen ist nur unter ebenbürtig Liebenden möglich und findet in dieser Form von Verinnerlichung sein Gegenstück in einer anderen Dichterliebe, in der Schillers zu Lotte von Lengefeld. Er, der „vor allem die Seele“ liebte, urteilt einmal über Frau von Stein: „Ich habe die Stein sehr lieb gewonnen, seit ich ihrem Geist mehr zugesehen habe; ich liebe den schönen Ernst in ihrem Charakter; sie hat Interesse für das, was sie für wahr hält und was edel ist ...“

Geistig gesponnene Fäden sind jedoch von feinerer Struktur als die grobstofflichen, und ihre Verletzbarkeit ist von gefährlicherer Art. Es ist daher kein Wunder, wenn ein gewisser Verzicht auf Goethe, den Charlotte nun leisten

sollte und freiwillig hätte leisten müssen, gleichbedeutend war mit der Zerstörung ihres Innern. Das Höchste, was Menschheitsglaube verwirklicht gesehen hatte, war preisgegeben, eine freilich ungeheuerliche Illusion war in sich zusammengefallen. Der Kontrast zwischen dem Übermenschlichen und dem ins Irdische zurückgesunkenen Goethe war eine ebenso harte Erfahrung für Charlotte, wie umgekehrt für den, der nach dem Bruch schrieb: „Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern.“ Es gehört zu dem Erhabensten und Ergreifendsten dieser Freundschaft, wie Goethe unermüdlich versuchte, nicht sich zu entschuldigen, aber der Frau, die wie keine andere zum Wegweiser seines Lebens geworden war, sich verständlich zu machen.

Will man aber, wie es vielfach geschieht und geschehen ist, Charlotte von Stein, die bis ins hohe Alter an dieser Erfahrung schwer getragen hat, einen Vorwurf aus ihrem Verhalten machen, so kann das nur von einer ebenso kurz-sichtigen wie oberflächlichen Beurteilung herrühren. Man würde damit auch Goethe treffen, der ihren Empfindungen selbst in dieser Zeit der Verständnislosigkeit höchste Achtung entgegenbrachte, und zwar in einem Augenblick, wo sie ihn am tiefsten trafen. Er sah in ihrem Versagen nicht weibliche Minderwertigkeit, sondern im Gegenteil ein unerschütterlich Wahres und Starkes der reinen Frauennatur, das gehütet werden will. Wenn er auch später dichtete: „Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles, / Aber ich hab' sie nicht mehr, schweig und ertrag' den Verlust!“, so gab er doch die Hoffnung nicht auf, daß sie ihn „wiedererkennen“ werde. Und letzten Endes ist er gerade durch ihr Versagen und an ihrem enttäuschten Glauben, dem unüberwindlich Starken in ihr, gewachsen. Waren sie doch in ihrem Miteinander an einer Grenze angelangt, von der aus es ein Unmittelbar-voneinander-Schöpfen und -Lernen nicht mehr gab. Innerlich vereinsamt, fühlen sich namentlich edle Naturen aufgerufen, in ihr eigenes Innere hinabzusteigen, um nach dem Maßstab ihres Ideals an sich zu modeln und zu feilen. Der Anstoß zur Weiterentwicklung auf einer anderen Ebene war gegeben, und Goethe ergriff ihn mit der ihm eigenen starken Innerlichkeit. — Später im Rückblick äußert er in seinen „Biographischen Einzelheiten“: „Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels bemerken wir auf einmal, daß wir in einem Irrtum befangen sind . . . Manchmal kommen wir zum völligen Bewußtsein und begreifen, daß ein Irrtum so gut wie ein Wahres zur Tätigkeit bewegen und antreiben kann.“ Und zu Eckermann bekennt er: „Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren, Gott weiß wie! Meine Frauencharaktere sind daher auch alle . . . besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind.“ — Wäre er aber im Leben niemals Frauen von der sittlich reinen Hoheit begegnet, wie Charlotte von Stein und die Herzogin Luise waren, so würde der Dichter auch niemals die vorbildlichen Gestalten in Iphigenie und Tasso, in Wilhelm Meister und den Wahlverwandtschaften haben schaffen können.

Charlottes feiner und richtiger Instinkt hatte in seiner Natur wachgerufen, was der ihren im Innersten tief verwandt war: das Streben nach dem geistig Übergeordneten, im Verlangen nach höher geartetem Menschentum, das sowohl in Goethes wie in Schillers Verehrungsbedürfnis lag. Darum sind auch ihre Dichtungen von dieser klaren erquickenden Höhenluft durchweht und durchlichtet, nach der ein echter Deutscher sich sehnt, frei von jener sinnlichen Schwüle und Realistik, wie sie im „Tiefland“ vielfach anzutreffen ist.

Wo Goethe sich der Liebe verschrieb, wurde sie ihm zur überwindenden und bildenden Kraft. Liebe war ihm der zündende Funke, der, um schöpferisch zu sein, von Jugend auf Anlehnung an das vergeistigt Scheinende suchte. Und er suchte es zunächst bei den Frauen. Im Verlauf seines Lebens erfuhr er jedoch, daß ein Genius in seiner Fähigkeit nachzuempfinden und nachzubilden in beständiger Gefahr lebt, vom Sinnlich-Materiellen in jeder Gestalt vergewaltigt, ja, in seiner geistigen Substanz von ihm bedroht und untergraben zu werden.

Was Christiane für Goethes menschliches Gleichgewicht bedeutet hat, ist längst erkannt. Was er jedoch Charlottes sittlicher Kraft, ihrem Stolz, ihrem weiblichen Ehrgefühl und Gewissen verdankt, das können auch wir nicht hoch genug veranschlagen. Auf dem Boden, den sie vorbereitete, hat er in harter, fast grausamer Selbstzucht die Saat entwickelt, und sie zu einer Höhe von menschlicher Reife getrieben, welche die alleinige Voraussetzung für schöpferische Unerschöpflichkeit ist.



DAS SCHWEIGEN

*Das Schweigen wohnt
in dem kühlen Rund
der nächtlich kristallinen Schale,
in feucht erschimmerndem Strahle
tun Sterne
ihre Weisen kund.*

*Im Weltenraum
erklinget leise
die traumhaft zarte Melodie,
in losen Wellen spielt sie
um dich,
in ewig gleichem Kreise.*

*Auch du
bist solch ein göttlich Klingen,
ein Stern im engen Erdenraum,
du Erdensohn,
und ahnest kaum
dein Tönen und dein Singen.*

G. H.

Dr. phil. Carl August Endler †
Sein Leben und seine Schriften

Von Georg Tessin, Koblenz, und Carl Meltz, Karlsruhe



Am 19. Juli 1957 starb zu Oldenburg der frühere Direktor der Mecklenburgischen Landesbibliothek Schwerin, Dr. phil. Carl August Endler. Mit ihm verlieren wir mecklenburgischen Historiker einen der führenden Wissenschaftler unserer Heimat.

Endler wurde am 17. Dezember 1893 in Rostock geboren, besuchte dort das Gymnasium und zu Beginn des 1. Weltkrieges die Universität. Mit seinen Bundesbrüdern trat er als Kriegsfreiwilliger in das Heer ein und hat am ganzen Krieg, zuletzt als Leutnant der Reserve, teilgenommen. Nach Kriegsende nahm er sein historisches Studium in Rostock wieder auf. Sein von ihm verehrter Lehrer war Prof. Dr. Reincke-

Bloch. Diesem feinsinnigen und beliebten Lehrer haben wir alle, die nach dem Kriege zur mecklenburgischen Landesuniversität zurückströmten, viel zu danken, insbesondere aber auch Endler, der lange Jahre als Senior des Historischen Seminars ihm zur Seite stand.

Nach abgeschlossener Ausbildung und Promotion ging Endler an das damals unter Leitung von Dr. Hans Witte stehende Mecklenburg-Strelitzische Geheime Haupt- und Staatsarchiv Neustrelitz. Die Jahre seines Strelitzer Wirkens waren außerordentlich fruchtbar und haben in der wissenschaftlichen Literatur Mecklenburgs in starkem Maße ihren Niederschlag gefunden, mag es sich um Arbeiten handeln wie „Beiträge zur älteren Geschichte des Rats in Neubrandenburg“, um die Arbeit über „Hofgericht, Zentralverwaltung und Rechtsprechung der Räte in Mecklenburg im 16. Jahrhundert“ oder um ausgesprochen Neustrelitzer Arbeiten wie „Geschichte der Landeshauptstadt Neustrelitz“, um Arbeiten aus der Geschichte des Handwerks im Lande Ratzeburg, über Handwerk und Zünfte im Lande Stargard, über Zunftschilder oder auch um Arbeiten zur Geschichte des Strelitzer Großherzogshauses „Der deutsche Gedanke bei den mecklenburgischen Verwandten der Königin Luise“.

Von einer über die Grenzen unserer engeren Heimat hinausgehenden Bedeutung war die von Witte und Endler gemeinsam unternommene Widerlegung des Buches von Jegorov „Die Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahr-

hundert“. Hatte Jegorov zu beweisen versucht, daß die Bevölkerung Mecklenburgs ganz überwiegend slawischen Ursprungs sei und nur die deutsche Sprache angenommen habe, so geht aus der Erwiderung von Witte und Endler mit aller Deutlichkeit der plattdeutsch-niedersächsische Ursprung unseres Volkes in all seinen Schichten (Ritter, Bürger und Bauer) hervor. Diese Widerlegung, die auch die verfehlten Arbeitsmethoden Jegorovs an Hand exakter Beispiele ad absurdum führte, war wissenschaftlich so bedeutungsvoll, daß das Osteuropainstitut seiner zweibändigen Übersetzung des zunächst von der deutschen Wissenschaft etwas kritiklos aufgenommenen Buches schleunigst einen dritten Band mit der Witte-Endler'schen Widerlegung folgen lassen mußte und daß Jegorov damit als Wissenschaftler erledigt war.

Die ganze Liebe Endlers galt dem Bauerntum, besonders dem des Landes Ratzeburg, wo sich dieses Bauerntum in voller Kraft durch die Jahrhunderte erhalten hatte. Untersuchungen einzelner Dörfer an Hand der noch vorhandenen Register führten ihn zu grundsätzlichen Feststellungen über die — unerwartet geringe — Sefßhaftigkeit der bäuerlichen Bevölkerung im Mittelalter und fanden ihren Niederschlag insbesondere in dem zusammen mit Johann Ulrich Folkers verfaßten Werk „Das Mecklenburgische Bauerndorf“; Endlers beide Arbeiten darin sind seine wohl volkstümlichsten Veröffentlichungen.

Infolge der Vereinigung der beiden Mecklenburg zu einem Lande wurde das Neustrelitzer Archiv in das Geheime Haupt- und Staatsarchiv Schwerin überführt. Endler leitete die Verlegung, ging dann aber als Direktor an die Landesbibliothek Schwerin, ohne seine Liebe für das Archiv und die Geschichtsforschung aufzugeben. Er schuf zusammen mit Edmund Albrecht ein Verzeichnis der mecklenburgischen Kirchenbücher, arbeitete mit an dem vom Gau herausgegebenen Sammelband über Mecklenburg und brachte 1941 mit dem Heft 3 der „Mecklenburgischen Bauernlisten des 15. und 16. Jahrhunderts“ ein umfangreiches Werk heraus: „Die Ämter Feldberg, Fürstenberg, Strelitz und Wesenberg mit den Komtureien Mirow und Nemerow und dem Kloster Wanzka“. Damit gliederte Endler sich ein in das große Regestenwerk, das in seinen auf etwa 36 berechneten Bänden, von denen leider nur 3 erschienen sind, die ganze bäuerliche Bevölkerung Mecklenburgs bis in die Zeit kurz vor dem Dreißigjährigen Krieg verzeichnen sollte. Mit Bienenfleiß hatte er bereits die Ämter Gadebusch, Rehna und Grevesmühlen im Manuskript fertiggestellt, als der zweite Weltkrieg ihn wieder zu den Waffen rief.

Neben der Leitung der Landesbibliothek wurde ihm in den letzten Jahren vor dem Krieg als besondere Aufgabe das Wossidlo-Museum anvertraut, das er im Schweriner Schloß einrichtete und für dessen Betreuung er gerade vermöge seiner vielen Arbeiten über das Bauerntum ganz besonders geeignet war.

Endler war seiner Erscheinung nach als Gelehrter mit seiner immer etwas leicht gebeugten Haltung bestimmt nicht der Typ eines deutschen



Schloßkoppel - Neustrelitz



Krebssee bei Neustrelitz

Offiziers. Trotzdem hat gerade er das fertiggebracht, was wenigen Reserveoffizieren vergönnt war. Als Oberleutnant der Reserve übernommen, wurde er am 1. 7. 1938 Hauptmann, am 1. 1. 1942 Major und am 1. 6. 1943 Oberstleutnant. Als solcher war er Kommandeur des Gren.-Ers.-Rgt. 520, dann im 1. Halbjahr 1944 Kommandeur des Fest.-Inf.-Rgt. 964 auf dem Balkan und vom 15. 6. 1944 bis zum 28. 2. 1945 Kommandeur der Fest.-Brig. 964. Es sind wohl nur wenige Offiziere des 1. Weltkrieges gewesen, die es im 2. Weltkriege bis zum Brigadekommandeur brachten, und es ist seine Zähigkeit und seine glühende Vaterlandsliebe, die ihn zusammen mit einer geschickten Menschenführung dieses Ziel erreichen ließen.

Der Körper mußte mit, ob er wollte oder nicht. Er hat sich gerächt. Endler brachte ein unheilbares Lungenleiden mit nach Hause. Er mußte seine Schweriner Wohnung räumen. In Oldenburg hat seine Familie wieder eine Heimstatt gefunden, und Endler begann trotz seiner Krankheit sofort wieder mit wissenschaftlichen Arbeiten, jetzt allerdings auf dem Gebiete der oldenburgischen Landesgeschichte. Dann aber zwang ihn sein Leiden, Jahr für Jahr in Kurorte zu gehen, und trotzdem ist er ihm frühzeitig erlegen. Den Verlust, den sein Tod für uns Mecklenburger bedeutet, brauche ich nicht zu schildern. Der Name Endler war bekannt im Lande. Seine vielen Arbeiten sichern ihm darüber hinaus in der Wissenschaft für dauernd einen Namen.

Georg Tessin.

Schriftenverzeichnis

Systematische Übersicht

| | |
|--|-----------|
| I. Mecklenburgische Landesgeschichte | Nr. 1—14 |
| II. Mecklenburgische Stadt- und Ortsgeschichte | Nr. 15—30 |
| III. Bauerntum, Siedlungs- und Familiengeschichte in Mecklenburg | Nr. 31—57 |
| A Bauerntum und Siedlungsgeschichte | Nr. 31—39 |
| B Insbesondere im Fürstentum Ratzeburg | Nr. 40—50 |
| C Das Ratzeburger Zehntenregister und Jegorov | Nr. 51—54 |
| D Familiengeschichte | Nr. 55—57 |
| IV. Mecklenburgische Volkskunde | Nr. 58—70 |
| V. Mecklenburgische Rechtsgeschichte | Nr. 71—73 |
| VI. Wirtschaft, Handel, Gewerbe u. ä. in Mecklenburg | Nr. 74—93 |
| VII. Oldenburgika | Nr. 94—99 |

Abkürzungen

- Gbl. = Mecklenburg-Strelitzer Geschichtsblätter. Jg.
Hbl. = Mecklenburg-Strelitzer Heimatblätter. Jg.
LZ. = (Mecklenburgische) Landeszeitung, Neustrelitz. Jg.
Meckl. = Mecklenburg, Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg. Jg.
Ratz. = Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg. Jg.
MM. = Mecklenburgische Monatshefte. Jg.

I. Mecklenburgische Landesgeschichte

1. Geschichte. [Pfleger der Landesgeschichte an der Universität Rostock]. — In: MM. 10. 1934, H. 11 [= Sonderh. Mecklenburgische Landesuniversität Rostock], S. 539 und 540.
2. Geschichte des Landes Mecklenburg-Strelitz. <1701—1933>. Hamburg: Hermes 1935. 101 S., 8°. (Aus Mecklenburgs Volkstum und Geschichte.)

3. Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz — Fritz Reuters „Dörchleuchting“. Mit drei Gemälden nach Aufnahmen von Rudolf Knöfel. — In: MM. 5. 1929, S. 33—40.

4. Mecklenburg als Vorkämpfer großdeutscher Einheit 1813—1815. — In: MM. 14. 1938, S. 136—139.

5. Mecklenburg-Strelitz im Vorkampf für Deutschlands Einheit. — In: MM. 9. 1933, S. 230 u. 231.

6. Der deutsche Gedanke bei den mecklenburgischen Verwandten der Königin Luise. Briefe, Denkschriften, Aktenstücke aus den Jahren 1808—1813. Leipzig: Quelle und Meyer 1932, VI, 229 S., 8°. [Zwischentitel:] (Historisch-politisches Archiv der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Bd. 2.)

7. Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, der Vater der Königin Luise. — In: Westermanns Monatshefte. Jg. 70. 1926, S. 47—52.

8. Der Lieblingsbruder der Königin Luise, Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz. — In: Gbll. 5. 1929, S. 135—147.

9. Mecklenburg in Kriegszeiten. — In: Mecklenburg. Ein Heimatbuch. 1925, S. 274 bis 281.

10. ... und Georg Tessin: Mecklenburg in Kriegszeiten. — In: Mecklenburg, Werden und Sein eines Gaus. (1938.) S. 74—82 u. Kte. 9.

11. Wie es im Dreißigjährigen Kriege auf dem Lande aussah. — In: Unsere Heimat. Bogen 1. 1925, S. 6—16.

12. Ratzeburger unter den „langen Kerls“ Friedrichs des Großen. — In: Ratz. 6. 1924, S. 62 u. 63.

13. Das Strelitzer Bataillon mit Napoleon in Rußland. — Hrsg. vom Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg. Schönberg i. Meckl.: E. Hempel, 1923. [Umschl. t.]

14. Kinkels Flucht durch Mecklenburg. — In: MM. 2. 1926, S. 155—160 mit 3 Abb.

II. Mecklenburgische Stadt- und Ortsgeschichte

15. Städtische Selbstverwaltung und Staatsaufsicht in der Vergangenheit in Mecklenburg-Strelitz. In: LZ. 1926, Nr. 128 vom 4. 6. 1926.

16. Die Städte im Lande Mecklenburg. (Mitarbeiter: Paul Babendererde, Carl August Endler, Wilhelm Glamann, Leopold Köhler, Hugo Lübeß, Wolf Heino Struck.) In: Deutsches Städtebuch. Handbuch städtischer Geschichte. Im Auftr. d. Konferenz d. landesgeschichtl. Kommissionen Deutschl. m. Unterstützung d. Dt. Gemeindetages hersg. von Erich Keyser. Stuttgart: Kohlhammer 1939. Bd. 1: Nordostdeutschland. 1939, S. 267—349. Darin von Endler: a) Fürstenberg, S. 286, b) Mirow, S. 308, c) Neubrandenburg, S. 308 und 309, d) Neustrelitz, S. 313 und 314, e) Strelitz (Strelitz-Alt), S. 335 u. 336, f) Wesenberg, S. 343, g) Woldegk, S. 348 u. 349.

17. Mirow (geschichtlich). — In: MM. 3. 1927, S. 358—361 mit 2 Abb.

18. Der Sturm auf Mirow <1842>. — In: LZ 1923, Nr. 49, Beilage.

19. Handwerk und Gewerbe in Mirow. — In: Hbll. 3. 1927, S. 56—60.

20. Beiträge zur älteren Geschichte des Rats in Neubrandenburg. — In: Festschrift für Hermann Reincke-Bloch. Zu seinem sechzigsten Geburtstag überreicht von seinen Schülern. (Hrsg.: Carl August Endler, Alfred Huhnhauser, Walter Neumann.) Breslau: Trewendt & Granier 1927, S. 159—168.

21. Aus Woldegk's Vergangenheit. Vortrag vom 25. 10. 1925. (Neustrelitz 1925: Landeszeitung.) Zwei Blatt. Auch in LZ. 1925 erschienen (?).

22. Wie Neustrelitz gegründet wurde. — In: Drei Städtegründungen. Quellen der Heimat. Reihe 4, H. 1. 1924, S. 12—15.

23. 200 Jahre Neustrelitz. — In: MM. 9. 1933, S. 216—220.

24. Neustrelitz einst und jetzt. Geschichte der Stadt Neustrelitz. Neustrelitz: Buchdruckerwerkstätte 1934. 32 S., 8°.

25. Geschichte der Landeshauptstadt Neustrelitz 1733—1933. Rostock: Hinstorff 1933. VIII, 119 S., 8°.

26. . . ., Konrad Hustaedt und Walter Karbe: Wanderungen durch Neustrelitz und Umgebung. Hrsg. von Annalise Wagner. Neustrelitz: Wagner 1938. 62 S.

27. Das fürstliche Haus auf dem Domhof: die Probstei in Ratzeburg. — Vorher: Notiz. In: Ratz. 7. 1925, S. 3—5 mit Abb. S. 1 und 6. 1924, S. 46.

28. Aus der Geschichte des Domhofs. — In: Der Dom zu Ratzeburg. Acht Jahrhunderte. Hrsg. von Hans Henning Schreiber. Ratzeburg: Kutscher in Komm. 1954, S. 26—30.

29. Die Grafen von Schwerin. — In: MM. 14. 1938, S. 387—390.

30. Die Geschichte der Stadt Crivitz. — In: Festschrift zum Heimattreffen der Mecklenburger 1933. Crivitz und Umgebung am 16., 17. und 18. Juni 1933 zu Crivitz (Meckl.) . . .; Crivitz 1933. — 32 ungez. S., S. 7—9 mit 1 Abb., ohne Verfasserangabe!

III. Bauerntum, Siedlungs- und Familiengeschichte in Mecklenburg

A. Bauerntum und Siedlungsgeschichte

31. . . . und Johann Ulrich Folkers: Das mecklenburgische Bauerndorf. Mit 5 Karten und 32 Abb. Rostock: Hinstorff (1930). 127 und 22 S., 4^o. (Mecklenburgische Monographien.)

32. Die Ämter Feldberg, Fürstenberg, Strelitz und Wesenberg mit den Komtureien Mirow und Nemerow und dem Kloster Wanzka. Bearb. Schwerin: Bärensprung 1941. 370 S. u. 1 Kte. 8^o. (Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Bauernlisten des 15. und 16. Jahrhunderts. Hrsg. von der Urkundenkommission des Vereins unter Leitung von Friedrich Stühr. Heft 3.)

33. Die bäuerliche Bevölkerung Mecklenburgs vor dem Dreißigjährigen Krieg. Hamburg: Hermes 1934. 31 S., 8^o. (Aus Mecklenburgs Volkstum und Geschichte.)

34. Der mecklenburgische Bauer. — In: Mecklenburg. Werden und Sein eines Gaus (1938), S. 110—116 und Kte 13.

35. Die Selbsthaftigkeit des Bauernstandes im Lande Stargard vor dem Dreißigjährigen Krieg. — In: Hbll. 7. 1931, S. 62—64.

36. Das mecklenburgische Dorf. (Artikelreihe.) In: Niederdeutscher Beobachter. Schwerin. Jahrgg. 1936. a) Granzow bei Mirow, Nr. 56, b) Bobzin, Amt Hagenow, Nr. 87, c) Grauenhagen und Neugarten, Nr. 113, d) Grünow, Nr. 128, e) Friedrichshagen, Amt Schönberg, Nr. 199.

37. Kublank, ein altes Bauerndorf. — In: Niederdeutscher Beobachter. Jg. 1937, Folge 65 v. 18. 3. 37.

38. Mecklenburgs Acker im Laufe der Zeit. — In: MM. 13. 1937, S. 130—134 mit 3 Abb.

39. Winterarbeit im mecklenburgischen Bauernhaus. — In: MM. 14. 1938, S. 2—6 mit 4 Abb.

B. Insbesondere im Fürstentum Ratzeburg

40. Beiträge zur Geschichte der Ratzeburger Bauernfamilien. — In: Ratz. 9. 1927, S. 38 und 39.

41. Der Ratzeburger Bauer. — In: Der Dom zu Ratzeburg. Acht Jahrhunderte . . . 1954, S. 166.

42. Die Ratzeburger Bauernfamilien vor dem Dreißigjährigen Kriege. — In: Familiengeschichtl. Blätter. Jg. 28. 1930, Sp. 77—88.

43. Die Ratzeburger Bauernfamilien von 1618 bis zur Gegenwart. — In: Ebendort. Jg. 36. 1938, Sp. 3—10 und 51—58.

44. Ist der Bauernstand im Lande Ratzeburg vor dem Dreißigjährigen Kriege selbsthaft? — In: Volk und Rasse. Jg. 5. 1930, S. 129—146.

45. Die Ratzeburger Bauern von 1618 bis zur Gegenwart. — In: Ebendort. Jg. 6. 1931, S. 13—26.

46. Die Ratzeburger Bauernnamen Meiburg und Robrahn. — In: Ratz. 13. 1931, Seite 16.

47. Nachträge zu Krüger-Ploen „Dreißig Dörfer“. (Das ist Krüger, Georg: Dreißig Dörfer des Fürstentums Ratzeburg. Geschichte der Bauernschaft. Nach amtl. Quellen bearb. Schönberg i. M.: Lehmann und Bernard 1901. 159 S. 8°. Dasselbe, 2. Aufl. Erweitert und bis zur Gegenwart fortgeführt von Heinrich Ploen. Hrsg. vom Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg. Schönberg: Hempel 1926. XV, 351 S. 8°.) — In: Ratz. 12. 1930, S. 47 u. 48.

48. Die Hauswirte in zehn Ratzeburger Dörfern von 1444 bis 1648. — Das sind: Bechelsdorf, Boitin-Resdorf, Lockwisch, Niendorf, Ollndorf, Petersberg, Raddingsdorf, Rupensdorf, Rüschenbeck, Wahlsdorf. — In: Heimatkalender für das Land Ratzeburg. Jg. 23. 1931, S. 89—93.

49. Die Hauswirte in... — In: Ratz... a) Duvenest vor 1618. 14. 1932, S. 26; b) Klocksdorf. 15. 1933, S. 45; c) Kuhlradé. 15. 1933, S. 27; d) Lüdersdorf vor 1618. 13. 1931, S. 61; e) Wahrsow vor 1618. 14. 1932, S. 12; f) Die Palinger Hauswirte seit 1444. 13. 1931, S. 29 u. 30.

50. Die Pächter von Hof Lockwisch <seit 1600>. — In: Ratz. 14. 1932, S. 45.

C. Das Ratzeburger Zehntenregister und Jegorov.

Besprechungen des pseudowissenschaftlichen Werkes von Dimitrij Nik. Jegorov: „Die Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrhundert.“ Bd. 1. 2. Breslau: Priebatsch 1930. 8°. (Bibliothek geschichtlicher Werke aus den Literaturen Osteuropas. Nr. 1, Bd. 1. 2.) — Bd. 1: Material und Methode. Übers. von Harald Cosack. XV, 438 S. Beilage: Registrum Ratzeburgense Anno 1229/1230. 32 Faksimileseiten und 22 Seiten 16 x 23,5 cm. — Bd. 2: Der Prozeß der Kolonisation. Übers. von Georg Ostrogorsky. XXI, 485 S. Beilagen: 2 farb. Karten, 1 farb. Deckblatt. 56 x 61; 57 x 44 cm.

51. Das Ratzeburger Zehntenregister. Mit Nachschrift d. Hrsg. Buddin sowie Faks. d. Eingangsseite u. 2 Abb. betr. die Widerlegung von Jegorov. Nebst: Berichtigender Nachtrag. — In: Ratz. 14. 1932, S. 49—55, u. 15. 1933, S. 14 u. 15.

52. Ohne Titel. — In: Deutsche Literaturzeitung. Jg. 52, 2. 1931, Sp. 1855—1859.

53. Gab es eine deutsche Kolonisation Mecklenburgs? — In: MM. 7. 1931, S. 165 bis 168 mit 2 Faks.

54. Mitarbeiter, nicht auf dem Titelblatt, wohl aber als solcher rühmend im Vorwort genannt, von Witte, Hans: Jegorovs Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrhundert. Ein kritisches Nachwort. — Breslau: Priebatsch 1932. XII, 233 S. 8°. (Bibliothek geschichtlicher Werke aus den Literaturen Osteuropas. Nr. 1, Bd. 3.)

D. Familiengeschichte

55. Das Material für familiengeschichtliche Forschungen in Mecklenburg-Strelitz. — In: Familiengeschichtl. Blätter. Jg. 26, 1928, Sp. 119—122.

56. . . . und Edmund Albrecht: Mecklenburgs familiengeschichtliche Quellen. Hamburg: Hermes 1936. 135 S. 8°. (Aus Mecklenburgs Volkstum und Geschichte.)

57. Die Juden in Mecklenburg. — In: Mecklenburg, Werden und Sein eines Gaues (1938), S. 257—262.

IV. Mecklenburgische Volkskunde

58. Aufgaben und Ziele der mecklenburgischen Volkskunde. — In: MM. 15. 1939, S. 52—55 mit 4 Abb.

59. Stammer, Martin, und . . . : Volkskundliches aus Mecklenburg; Sprache, Sage, Sitte, bäuerliche Kultur. — In: Mecklenburg, ein deutsches Land im Wandel der Zeit. Im Auftr. d. meckl. Staatsmin. hersg. von Ernst Schulz. Rostock: Hinstorff 1938, S. 167—180.

60. Volkskundliches aus dem Lande Stargard. — In: Hbll. 3. 1927, S. 113—117.

61. Flurnamen im Lande Stargard. — In: Hbll. 1. 1925, S. 17—22.

62. Ein interessanter Hagenname (Katzenzagen, Katzenhagen). — In: Meckl. 21. 1926. S. 128.

63. Was ist Wöhrde? — In: Hbll. 2. 1926, S. 14 u. 15.

64. Bäuerliches Arbeitsgerät und seine Verbreitung in Mecklenburg. — In: Meckl. 31. 1936, S. 113—115.
65. Erntezeit und Erntebrauch. — In: MM. 13. 1937, S. 562—565 mit 4 Federzeichn.
66. Das Mecklenburgische Bauernmuseum „Wossidlo-Sammlung“. — In: MM. 13. 1937, S. 31—35 mit 9 Abb.
67. Das mecklenburgische Bauernmuseum „Wossidlo-Sammlung“. — In: MM. 14. 1938, S. 407—409 mit 2 Abb.
68. Vom Volkstum und Brauchtum der mecklenburgischen Küste. — In: MM. 13. 1937, S. 381—385 mit 3 Abb.
69. Von der altmecklenburgischen Hochzeit. — In: Meckl. 32. 1937, S. 133—140.
70. Mecklenburgische Brautschachteln. — In: Meckl. 35. 1940, S. 27—30.

V. *Mecklenburgische Rechtsgeschichte*

71. Hofgericht, Zentralverwaltung und Rechtsprechung der Räte in Mecklenburg im 16. Jahrhundert. — [Neustrelitz: Meckl.-Strel. Verlagsanstalt.] 1925. 39 S. 8°. — Auszug: (Neustrelitz 1920: Wagner) 1 Bl. 8°. Vollständig in: Gbl. 1. 1925, S. 118—156. Rostock, phil. Diss. v. 24. 7. 1920 (1926).
72. Ein Ehevertrag aus Petersberg von 1596. Mitgeteilt. — In: Ratz. 12. 1930, S. 56.
73. Hexen und Hexenverbrennungen im Lande Ratzeburg [1604—1700]. — In: Ratz. 5. 1923, Sonderbeilage zu Nr. 4. 16 S.

VI. *Wirtschaft, Handel, Gewerbe u. ä. in Mecklenburg*

74. Aus vergangenen Tagen des Handwerks im Lande Stargard. — In: LZ. 1924, 26.—28. Juli.
75. Handwerk und Zünfte im Lande Stargard. Norddeutsche Handwerkerbundes-tagung Neustrelitz 1924. Neustrelitz 1924. 4 S.
76. Aus der Geschichte des Handwerks im Lande Ratzeburg. Norddeutsche Hand-werkerbundes-tagung Neustrelitz 1924. Neustrelitz 1924. 3 S.
77. Die Brandgilden im Lande Ratzeburg. — In: Heimatkalender für das Land Ratzeburg. Jg 24. 1932, S. 137 u. 138.
78. Die Schönberger Zünfte. — In: Ebendort. Jg. 17. 1925, 5 S.
79. Die Druckerei auf dem Domhof Ratzeburg. — In: Der Dom zu Ratzeburg. Acht Jahrhunderte . . . 1954, S. 121—124.
80. Die Kupfermühle auf der Bäk bei Ratzeburg. — In: Ebendort, S. 162 u. 163.
81. Zunftschilder und Zunftgebräuche. — In: MM. 6. 1930, S. 525—528 mit 3 Abb.
82. Künstlerische Konditorarbeiten in Altmecklenburg. — In: MM. 5. 1929, S. 655 bis 657 mit 4 Abb.
83. Alte Honigkuchenformen. — In: MM. 8. 1932, S. 564 u. 565.
84. Handel und Industrie in Mecklenburg. — In: Mecklenburg, Werden und Sein eines Gaues (1938), S. 247—254.
85. Der Blaudruck in Mecklenburg. — In: MM. 13. 1937, S. 106—108 mit 2 Abb.
86. Parchimer Blaudruck. — In: Meckl. 33. 1938, S. 80—82.
87. Die Entstehung der Verkehrswege in Mecklenburg-Strelitz. — In: Meckl. Rund-schau. Neubrandenburger Zeitung. 1925, Nr. 2 vom 3. Januar (Jubiläumsnummer: 75 Jahre . . .).
88. Der Postverkehr der Regierung zwischen Ratzeburg und Strelitz von 1701 bis 1867. — In: Ratz. 5. 1923, S. 24—26.
89. Die Geldentwertung im Siebenjährigen Krieg und die Strelitzer Finanzen. — In: Lz. 1923, Nr. 263 v. 11. 11.
90. Die Apotheken im Lande Ratzeburg. — In: Ratz. 8. 1926, S. 8—10.
91. Der Strelitzer Domanialbesitz und seine Entstehung. — In: LZ. 1924. Nr. 122 bis 124 vom 25., 27. und 28. Mai.
92. Die Presse in Mecklenburg-Strelitz im 18. u. 19. Jahrhundert. — In: LZ 1926 (?).
93. Ein altes Neubrandenburger Luxusverbot. — In: Meckl. 21. 1926, S. 88 u. 89.

VII. Oldenburgika

94. Das Wunderpferd aus dem Jeverland. — In: Nordwest-Zeitung mit Jeverlandbote (Oldenburg). Jg. 4. 1949, Nr. 187 = der regionalen Beilage Jeverland-Bote. Jg. 1, Nr. 49 v. 9. 12. 1949.

95. 75 Jahre Kampf gegen den Kartoffelkäfer in Oldenburg. — In: Landwirtschaftsblatt Weser-Ems (Oldenburg). Jg. 99. 1952, Nr. 27 v. 3. 7. 1952.

96. Von allerlei Berufen im alten Jever. — In: Der Historien-Kalender auf das Jahr 1953. Jever 1952, S. 22—24.

97. Jeverische Deichstreitigkeiten im 16. Jahrhundert. — In: Ebendort auf d. J. 1954. Jever 1953, S. 24—26.

98. Bevölkerungsgeschichte des Jeverlandes im 17. Jahrhundert. — In: Oldenburger Jahrbuch des Oldenburger Landesvereins für Geschichte, Natur- und Heimatkunde. Bd. 52/53. Oldenburg 1953, S. 37—51.

99. Die Jeverischen Häuptlinge. (Nachgelassenes Manuskript, das im Oldenburger Jahrbuch veröffentlicht werden soll.)

Carl Meltz

Marburg-Treffen vom 2. bis 4. Oktober 1959 im Kurhotel Ortenberg

- Freitag, 2. Okt., 13 Uhr: Hissen der Mecklenburgischen Flagge
17.00—19 Uhr: Besprechung organisatorischer und finanzieller Fragen (Vorstandswahl, Kassenlage, Carolinerzeitschrift, Termine usw.)
20.30—24 Uhr: Begrüßungsabend
- Sonnabend, 3. Okt., 10 Uhr: Gedenkfeier in der Elisabethkirche
13 Uhr: Gemeinsames Mittagessen
20 Uhr: Geselliger Abend
- Sonntag, 4. Okt., 10 Uhr: Frühschoppen und Ausklang

Zur Deckung unserer Unkosten müssen wir Teilnehmerkarten ausgeben, die — von Sonderregelungen abgesehen — zum Preise von 3,— DM pro Person bei unserem Schatzmeister Zollrat Walter Blank, Kiel, Graf-Spee-Straße 40 Postscheckkonto: Walter Blank, Kiel 1, Hamburg 218 006 für Altschülerschaft Carolinum) bis zum 10. Sept. 1959 zu bestellen sind und nach Einsendung des Betrages zugestellt werden.

In besonderen Fällen sind auch noch Karten bei Beginn unserer Festtage in Marburg erhältlich.

Der Preis für die Teilnehmerkarte ermäßigt sich bei mehr als zwei Personen auf 1,— DM für jede weitere Person derselben Familie.

Vorherige Anmeldung (bis 10. September) ist der Übersicht und Vorbereitung halber dringend erwünscht.

Quartierbestellungen sind rechtzeitig an das Verkehrsbüro Marburg (Lahn), Am Hauptbahnhof, zu richten. Dieses vermittelt sodann gegen eine Gebühr von 1,— DM die gewünschten Quartiere, soweit verfügbar. Diese Gebühr ist in dem Betrag für die Teilnehmerkarte enthalten. Zur Erleichterung ist eine Quartierkarte und eine Zahlkarte beigelegt. Die Teilnehmer erhalten nach Ablauf der Anmeldefrist (3 Wochen vor Tagungsbeginn) einen Quartiernachweis und einen kleinen Stadtplan, auf dem das jeweilige Quartier eingezeichnet ist.

Als ich ein Junge war

Seinen Kindern erzählt von Dr. Peter Brunswig, Santiago de Chile

Weihnachten 1917

Der Busch

Es ist ein besonderer Vorzug von Neustrelitz, daß seine nächste Umgebung auf kleinem Raum alle landschaftlichen Verschiedenheiten der norddeutschen Tiefebene aufweist und in sich vereinigt. Nach Südwesten hinter der Schloßkoppel dehnen sich öde Flächen und tiefer Sand aus, nur hier und da durch ein kleines Kieferngehölz unterbrochen. In dieser Gegend fühlten wir uns bei unseren Spielen ganz in der unendlichen Prärie Nordamerikas oder in der weiten Pampa Argentinien, wo man den Feind schon von weitem erblickt, und, wenn er stärker ist, nur die Schnelligkeit des edlen Rosses einen zu retten vermag. Unsere Rosse waren freilich nur von der sehr verbreiteten Rasse, die man Schusters Rappen nennt.

Nach Osten und Norden aber tritt weit ausgedehnter Wald bis dicht an die Stadt heran. Dieser Wald zeigt die beiden charakteristischen Formen jener Gegend Norddeutschlands, zunächst Kiefernwald, an den sich dann das schönste Laubholz, namentlich Buchen, anschließt. Eingebettet in den Wald liegen die unendlich vielen kleinen, klaren Seen, von denen ich im Anfang meiner Erzählung schon sprach. In diesen Wald nun verlegten wir in den späteren Jahren unseres Schülerlebens, ungefähr von Quinta beginnend, mehr und mehr den Schauplatz unserer Tätigkeit, als uns Paradeplatz und Tiergarten allmählich zu eng wurden. Wir kannten den Wald meilenweit in die Runde. Der Laubwald gilt den meisten Menschen als der viel schönere, aber für mich und jeden, der in dieser Gegend aufgewachsen ist, hat der einfache bescheidene Kiefernwald mit seinem weichen Moosteppich, mit seiner stillen Sommermittagsruhe, seinem geheimnisvollen Dunkel und leisen Singen der Nadeln einen ganz besonderen Zauber. Es mag wohl daher kommen, daß meine schönsten und frühesten Jugenderinnerungen, soweit sie sich auf den Wald beziehen, gerade mit dem Kiefernwald unauflöslich verbunden sind, viel mehr noch als mit dem Laubwald. Denn den Kiefernwald lernten wir zuerst kennen, und unsere Spiele fanden eigentlich immer dort statt. Erstens lag er im großen und ganzen näher zur Stadt, und zweitens spielte es sich auf seinem weichen Moos auch besser als auf dem vielfach mit dürrer oder faulenden Blättern bedeckten Boden des Laubholzes. Der ganze Kiefernwald hieß bei uns mit einem eigentümlichen Namen, von dem ich nicht weiß, ob er auch sonst in Deutschland noch in demselben Sinne angewendet wird, der „Busch“, ebenso, wie man in Australien den Wald bezeichnet.

Vor allem waren es bestimmte Teile des Busches, in denen wir uns mit Vorliebe aufhielten, nämlich die Flächen, die dicht mit ganz jungen Kiefern bestanden waren, die sogenannten „Schonungen“, wo ein kleiner Baum von zwei bis vier Meter Höhe dicht neben dem anderen stand, bis tief hinunter an den Boden mit grünen Nadelzweigen bedeckt. Wenn die jungen Bäumchen heranwachsen, nimmt der Förster immer mehr und mehr heraus, damit die verbleibenden Licht und Luft bekommen, und ganz allmählich wird die Schonung lichter und lichter, bis sie ganz verschwindet und zu einem Teil des Wal-

des wird, der sich nun nicht mehr von den anderen unterscheidet. So gehören zu ein paar Jahrgängen von Jungs einige ganz bestimmte Schonungen, mit den Menschenkindern wachsen auch die Baumkinder, wenn auch langsamer, und wie die Menschenkinder groß und den Erwachsenen immer ähnlicher werden und hinausgehen in die Welt und einen Teil der Menschheit bilden; so gehen auch die Schonungen allmählich auf in dem allgemeinen großen Wald. Andere Jungs kommen nach, und die finden neue Schonungen, die angepflanzt sind an anderen Orten, an denen der hohe Wald abgeholzt ist, und dort spielen sie dieselben Spiele, und auch das große Spiel der Welt vom Werden und Vergehen wiederholt sich mit ihnen und ihren Schonungen. Wenn wir mit unserem Vater durch den Busch gingen, dann zeigte er uns wohl die Stellen, wo er vor dreißig Jahren sich getummelt hatte; aber es waren nicht mehr dieselben Plätze, die uns heilig waren, und auch ich werde Euch in Neustrelitz im Busch den Platz zeigen können, wo ich gegen meine Freunde Paul Fuchs und Willy Bartels und Heinrich Peters und Adolf Kobow mit dem Tomahawk kämpfte, bis sie mich überwältigten und an den Marterpfahl banden. Ihr aber werdet an anderen Stellen spielen und glauben, die wären doch noch schöner als die alten, von denen ich erzähle, und sie wären etwas ganz Neues und Besonderes; das glaubt die Jugend immer, und sie muß es auch glauben, denn dafür ist sie jung.

In diesen Schonungen wurden die Höhlen gebaut, manchmal ganz große; wir gruben die Erde tief aus und türmten sie an den beiden Seiten des Loches zu einem hohen Wall auf, schleppten alte Bretter, die wir wer weiß wie weit herholten, hinzu, legten sie über die Höhle und deckten sie endlich mit Tannenzweigen zu; drinnen saßen wir und rauchten das Calumet* und ließen die Flasche mit Feuerwasser herumgehen, die meistens als Bierflasche sich darstellte oder auch als hochfeinster Moselwein, bei Kaufmann Warncke für sechzig Pfennig die Flasche erstanden. Draußen lag die Wache, um aufzupassen, daß der Feind, der einen Sturm auf die Höhle vorhatte, nicht unbemerkt heranschleichen könne. Erschien dann der Feind, so gab es einen großen, natürlich freundschaftlichen Kampf, nach dessen Abschluß beide Parteien ihre noch vorhandenen Vorräte zusammenwarfen und gemeinschaftlich verzehrten. Nur gelegentlich erzürnten wir uns ernsthaft bei dem Kampf, der dann in eine allgemeine Keilerei ausartete. Wir vertrugen uns aber immer wieder. Ernster war es, wenn nicht der erwartete Feind auftauchte, sondern ein wirklicher, vor dem wir großen Respekt hatten, nämlich der Förster mit seinem Schießgewehr und seinem Hund. Der war sehr gegen das Höhlenbauen und hinter uns her, denn wir rissen zu viel Zweige ab und ruinierten dadurch junge Bäume. Entsetzter hat nie ein feiger Comanche auf den Bärenlöter Old Shatterhand gestarrt, als Max Ludwig und ich auf die niedrigen Kiefern, hinter denen Förster Stegemann mit lautem Fluchen plötzlich auftauchte, als wir gerade mit dem Bau einer neuen Höhle begonnen hatten, die er uns schnöde zerstörte. Die Förster ließen nicht mit sich spaßen, sie schrieben uns auf, wenn wir es zu arg trieben, und dann gab es Anzeigen in der Schule, und bei einer Gelegenheit wurde eine Massenstrafe vollstreckt, wenigstens fünfundzwanzig Jungs mußten einen ganzen Nachmittag lang wegen wiederholten Höhlenbauens nachsitzen. Das Spaßigste dabei war, daß als Häuptling der ganzen Bande damals Tum Hahn der Jüngere, Sohn des Forstmeisters Hahn, festgestellt wurde. —

*) die Friedenspfeife.

Noch einen anderen Feind hatten wir, die Eisenbahnwärter. Es ist in Deutschland streng untersagt, die Eisenbahngleise an anderen Stellen, zu überschreiten als dort, wo öffentliche Wege hinüberführen, eine Vorschrift, um die wir uns herzlich wenig kümmerten. Die Bahnwärter ergriffen uns auch fast niemals, denn wir waren längst verschwunden, bis sie an die betreffende Stelle kamen, nur ein einziges Mal wurden wir von einem eingeholt, als wir allzu vertrauensselig und langsam weitergebummelt waren. Er tat uns aber nichts, sondern ließ uns laufen.

So zogen wir denn zu Zeiten fast jeden Mittwoch und Sonnabend nachmittag hinaus in den Busch, meistens über den Mühlenberg mit seiner großen Windmühle und durch das russische Lager. So heißt der Teil des Feldes vor dem Busch nördlich von Neustrelitz hinter dem Kirchhof, wo im Jahre 1813 russische Kosaken gelagert haben, als sie unsere Freunde waren und mit den Deutschen verbündet gegen den großen Napoleon kämpften. Dann ging es über die Bahn, und bald dahinter kamen die beiden Kiefern-schonungen, die unsere Haupttummelplätze waren. Abgesehen vom Höhlenbauen war das Spiel ähnlich wie im Tiergarten, nur kam noch das Anschleichen dazu, wozu sich die dichte Schonung mit dem weichen Moosboden sehr gut eignete. Einer mußte sich irgendwo niederlassen, und die Aufgabe war, sich so nahe als möglich an ihn heranzuschleichen. Wir hatten inzwischen Lederstrumpf und Karl May gelesen, und selbst der unübertreffliche Winnetou und Chingachgook, die große Schlange, hätten ihre Freude an uns gehabt. Sonst wurde eine Partei abgezählt, die sich entfernte und versteckte, während die andere sie aufsuchen und fangen mußte. Einen besonderen Reiz hatte das Spiel im Winter, wenn frischer Schnee gefallen war, weil dann die Spuren der Verfolgten sich in dem Schnee abdrückten, so daß ein richtiges Fährtenlesen möglich war. Bei dieser Art des Spieles war ich eine Zeit lang der Held, weil ich auf einen schlaun Gedanken gekommen war. Wenn wir mit unserem Vorsprung von dannen liefen, blieben wir eine kleine Strecke beisammen, dann lösten wir uns auf, und jeder suchte sich ein besonderes Versteck. Ich war immer der erste, der zurückblieb, lief aber noch eine Strecke in den Spuren der anderen weiter und sprang erst dann mit einem mächtigen Satz von der Spur im Schnee seitwärts unter einen der kleinen Bäume. Unter jedem derselben war nämlich ein kleiner schneefreier Fleck, weil die dichten Zweige den Schnee dorthin nicht kommen ließen, und so konnten die Verfolger nicht bemerken, daß sich meine Spur an dieser Stelle von der allgemeinen Spur abzweigte. Von dort aus sprang ich weiter von einem grünen Fleck zum anderen und duckte mich nach neunundzwanzig bis dreißig Sprüngen zu Boden. Ich wurde nie gefunden, weil im Umkreis meines Verstecks keine Spuren im Schnee sich befanden, die die Gegner zu mir leiteten, und es hat lange gedauert, bis die anderen Jungs hinter meinen Kniff kamen. Auf diese Leistung bin ich heute noch sehr stolz.

Den großen weiten Busch indessen habe ich nicht durch diese Spiele so genau kennengelernt, sondern durch meinen Vater, in dessen Gesellschaft wir ihn unzählige Male nach allen Richtungen hin durchstreiften. Am Sonntag morgen machten wir uns fertig zum „Trappern“, wie mein Vater sagte, und marschierten, mit dicken Spazierstöcken bewaffnet und die Feldflasche umgehängt, von dannen. Unterwegs wurde in der Stadt noch Proviant eingekauft, die Sonntagsruhe für die Läden bestand damals noch nicht. Meistens war es eine große Leberwurst, die bei Schlachter Groth in der Clambecker-

straße eingeholt wurde, und einige frische Semmeln bei irgendeinem Bäcker. Mein Vater kannte alle Wege im Busch in- und auswendig, auch kleine, schmale Fußwege und Schleichpfade gingen wir, die auf keiner Karte verzeichnet waren. Unsere Märsche führten uns weit hinaus über den eigentlichen Busch in den Laubwald hinein, zum Langen See oder zum Krebssee, oder ganz in die dunkelgrüne Wildnis zu den für uns sehr geheimnisvollen Trümmern des längst verlassenen Dorfes Peutsch. Auf diesen Spaziergängen habe ich unendlich viel gelernt, denn mein Vater war für uns ein lebendiges Konversationslexikon; wir konnten ihn fragen, wonach wir wollten, er hatte immer eine Antwort und wurde selbst bei den dümmsten Fragen, wie sie Kinder eben tun, niemals ungeduldig oder müde, uns alles so zu erklären, daß wir es mit unserem kindlichen Verstand begreifen konnten, und daß das Wesentliche der Sache doch richtig war. Ein besonderes Vergnügen war es, wenn der Marsch uns nach längeren Umwegen an das Dorf Weisdin führte, das ungefähr fünf Kilometer von Neustrelitz dicht am Langen See liegt. Erstens war da der Schloßberg, auf dem im Frühling die Primeln in Hülle und Fülle blühten, und auf dessen Spitze noch heute die letzten Reste einer alten Ritterburg zu sehen sind, bestehend allerdings nur noch aus den Fundamenten eines tiefen Kellers. Das regte unsere Einbildungskraft mächtig an, wir kletterten in den alten Gemäuern herum und suchten den unterirdischen Gang, der einer Sage nach weit entfernt von der Burg irgendwo im Walde zu Tage treten soll, so daß die Ritter sich im Falle einer Belagerung durch den Gang ins Freie schleichen und mit Lebensmitteln versorgen konnten. Gefunden haben wir den Gang aber nicht. Zweitens gab es in Weisdin einen sehr guten „Krug“, wie die Dorfwirtshäuser in Mecklenburg genannt werden, in welchem eingekehrt wurde. Dort tranken wir Limonade oder besonders gern Berliner Weißbier mit oder ohne „Schuß“, d. h. Himbeersaft, aus gewaltigen Gläsern, die wir nur mit beiden Händen aufzuheben vermochten, so daß wir uns vorkamen wie die alten Ritter auf der Burg vom Schloßberg, wenn sie aus ihren riesigen Humpen zechten. Landeten wir endlich zu Hause, müde, hungrig und durstig, was stets der Fall war, selbst nach dem Einkehren in Weisdin, denn hinter diesem kamen immer noch die fünf Kilometer bis Neustrelitz, so begaben wir uns alle mit meinem Vater an der Spitze in die Speisekammer. Diese Speisekammer war ein wahres mecklenburgisches Musterexemplar, eine große, geräumige, helle, luftige Stube neben der Küche. An großen Regalen hingen Würste und Schinken, an der Seite war Rotwein aufgeschichtet, in der Mitte stand ein langer, stets frisch und weiß gedeckter Tisch, um den wir uns niederließen. Hier braute dann mein Vater unter unserer sachverständigen Beihilfe ein herrliches Getränk, das er eine leichte Sommerbowle nannte. Es bestand aus Apfelwein und Selterswasser und Erdbeersaft oder sogar frischen Erdbeeren und einem ganz kleinen Schuß Kognak, wobei mein Vater niemals unterließ, uns zu belehren, daß ganz feiner Kognak mit Selterswasser in einer Bowle genau so gut schmecke, als ob man Champagner hineingetaut hätte, und daß er damit schon die berühmtesten Feinschmecker hineingelegt hätte. Die Behauptung wurde mir jahrelang nachher von meinem Freund Ullmann, jetzt Direktor der Deutschen Überseeischen Bank in Madrid, dessen Vater in Berlin eine Weinstube hatte, bestätigt; eigene und sehr sorgfältige Studien auf diesem Gebiete haben mich davon überzeugt, daß die Tatsache beinahe richtig ist, aber doch nicht ganz. Damals aber glaubten wir unserem Vater, denn wir hatten ja den Beweis in der Sommerbowle vor uns; sie war großartig und hat mir

und später auch Eurer Mutter oft geschmeckt, und wenn wir wieder nach Neustrelitz kommen, so brauen wir uns auch eine, und Ihr sollt dann selbst urteilen, ob sie nicht gut ist.

Mein Vater war der beste Vater, der überhaupt nur gedacht werden kann. Die meisten Menschen in Neustrelitz waren entsetzt über die Art, wie er uns erzog. Sie sagten, er erziehe uns überhaupt nicht, sondern ließe uns ganz wild aufwachsen. Das war aber ein großer Irrtum. Er kannte das Leben ganz genau und wußte auch genau, wie Jungs sind. Wir konnten ihm ebenso wenig etwas vorschwindeln wie unserer Mutter, und er paßte sorgfältig auf unser Tun auf und griff immer dort ein, wo es nötig war, damit wir nicht auf Abwege gerieten. Gegen Toben und Wildheit hatte er nicht viel einzuwenden, er selbst hatte als kleiner Junge den Beinamen gehabt „Urach, der Wilde, der Schrecken der Neustrelitzer Straßenjugend“, aber unsere Pflicht mußten wir tun. So wenig er uns einen Vorwurf machte, wenn wir unsere Lehrer geärgert hatten, so ernsthaft wies er uns immer wieder darauf hin, daß sich solche Späße nur der leisten dürfe, der ein guter Schüler sei und seine Arbeiten pünktlich erledige. Noch heute bin ich ihm dankbar, daß er trotz aller Freiheit, die er uns ließ, nie erlaubt hat, daß wir uns abends nach dem Essen auf den Straßen oder gar in den Kneipen herumtrieben, denn nichts ist gefährlicher für junge, leichtlebige Menschen. Freilich zu sklavischem Gehorsam erzog er uns nicht, in unserem Hause herrschte volle Redefreiheit für uns auch ihm gegenüber, wir durften seine Anordnungen kritisieren, und er suchte uns stets von der Richtigkeit derselben zu überzeugen und befahl nur in Ausnahmefällen, wenn wir mit unserem dummen Verstand gar nicht einsehen wollten, daß er recht habe. Er lehrte uns, selbst zu denken und keine fremde Meinung, von wem sie auch kommen möge, nachzuheten und auf Treu und Glauben hinzunehmen; die Leute sagten, er habe solche Angst, wir könnten autoritätsgläubig werden, daß er uns beibringe, nicht einmal seine eigene Autorität ohne weiteres anzuerkennen. Von frühester Jugend auf behandelte er uns nicht wie seine Kinder, sondern wie junge Freunde, die ihm anvertraut waren.

Die Freiheit, die er uns gewährte, kam aus seinem innersten Wesen, das ganz auf Freiheit und Unabhängigkeit gestellt war. Das gab ihm auch seine besondere und eigenartige Stellung in Neustrelitz, wo in meinen Kinderjahren von freiheitlicher Gesinnung sehr wenig zu spüren war. Über der ganzen Gesellschaft schwebten der Großherzog und seine Familie, an die schloß sich der Hof an, bestehend aus alten mecklenburgischen Adelsfamilien, die sehr hochmütig waren und sich für etwas viel Besseres hielten als alle Bürgerlichen und sich geschämt hätten, mit einem Bürgerlichen zu verkehren. Die Bürgerlichen ihrerseits ließen sich das gefallen und erstarben in Demut vor den Adligen, ja, es gab eine Menge, die sich hochgehrt fühlten, wenn ein Adliger sie überhaupt nur beachtete. Mein Vater aber ließ sich nichts gefallen, wenn die adlige Gesellschaft sich auch ihm gegenüber etwas herausnehmen wollte oder ihm unrechtmäßigerweise vorgezogen wurde. Er kaufte einst in meiner Begleitung eine Kleinigkeit in dem großen Geschäft des Kaufmanns Warncke, als ein Herr Graf so und so in den Laden kam. Da ließen die Ladenjünglinge vor Hochachtung alles stehen und liegen und stürzten hin, um den vornehmen Herrn nach seinen Wünschen zu fragen, unter ihnen auch der, der gerade meinen Vater bediente. Mein Vater aber schlug mit der Faust auf den Ladentisch, daß die Bonbonkisten durcheinander hüpfen und rief: „Halt! In meinem ganzen Leben kaufe ich nicht wieder

für einen Pfennig in diesem Geschäft, wenn Sie sich nicht sofort an Ihren Platz scheren und mich bedienen!“ So war denn mein Vater dem Hof und seinem Anhang sehr unangenehm, was durch etwas anderes noch gesteigert wurde. Mein Vater war ein begeisterter deutscher Patriot; und auch das war damals in Neustrelitz sehr wenig beliebt. Der Großherzog war nicht zufrieden, daß er seit Gründung des Deutschen Reiches sein Land nicht mehr so unumschränkt regierte wie vorher; und die Großherzogin war eine englische Prinzessin, die empört darüber war, daß dem König von Hannover, ihrem Onkel, sein Land von Preußen weggenommen war, weil er es mit Österreich gehalten hatte. Daher wurden in Neustrelitz Tage wie Kaisers Geburtstag oder Bismarcks Geburtstag nicht nur nicht gefeiert, sondern sie wurden gar nicht erwähnt, denn wenn auch die Bürger im Herzen gute Deutsche waren, so wagten sie doch nicht, es zu zeigen, um sich nicht bei Hofe unbeliebt zu machen. Einzig und allein mein Vater ließ an solchen Tage stolz die deutsche Fahne von dem Dache unseres Hauses wehen. *)

Von Beruf war mein Vater Rechtsanwalt, und er hatte einen guten Ruf und war sehr gesucht. Berühmt im ganzen Lande war er als Verteidiger, und auf diesem Gebiete feierte er große Triumphe. Dabei unterschied er sich ganz und gar von manchen bekannten Verteidigern, die kein noch so gemeines Mittel verschmähen, um einen Angeklagten frei zu bekommen und ihren Ruhm darin suchen, in ständigem Streit mit Richtern und Staatsanwalt ihre Sache zu führen. Mein Vater blieb immer und in jedem Augenblick der Anwalt des Rechts, und ich habe später oft, als ich selbst Jurist werden wollte und als Referendar hinter der Richterbank saß, seine große Kunst und seine stets vornehme Haltung bewundert. Er war ein hinreißender Redner, und zahllos sind die Fälle, in denen ihn bei vaterländischen Festen oder in politischen Versammlungen der Jubel der Menge umrauste, aber niemals fiel es ihm ein, rednerischen Schwung, wie er für Volksversammlungen paßt, in den Gerichtssaal zu tragen, hier blieb er stets ruhig und erzielte seine Erfolge durch die lichtvolle sachliche Behandlung des Falles. Nur, wenn er nicht nur die Schuld des Angeklagten für unbewiesen hielt, sondern von dessen Unschuld selbst tief innerlich überzeugt war, wurde er in seinem gütigen Herzen von dem Schicksal des Klienten mit ergriffen, und diese eigene Ergriffenheit zitterte dann durch seine gehaltenen Worte hindurch; und es kamen Perlen von gerichtlicher Beredsamkeit zustande, wie ich sie niemals übertroffen gehört habe. Das waren genußreiche Stunden für einen jungen Juristen, denn den Vorsitz über die Verhandlungen führte überdies der Präsident des Landgerichts, als eigentlicher Jurist meinem Vater zweifellos überlegen, im Ganzen ihm ebenbürtig, obwohl eine völlig verschiedene Natur, Mutters Vater, Euer Großvater Piper. Der war ein ganz klarer und kluger Kopf, ein hervorragender Richter, als Präsident und Leiter von Verhandlungen geradezu musterhaft. Hatte ich während der Verhandlungen die meisterhafte Verteidigungskunst meines Vaters bewundert, so folgte drinnen im Richterzimmer ein ebenso großer Genuß, wenn nun nach klarem und in alle Feinheiten eindringendem Vortrag des alten Piper in gerechter aber immer wohlwollender Würdigung aller Umstände ein Urteil gefunden wurde. Der alte Piper war stets recht zufrieden mit mir; ich gab mir aber auch redliche Mühe, ihm zu gefallen, denn ich war zu jener Zeit schon heimlich mit seiner Tochter verlobt und suchte

*) Und doch wurde er von demselben Großherzog zum Geheimen Justizrat ernannt (die Schriftltg.).

ihm eine gute Meinung von mir beizubringen, was mir auch zu meinem Erstaunen gelungen ist. Ja, auf Eure Großväter könnt Ihr stolz sein! Ich war es und bin es auf meinen Vater; am meisten war ich es einmal bei einem kleinen Vorfall im Gerichtssaal. Mein Vater begann seine Verteidigung mit einer Erzählung dessen, was der Angeklagte ihm persönlich über den Vorfall anvertraut hatte. Als er endigte, bemerkte der Staatsanwalt, er verstehe nicht recht, weshalb der Verteidiger über diese Tatsache sich nicht als Zeuge habe vernehmen lasse und sie beeidigt habe. Darauf erwiderte mein Vater, er könne ja immer noch unter Eid aussagen, im übrigen habe er es nicht für nötig gehalten; denn er wisse genau, daß sämtliche Richter und auch der Staatsanwalt ihm jedes Wort, das er sage, auch ohne Eid glaubten. Da erhob sich der Staatsanwalt und entschuldigte sich und sagte, gewiß, so sei es, und er nähme das von meinem Vater Erzählte ohne weiteres als wahr an. — Ihr könnt lange suchen, bis Ihr einen Anwalt von gleichem Ansehen findet.

Ich verdanke meinem Vater unendlich viel, er hat mir das Auge und das Herz geöffnet für die Schönheit der Natur, der Sprache, der Kunst und der Wissenschaft, für alles Große und Hohe. An seinem Beispiel habe ich gesehen, was ein Mann ist, und wie ein Mann sein soll. Wenn er einen Fehler hatte, so war es der, daß er sich in den späteren Jahren zu sehr von den Menschen zurückzog und in seinen Ansichten und Meinungen allmählich von denen der anderen, auch wo diese im Recht waren, trennte. Auch vertrat er bei seinem lebhaften Temperament seine Ansichten oft mit zu großer Schroffheit und war schwer von ihnen abzubringen; eine Natur voll Knorren und Kanten, ohne die aber ein richtiger Mann nicht denkbar ist. Das schroffe Wesen tat seiner innerlichen Güte keinen Abbruch. Von dieser Güte kann ich Euch keine Einzelheiten erzählen, sie durchdrang alle seine Handlungen und strahlte auf alle Welt, am meisten natürlich auf seine Frau, seine Kinder und später auf Eure Mutter. Fragt sie nur einmal!

Ich bin weit abgekommen von meiner Erzählung von dem Busch, mit dem ich begonnen hatte, aber für meine Kindheitserinnerungen gehören der Busch und mein Vater zusammen. Im Busch war es auch, wo ich das beste Urteil über ihn als Vater gehört habe. Wir machten einen großen Ausflug mit vielen Kameraden zusammen, und mein Vater war mir behilflich, die Zigarette anzuzünden, obwohl wir eigentlich von Schulwegen noch gar nicht rauchen durften. Mein Freund Kittl Stahl sah staunend zu und brach in die Worte aus: „Na, weißt Du, Peter, sönn Vadder hett' ook nich jedwerein.“ Und Kittl Stahl hatte recht!

(Schluß folgt.)

Verkehrswege im Wandel der Zeit

Von Erich Brückner, Neubrandenburg (Schluß)

Als *weitere Hinweise* zur Erforschung der alten Straßenzüge seien genannt:

In der Bronzezeit die Kegelgräber, die immer an den Hauptstraßen lagen. In wendischer Zeit die Burgwälle. In der Kolonisationszeit die Ortsnamen auf „förde“ (Furt): Dasselfurt, Steinförde, Düsterförde, Sandförde, Blankenförde u. a.; die Namen mit „brück“ (Neubrück, Ravensbrück u. a.); die alten

Krüge, Wassermühlen, Schmieden, Galgenberge, Zollhäuser, Totschlag (Strauchhaufen); natürlich auch Burgen und Städte.

Aus der Zeit der *Postkutschen* haben wir genaue Nachrichten über den Verlauf der Straßen, Fahrplan und Art der Beförderung aus dem Mecklenburg-Strelitzer Staatskalender. So gibt z. B. die Ausgabe vom Jahre 1843 an, wann und wie die Personen-Schnellpost, die Fahrpost, die Fußboten-Post, die Reitpost und die Kapriol-Post verkehrt:

1. Die Schnellpost nach *Berlin* über Alt-Strelitz, Fürstenberg, Gransee, Löwenberg, Oranienburg fuhr täglich um 5 Uhr früh ab, nachdem um 4 Uhr der Wagen aus *Rostock* über Neubrandenburg nach einer Fahrzeit von 2 Stunden 35 Minuten (ab Neubrandenburg) eingetroffen war. In kleineren Städten war nur 10 Minuten Aufenthalt (Strelitz) oder eine halbe Stunde (Fürstenberg), wo wohl Pferdewechsel war. Die Wagen selbst liefen durch von Rostock bis Berlin. Es wird jedesmal angegeben, welcher Art der Wagen war, z. B. auf dieser Strecke ein Wagen auf Druckfedern, neunsitzig, mit Beichaisen nach Bedarf.

Aus Berlin kam die Schnellpost täglich um 5 Uhr 5 Minuten zurück und fuhr um 5 Uhr 35 Minuten weiter über Neubrandenburg nach Rostock.

Auch Postsendungen nahmen diese Posten mit, mit Anschluß nach anderen Orten, Lychen, Templin, Prenzlau, Stettin über Fürstenberg. Oder über Gransee nach Zehdenik, Ruppın, Lindow und Rheinsberg. Oder über Neubrandenburg dreimal wöchentlich nach Treptow, Demmin; und nach Stargard, Woldegk, Strasburg, Pasewalk usw., nach Friedland und Anklam.

2. Nach *Schwerin*, *Lübeck*, *Hamburg* über Waren, Malchow, Goldberg, Crivitz konnte man Sonntag und Mittwoch um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr mit achtsitzigem, durchgehendem Wagen fahren, der aber nur als einfache Fahrpost verkehrte. Die Rückkehr von dort erfolgte am Sonntag und Donnerstag zwischen 19 und 20 Uhr, also nach vier Tagen.

3. Außerdem verkehrten von Neustrelitz durchgehende viersitzige Wagen nach *Güstrow*, als Fahrpost zweimal wöchentlich über Kratzeburg, Klockow, Waren, Malchow.

4. Nach *Wittstock* zweimal über Wesenberg, Mirow, Perleberg, Hamburg. Die Wagen waren verdeckt und konnten vier Personen aufnehmen. In Mirow wurden die Wagen gewechselt.

5. Fahrpost nach *Woldegk*, Strasburg, Pasewalk, Stettin über Feldberg, wo Wagenwechsel stattfand, verkehrte zweimal in der Woche mit viersitzigem, verdecktem Wagen. Diese Postlinie wurde also nicht auf der alten direkten Landstraße über Knackenkrug — Bredenfelde — Hinrichshagen gefahren, sondern, um den Sitz des Landdrosten anzuschließen, über Feldberg, Fürstenhagen (Zollhaus), Fürstenwerder, Göhren.

Das Reisen mit der Postkutsche in gemächlicher Fahrt zur Betrachtung der Landschaft, der blasende Postillion und das Abenteuer der Fahrt in die Ferne

mit heiteren und erregenden Erlebnissen scheint uns heute sehr romantisch. Aber es hatte auch mancherlei Unbequemlichkeiten. Einen Einblick in das Reisen mit der Postkutsche gibt z. B. Fritz Reuter im 12. Kapitel von „Dörchläuchling“. Der Konrektor muß zu einem Prozeß pünktlich in Neustrelitz sein. Dürten geht in aller Frühe zum Posthaus in der Treptower Straße in Neubrandenburg, um ihren Herrn beim Postmeister einschreiben zu lassen. Der Postillion fragt Dürten: „Will hei mit mi als Buck führen?“ Man konnte also auch „als Bock fahren“, als blinder Passagier auf dem Kutscherbock, was wohl zunächst billiger war. Aber die „Bück“ mußten in jedem Krug den Postillion traktieren. Im Tannenkrug ging es schon los, und bis Neustrelitz gab es viele Krüge am Wege. In Rodenskrug war man erst eine halbe Stunde vor dem Termin. Drinnen im Krug geht es lustig zu bei Bier und Branntwein, und draußen vor dem Krug sitzt der Konrektor „in den apenen Kasten up de höltern Britsch“ und überlegt seinen Prozeß. Da fahren seine Gegner mit einer Extrapost schon an ihm vorüber. Der Konrektor ruft wütend den Postillion, aber statt seiner antworten lustig „de Bück“ aus dem Fenster des Kruges und laden ihn ein, auch hereinzukommen. Schließlich sagt der Postillion auf den Vorwurf des Konrektors, daß er nun zu spät zum Prozeß käme und den Prozeß verliere: „Geht mi nicks an. Sei sünd minen Brauder, den Postmeister, sin, und de Bück sünd min, un de hewwen noch Tid.“ Als es dann endlich weitergeht, fährt die Postkutsche im Walde in einen Seitenweg und hält an. „Worum führt hei nich wider?“ rep de Konrektor. „Kann ick nich, darw ick nich, seihn S' em dor nich, hören S' em nich? — Dat is hei, — Dat is de Vorrüter von den Sweriner Herzog, de kümmt hüt von Berlin heraf, un führt nak Brambörg, un denn möt de Post ut den Weg und möt tau Ihren von den Herzog still liggen. — De Vorrüter kamm, de Herzog kamm, de Wagens mit de Hofbedeinten kemen, ümmer in tämliche Tüscherrüm, un irst, as de letzte vörbi was, set'te sick de ordinäre Post wedder in Bewegung — — —“ . . .

Außer den Poststraßen, die seit dem Jahre 1826 (Hamburg, Boizenburg, Ludwigslust) gepflastert wurden, gab es die zahlreicheren alten *Frachtstraßen*. Sie entwickelten sich fächerförmig mit vielen Verästelungen bis in die kleinen Marktorte von den Hafenstädten aus, von Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Stettin. Ein Hauptzweig von Wismar nach Stettin, Danzig führte über Penzlin, Neubrandenburg, Woldegk. Die Strecke Rostock — Berlin kam über Lage, Teterow, Stavenhagen, Ankershagen nach Neustrelitz, Strelitz, Fürstenberg usw.

Füstenberg war ein wichtiger Straßensammelpunkt im 19. Jahrhundert geworden, weil hier der Schiffsverkehr auf der Havel Holz, Korn und Butter nach Berlin und Hamburg brachte. Für Buttermärkte waren von Februar bis November neun Termine im Staatskalender festgelegt.

Die Frachtwege strebten in kürzester Linie auf ihr Ziel, die Marktorte, zu. Daher führten sie möglichst gradlinig durch die Landschaft, oft neben Dörfern und Städten vorbei, ohne auf die Bequemlichkeit eines Nachtlagers oder eines

Pferdewechsels Rücksicht zu nehmen. Bei steilen Bergen oder besonders schlechten Strecken war ein besonderes Extrafuhramt eingerichtet, um Vorspann zu nehmen. Diese Frachtstraßen waren naturgemäß mehr zerfahren als die Poststraßen. Daher wechselten die Frachtfahrer bisweilen die Strecken, und es gabelten sich Parallel- und „Rauten“-Straßen ab.

Die Frachtstraßen scheinen mehr die mittelalterlichen Verkehrswege weiterbenutzt zu haben. Es war ein dichteres Netz über das Land ausgebreitet, enger als das der Poststraßen, die Umwege nicht scheuten, um möglichst viele Städte anzuschließen.

Als aber die *Chausseen* und *Eisenbahnen* aufkamen und die wirtschaftliche Struktur Mecklenburgs sich änderte, sank ein großer Teil der Landstraßen in die Vergessenheit und damit in die Stille der Natur zurück, die mit urwüchsiger Schönheit diese verlassen, erinnerungsreichen Straßen reich beschenkte.

Die fortgeschrittene Technik der Verkehrsmittel und des Straßenbaues zog nun möglichst gradlinige und steigungsfreie neue Strecken durch die Landschaft, die die bisherigen Verkehrswege an sich zogen. Aber es ist doch bemerkenswert, daß die von vorgeschichtlicher Zeit an entwickelten Bewegungslinien in den Jahrtausenden und Jahrhunderten bis heute hin bestehen. Nachdem einmal an den alten Wegen die Siedlungen und die wirtschaftlichen Schwerpunkte der Städte entstanden waren, verbinden auch Chausseen und Eisenbahnen wiederum diese.

Als eine der ersten Chausseen wurde die Strecke Rostock — Berlin über Neustrelitz gebaut: Von Rostock aus im Jahre 1836 über Lage begonnen, wurde die Strecke von Neustrelitz nach Berlin 1839 weitergebaut. Im Jahre 1848 Malchow — Waren, 1849 Waren — Penzlin, 1859 Penzlin — Neustrelitz. 1856 Neubrandenburg — Woldegk, 1863 Neustrelitz — Wesenberg, 1870 weiter nach Mirow. 1876 Tannenkrug — Stargard — Möllenbeck.

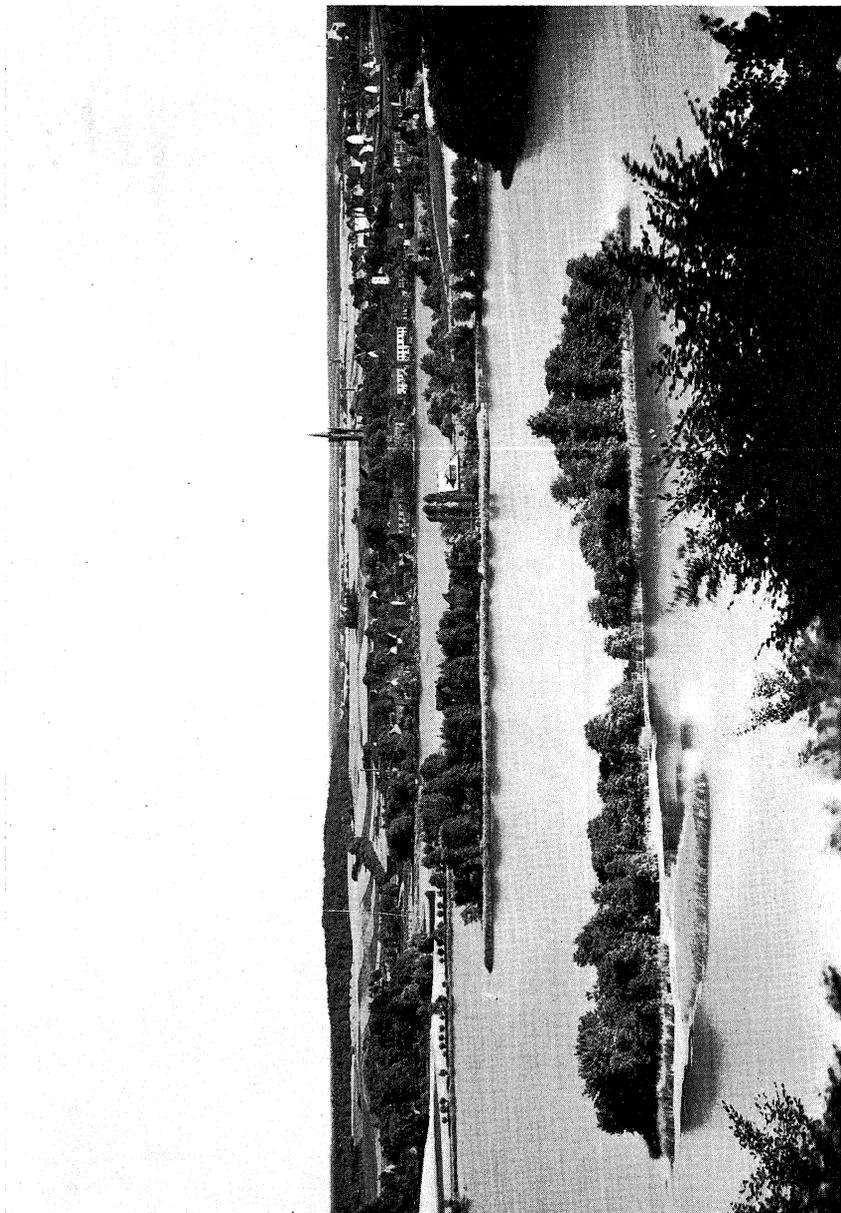
Von der *Eisenbahn* nimmt die *Nordbahn* (eröffnet 1876) die Richtung Berlin, Neustrelitz, Neubrandenburg, Stralsund auf. Von Neustrelitz zweigt die „Lloydbahn“ über Waren nach Rostock ab.

Die alte Verkehrslinie Hamburg — Lübeck — Wismar — Neubrandenburg — Stettin wird zwangsläufig zur Eisenbahn ausgebaut. Auch die ebenso alte Linie Hamburg — Wittstock — Wesenberg — Neustrelitz — Woldegk — Stettin erhebt als Schienenweg nach und nach zu neuem Leben.

Den Anschluß an das Wasserstraßennetz der Havel und Elde erhielt Neustrelitz durch den Kämmerkanal, nachdem 1831 — 36 die Seen zwischen Fürstenberg und der Müritz (Elde) verbunden waren. Schon 1744 hatte die herzogliche Kammer unter dem rührigen Herzog Adolf Friedrich III. beim Wiederaufbau der Wirtschaft nach den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges einen steckengebliebenen ersten Versuch dazu begonnen.

Der Wentow-Kanal, dessen Bau Hamburger Kaufleute um das Jahr 1770 veranlaßten, hauptsächlich zum Holzabtransport, durchschneidet Mecklenbur-

Feldberg





Prof. Wossidlo's „Buernhochtid“ am 19. und 20. Oktober 1920 (Realgymnasium)

In der Mitte: Prof. Wossidlo persönlich, links die Braut Tilly Riebel, Woldegk, rechts der Bräutigam Jürss, Neustrelitz

hinten, 1. Reihe von links: Hedwig Raspe, ?, Dr. H. Müller, Erika Meyer-Bothling, Walter Langner, H. U. Behrmann, Hans Gielow, Helga Pape, Lisa Meden, Pantzke

Karla Winter, ?, Karl Hachter, St. R. Fandre

2. Reihe: Leni Meinke, Lies Haz, ?, Erika Berg, Barwin Wendland, M. H. Bechstroem, Helmut Lange, Fritz Schriewer, Ilisabe v. Arenstorff, ?, Eva Hauptmann

Hans Kneuß, Gerda Beuzin, Herbert Schwörke

3. Reihe sitzend: Waltraud Reuter, Willi Kayser, Irmi Zeplin, Sigrid v. Engel, Jochen Heise, Grete Staffeldt, ?

Untere Reihe sitzend von rechts: Marianne Behrens, Joachim v. d. Hyde, Thea Koch, Stegemann ?, ?, Axel Lundbeck, ?, ?, ?

ger Gebiet bei Dannenwalde und mündet unterhalb von Tornow bei Marienthal in die Havel. Heute verbinden — wie zur Zeit der Postkutschen — wieder *Kraftpostlinien* Dörfer und Städte auf den Landstraßen erster Ordnung, und Anschlußwagen treffen sich auf den „Autobahnhöfen“. Die Lastkraftwagen dringen bis in die entlegensten Dörfer vor, freilich nur zeitweilig. Denn der Zustand der Landwege nach den Bauerndörfern, für die der ritterschaftliche Landtag in früheren Jahrzehnten wenig übrig hatte, ruft unsere Generation zur Tat, um in dem neuen Wandel der Verkehrslenkung auch die Bauerndörfer in das gesteigerte Wirtschaftsleben einzufügen.

Damit ist nun bis heute (1958) ein erfreulicher Fortschritt gemacht. Die bisher nach Regengüssen fast unpassierbaren Lehmwege sind gepflastert, wobei die Dorfschaft in Solidaritätsarbeit einen großen Teil der Staatsausgaben einspartete. So kann nun mit Lastkraftwagen der Gütertransport vom Erzeuger zum Verbraucher oder zu der die landwirtschaftlichen Produkte verarbeitenden Industrie direkt erfolgen. Von der Stadt her erreichen die Dörfer ungehindert die schweren Verkaufszüge mit allen Arten Konsumgütern, die Kraftwagen der Landambulatorien zur ärztlichen und zahnärztlichen Behandlung, der Landkinos, des Neustrelitzer Theaters und des staatlichen Kulturorchesters des Bezirkes Neubrandenburg. Regelmäßiger Autobus-Verkehr verbindet auch abgelegene Dörfer mit den Städten. — —

Verkehrswege im Wandel der Zeit — so konnten wir feststellen — sind in ihrer Führung abhängig von den jeweiligen wirtschaftlichen, politischen, kulturellen Schwerpunkten. In der Technik ihres Ausbaues sind sie eine Funktion der jeweiligen Verkehrsmittel. Geopolitische Gegebenheiten der Natur zwingen seit Jahrtausenden die Verkehrswege der Menschen in bestimmte Hauptrichtungen.

Ein Rückblick auf meine japanische Zeit

Von Werner Rust

Als ich im Mai 1909, also vor fünfzig Jahren, nach Ostasien fuhr, sah die Verbindung nach dort wesentlich anders aus als heute. Günstigenfalls konnte man mit der „Sibirischen Bahn“ von Berlin aus in ca. 18 Tagen Japan erreichen, per Schiff von Genua aus in 45 Tagen. Heute trennt uns von Tokio nur noch eine Flugzeit von ca. 48 Stunden! Ich erinnere mich, daß im „Club Germania“ in Yokohama damals das Bild eines Segelschiffes hing mit dem Vermerk, daß dieses Schiff weit vor Eröffnung des Suez-Kanals für die Zeit von Hamburg bis Yokohama unter Umfahrung von Afrika ca. 350 Tage, also fast ein Jahr, benötigt hatte.

Ich wählte bei meiner Ausreise nach Japan den Dampferweg ab Genua, da er mir bei den vielen fremden Hafen-Anläufen (Neapel — Port Said — Aden — Colombo — Penang — Singapore — Honkong — Shanghai — Tsingtau — Nagasaki — Kobe) eine äußerst interessante und eindrucksvolle Fahrt zu versprechen schien, und ich muß sagen, daß die Eindrücke von den

verschiedenartigsten Völkern und Menschengruppen, Landschaften und Erlebnissen sehr mannigfaltig waren.

Der Hafen Yokohama war 1909 gerade 50 Jahre für andere Länder eröffnet; ich erlebte, als ich von Bord des Dampfers zunächst im „Club-Hotel“ Quartier gefunden hatte, in der Nacht mein erstes Erdbeben. Ein heftiges Rütteln und Schütteln und Rumoren weckte mich, das ich aber wenig beachtete, denn nach 45tägiger Seefahrt war ich zu sehr an Schaukeln und Schlingern gewöhnt. Erst im Laufe des Morgens wurde mir mitgeteilt, daß es eines der schwersten Beben der letzten Zeit gewesen wäre. Ich habe dann im Laufe der Zeit Hunderte von Erdbeben in Japan erlebt (in Yokohama sind ja alle paar Wochen leichte bzw. schwere Erdbeben); ich bin aber Gott sei Dank von einer solchen Katastrophe wie der im Jahre 1923 verschont geblieben. Man gab mir gleich die Information, beim Beginn eines Bebens niemals auf die Straße zu laufen, da dort durch herabfallende Dach- und Bausteine die meisten Opfer entstehen, sondern im Hause stets unter Türbogen zu flüchten, außerdem die Wohntüren nie abzuschließen, da die Türen und Schlösser durch die Beben leicht verklemmt würden. In der Tat waren fast alle Türen in meinen verschiedenen Häusern, in denen ich wohnte, verzogen bzw. versackt. Die japanische Bauweise ist — oder war damals jedenfalls — so, daß die Bungalows alle auf Holzpfehlern gebaut waren, wodurch das ganze Haus beim Beben nachgeben konnte. Dieses Erdbeben war also mein erstes Erlebnis in Japan! Das zweite war, daß wenige Tage darauf die 50jährige Hafeneröffnung von Yokohama offiziell gefeiert wurde. Natürlich wollte auch ich als Neuling möglichst viel von diesem Leben und Treiben der Bevölkerung sehen. Hätte ich es nur nicht getan! Denn in Sprache, Sitten und Gewohnheiten dieses Volkes noch völlig unbewandert; war ich nach wenigen Minuten, in einer Rickshaw sitzend, in einem wüsten Getümmel von Menschen, die sich in Verkleidung und Masken wie Wilde austobten. Der Sprache nicht mächtig wurde ich immer mehr im Strom wild gestikulierender Menschen ein- und abgedrängt und endete schließlich in einem völlig fremden Stadtteil.

Es dauert bei der Schwere der japanischen Sprache, die zu erlernen bei der völligen Unkenntnis der japanischen Schriftzeichen (es gibt kein Alphabet mit 24 Buchstaben in unserem Sinne, sondern nur eine Schriftzeichensprache mit ca. 3400 Charakteren, das Katakma) ein großes Studium ist, sehr lange, um sich zunächst nur mit einzelnen Brocken, die man vom Hörensagen aufgefangen hat, verständlich zu machen. Die einzelnen Sprachgebräuche zwischen Kuli, Arbeitern und sonstigen niederen Schichten der Bevölkerung und den besser situierten Japanern sind außerdem grundverschieden.

1909 spielten die „Fremden“ in Japan noch die „Herren-Rolle“ und konnten eigentlich tun und lassen, was sie wollten, Japan war damals allerdings schon eine sehr schnell aufstrebende Macht. Nach dem Sieg über die Russen und der damit bewiesenen These der „Besiegbarkeit der weißen Rasse“, und nachdem die Engländer danach als erste Japan als Großmacht anerkannten und ein Großbündnis mit der japanischen Regierung machten, entwickelten die Japaner militärisch und wirtschaftlich staunenswerte Fähigkeiten, und in wenigen Jahren stellten sie eine Großmacht erster Klasse vor.

Die Angst vor Spionage war damals schon auf seiten der Japaner unverkennbar. Wichtiges Gelände war für den Zutritt den Fremden gesperrt und die „Beschattung der Fremden“ mehr oder weniger offensichtlich. Im großen

und ganzen konnte man sich allerdings der größten und uneingeschränkten Bewegungsfreiheit erfreuen. Die Japaner sind selbst allerdings auch Meister in der Spionage; nicht nur in militärischer, sondern ganz besonders in wirtschaftlicher Beziehung. Es wäre sonst ja wohl auch kaum möglich, daß in der kurzen Zeit von ca. 50 Jahren ein Volk aus eigener Initiative die Wunder der Wirtschaft auf eine Höhe brachte, zu der die westlichen Kulturvölker hunderte von Jahren gebraucht haben. Ich denke dabei speziell an die wertvollen Fein- und Feinstmaschinen, militärische Waffen, Optik, Elektrizität usw. Ein importiertes Auto z. B. wurde noch 1910 bei Ankunft in Yokohama erst in alle Teile zerlegt, und da die Rückkonstruktion nicht gelang, mußte extra ein Fachmann aus Deutschland kommen, um den Wagen wieder fahrbereit zu machen. In ähnlicher Weise wurde mit sämtlichen Neuerwerbungen in Maschinen oder dergleichen verfahren und die Fabrikation auf Grund der auf diese Art erworbenen „Fach“-Kenntnisse als „neueste Erfindung“ der Welt vorgeführt. So gibt es so gut wie nichts, was nicht in Japan „erfunden“ ist! Man konnte vor 50 Jahren in Japan die unglaublichsten Erfahrungen in japanischen Erfindungen sammeln: Telefon, Fotografenapparate, Grammophon zum Beispiel waren mir seiner Zeit als neueste „Erfindung“ der Japaner bezeichnet worden. Kein Wunder, daß die Verherrlichung der alten Daimyo- und Samurai-Zeiten in Verbindung mit diesen Erfindungen und Errungenschaften und mit dem Sieg über die Russen ein stolzes Nationalgefühl züchteten, das schließlich zu Pearl Harbour und letzten Endes zur Katastrophe von 1945 führte!

Die Kampfbereitschaft und das Heldentum der Japaner beruhte in früheren Jahren in der Hauptsache darauf, daß der Tod in der Schlacht als ein religiös heiliger Tod bewertet wurde. Der Kaiser, ein Sohn der Sonne, war für die Japaner unnahbar, unantastbar und als höchste religiöse Gestalt eben der Sohn überirdischer Kräfte; für ihn zu sterben, bedeutete, das schönste und größte Opfer zu bringen. Als im Jahr 1912 der Kaiser Meiji starb, beging der alte General Kuroki, der Eroberer von Port Arthur, beim Abfeuern eines Kanonenschusses, der den Beginn der Trauerzeremonie im kaiserlichen Schlosse den Einwohnern von Tokio mitteilte, „Harakiri“, jenen fürchterlichen Selbstmord (Bauchaufschlitzen mittels eines kurzen Schwertes, das durch die Eingeweide gezogen wird), wofür er unter die „Halbgötter“ versetzt wurde.

Diese Vergötterung des japanischen Herrscherhauses ist heute wohl vorbei, nachdem die Amerikaner in unverständlicher Weise sich bei Besetzung Japans in die religiösen Gefühle dieses tüchtigen und aufstrebenden Volkes gemischt und die Entmachtung des Kaisers unter Duldung seiner Person herbeigeführt haben. Ob die Japaner aber mit diesem Zustand bei der tiefen Religiosität, dem Ahnenkult, den der Buddhismus und Shintoismus ihnen vorschreibt, glücklicher als vordem sind, möchte ich stark bezweifeln, und welchen Weg sie mit der Aufkroierung eines ihnen fremden Kultes gehen, scheint mir sehr ungewiß.

In jedem noch so kleinen Haus fand man vor 50 Jahren einen Winkel, in dem ein kleiner Ahnenaltar aufgebaut war und vor dem mit angezündeten Kerzen Abend für Abend für die verstorbenen Ahnen Gebete gemurmelt wurden. Ich konnte dies immer und immer wieder abends bei meinem Koch, den Amahs und sonstigen dienstbaren Geistern beobachten. Vor den einzelnen Tempeln, sei es in Yokohama, Tokio, Kioto, Kamakura oder Nikko oder sonst-

wo, erlebte man immer wieder, wie hingebungsvoll und opferbereit kleine und kleinste Geldstücke, Blumen und Lebensmittel bereitgestellt wurden.

Die Bevölkerung lebte sehr bescheiden und es war von besonderem Luxus, wie er heute vielleicht auftritt, keine Rede. In den Städten sah man als Kleidung eigentlich nur den landüblichen Kimono und als Schuhwerk Gettas entweder mit nackten Füßen oder kleinen kurzen weißen Socken; Kopfbedeckung gab es so gut wie gar nicht, im Sommer wegen der starken Sonnenbestrahlung höchstens ein Kopftüchelchen oder einen Strohhut. Im Essen und Trinken waren die Japaner äußerst genügsam. Mit etwas Reis oder getrocknetem Fisch, der aus Porzellanschälchen oder Kartons mit zwei Stäbchen in den Mund balanziert wurde, schienen die Hauptmahlzeiten beendet zu sein. Außer heißem japanischen „grünen“ Tee nahmen sie wenig Flüssigkeiten zu sich, und es war eine Seltenheit, daß man einen von „Kirin-Bier“ oder „Sake“ (Reisbranntwein) berauschten Menschen auf der Straße sah, höchstens an den Festtagen besonders zu Neujahr, das in Japan ca. 8 Tage gefeiert wird. Die Freude an Festen mit Umzügen, maskiert und unmaskiert, war bei allen Gelegenheiten festzustellen. Entweder waren es die alle paar Wochen in diesem oder jenem Stadtteil regelmäßig wiederkehrenden Tempelfeste oder sonstige Feiern, wie Kirschblüte, Chrysanthemumfest, Fest für die Knaben. Bei diesem Fest waren alle Straßen mit papiernen aufgeblasenen Karpfen als Glücksbringer bewimpelt. Bei all diesen Gelegenheiten wurden am helllichten Tage Raketen in die Luft geschossen und Böllerschüsse abgefeuert. Die Hauptsache war, daß zu allem ein Mordskrach gemacht wurde, um die bösen Geister zu vertreiben. Zu Exzessen kam es eigentlich nie. Alles spielte sich recht harmlos ab.

Selbst in der Häuslichkeit herrschte die größte Genügsamkeit. Betten in unserem Sinn, Tische, Stühle und sonstiges Mobiliar kennen die Japaner in ihrer Behausung so gut wie nicht. Der Fußboden ist mit „Tatami“, einer dicken Reisstrohpolsterung, belegt, so daß es Brauch ist, vor dem Betreten der Hausräume die Schuhe auszuziehen. Geschlafen wird auf dem Fußboden auf „Futons“, dick wattierte Unterlagen, die tagsüber in Wandschiebefächern verstaut sind; als Kopfkissen wird ein meist leicht gepolsterter Holzklotz benutzt, schon um die Frisur zu erhalten. Diese bei den Frauen sehr sorgsam behandelte Frisur ist meistens sehr fettig, bei den verheirateten Frauen immer ein einfacher, bei den unverheirateten ein doppelter Knoten. Bei den Witwen sah man oft geschwartzte Zähne. Man sieht dadurch sofort, ob man eine verheiratete Frau oder eine Witwe vor sich hat. Soweit der Japaner in seinem Hause ißt, hockt er vor einem kleinen Tischgestell, auf dem neben dem unvermeidlichen Teekessel auf einem „Hibashi“ (einem kleinen Gefäß mit glühenden Holzkohlestücken) kleine und kleinste Porzellangefäße und -teller stehen, denen er mit zwei Holzstäbchen die Nahrung mit allerlei Zutaten entnimmt und kunstgerecht in den Mund praktiziert. Mir selbst ist das trotz jahrelangen Aufenthaltes in diesem Lande nie gelungen, und ich bin lieber bei Messer, Gabel und Löffel geblieben.

In hygienischer Beziehung führte die Gesundheitsbehörde strenge Maßnahmen ein, und es ist der Regierung damit gelungen, das Land von Seuchen, wie Cholera, Pest usw. freizuhalten, wie sie noch heute in China oder Indien grassieren. Die Ratten- und Ungeziefer-Plage, und damit die Hauptträger von Seuchen-Verbreitungen, wurde ganz energisch bekämpft. Auch körperlich ist der Japaner sauber und reinlich und tut im Gegensatz zu anderen ost-

asiatischen Völkern viel für seine Körperpflege. Er badet viel und gern, und in keinem Hause fehlt das berühmte „heiße“ japanische Bad. Sport wurde in mannigfaltigster Art betrieben, um Geist und Körper zu stählen. Seine Erfolge bei sportlichen Spielen und Olympiaden sind genügend Zeugnis dafür.

Das Familienleben spielt sich sehr harmonisch ab; das Alter wird schon auf Grund der Ahnen-Verehrung geachtet und hat absolutes Bestimmungsrecht über alles, was die Familie betrifft. Bei der großen Liebe zu Kindern ist der Familienkreis meistens sehr groß, und Familien mit 10—15 Kindern sind durchaus keine Seltenheit. Die Frau spielte vor 50 Jahren noch eine recht untergeordnete, meist nur „dienende“ Rolle, und es kam schon vor, daß Japaner, die es sich leisten konnten, neben der eigentlichen Frau noch anderweitig engagiert waren.

Bei der hohen Autorität der Alten ist die Stellung der jungen Ehefrau natürlich von vornherein sehr schwierig, und wenn manche Ehe einer Europäerin mit einem Japaner infolge dieser Verhältnisse gescheitert ist, so kann man nur bedauern, daß manche junge Frau völlig unorientiert in eine solche Ehe eintritt.

Wenn ich zurückblicke, haben sich die Verhältnisse in Japan im Ablauf von 50 Jahren wesentlich geändert. Sitten und Gewohnheiten sind durch gewonnene und verlorene Kriege, durch jahrelange Besetzung der Amerikaner und damit engste Berührung mit dem Westen wie dem Osten grundlegend gestört, so daß Japan heute wohl kaum mehr das „Märchenland“ ist, wie ich es jedenfalls erlebte. Als fleißiges und aufstrebendes Land muß man Japan und seine Einwohner nach wie vor achten und lieben. Es ist meine feste Überzeugung, daß Japan im Laufe der Zeit wieder die Rolle im Weltgeschehen spielen wird, die es sich in den früheren Jahren so selbstbewußt erarbeitet hat.

Ehrung unseres alten Schülers Geheimrat Professor Dr. Hermann Thoms zu seinem 100. Geburtstag

Dem „Tagesspiegel“ entnehmen wir folgende Notiz:

Zum Gedenken Geheimrat Professor Dr. Hermann Thoms', des Erbauers des Pharmazeutischen Instituts in Dahlem und Gründers der Pharmazeutischen Gesellschaft, dessen Geburtstag sich zum 100. Male jährte, fand eine Feierstunde statt. In Anwesenheit ehemaliger Schüler von Thoms und zahlreicher Studenten legten der derzeitige Institutsleiter und Rektor der Freien Universität, Professor Dr. Schenck, sowie der Apotheker Georg Otte namens der Pharmazeutischen Gesellschaft an der Büste des einstigen Nestors der deutschen Pharmazie Kränze nieder.

Sein Sohn, Med.-Rat Dr. Thoms, Berlin, starb vor zwei Jahren plötzlich an einem Herzinfarkt, wahrscheinlich einer Folge fünfjähriger Haft. So konnte er uns leider die beabsichtigte Biographie seines Vaters nicht mehr schreiben. Aber eine kleine humorvolle Episode von einem Besuch des Sohnes in Neustrelitz wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Med.-Rat Thoms stand unter dem Schild seines Vaters, nach dem ja bekanntlich eine Straße in Neustrelitz benannt ist, als ein Arbeiter vorüberkam. Dr. Thoms fragte ihn, wer wohl dieser Hermann Thoms sei. Antwort: „Dat sall jo sönn' verrückten Professor ut Berlin sin.“

Zwei Gedichte von Ulrich Wellhausen (+ 1945)

Abend

*Nun sinkst du müde,
 doch noch hell vom Tag,
und in der Hoffnung
 auf ein bess'eres Morgen,

schon halb im Traum und
 halb noch überwach
in jenes Dunkel, das
 uns stets verborgen.*

1925

*Da braut nichts Gutes heraus,
da macht sich der ganze Wust
entgleister Sinne
über Europa breit.
Arme Irre!*

*Da werden die Künstler selbst
(das ist die größte Gefahr)
unsicher am Steuer,
sterben zehnfach den Tod
Überlasteter.*

*Zieh'n wir verhängnisgeweiht,
trostlos und unaufgefüllt
die leeren Herzen,
dem blassen Ende zu,
Gnade uns Gott!*

*Wer trägt Verantwortung?
Wir dürfen nicht maßlos stolz
glauben, wir trügen's,
trügen zum Ende hin,
was beschieden.*

In Chile vor 40 Jahren

Für uns waren diese Auslandsjahre eine sehr schöne Zeit, wir waren jung und es ging uns gut. Mein Mann hat seinen Jugenderinnerungen das Wort vorangestellt, das Dumas d'Artañan in den Mund legt: „Il n'importe, dit d'Artañan, mais c'était le bon temps, attendu que c'est toujours le bon temps quand on est jeune“; das traf auch für uns auf die Zeit in Chile zu. Hinzu kam, daß Chile ein Land von großartiger Schönheit ist und ein gutes, erträgliches Klima hat.

Nun war das damalige Chile, d. h. also das Chile vor fast 40 Jahren, ein sehr anderes als das heutige. Damals hatte die Hauptstadt Santiago ca. 400 000. heute hat sie 1 700 000 Einwohner. Damals war vieles noch sehr primitiv und kolonial. Aber wo früher elende Hütten mit Wellblechdächern standen, gibt es jetzt Hochhäuser, Villenviertel, Lichtspieltheater etc.; wo früher die Straßen bei Regen im Winter fast unpassierbar waren, mit tiefen Schlaglöchern und ausgefahrenen Rinnen, finden wir jetzt moderne, großstädtische Autostraßen. Ich weiß noch genau, daß eine deutsche Freundin und ich einmal bei Regen in den „Carro“, in die Elektrische steigen wollten. Beim Passieren des Dammes verlor meine Freundin in dem Schlamm der Schlaglöcher einen ihrer Gummischuhe; wir haben ihn nicht wiedergefunden. — Aber von dem gewaltigen Aufschwung, den Chile wie auch die anderen Länder Südamerikas in den letzten Jahren genommen haben, brauche ich nichts zu sagen, das ist ja bekannt. — Meine Erinnerungen werden bestimmt bei heutigen Chilereisenden Widerspruch und Zweifel hervorrufen, da durch die stürmische Entwicklung des Landes natürlich viel von dem Alten, Früheren verschwunden ist.

Für eine junge und ziemlich unerfahrene Hausfrau, wie ich es damals war, war es nicht ganz leicht, sich in die so ganz andern Verhältnisse einzuleben. Ich kam plötzlich in ein fremdes Land mit anderer Sprache, anderem Klima, anderen Lebensbedingungen, anderen Sitten und Gebräuchen. Da war zuerst die Wohnung; aus einer bequemen und modernen Berliner Etage kommend, fand ich mich nun plötzlich in einem möbliert gemieteten, nach dortigen Begriffen hocheleganten Haus. Es war entsetzlich ungemütlich und geschmacklos, ohne Gardinen, verstaubt und ungepflegt, die Wände gerissen von Erdbeben, so daß man von der Treppe aus durch einen Riß das Eßzimmer bequem übersehen konnte. Die eleganten Möbel, notabene in chilenischen Gefängnissen angefertigt, sind mir noch jetzt in schrecklicher Erinnerung. Die sehr feinen Mahagoni-Schlafzimmermöbel hatten auf jeder größeren Fläche wunderschön geschnitzte, erhabene aufliegende Blüten, große Winden, und in jeder dieser Blüten drei oder vier hauchdünne, geschnitzte Staubfäden. Diese Blütenkelche waren nun in diesem Land, in dem garantiert sieben Monate und länger kein Regentropfen fällt, Staubfänger comme il faut, und jeden Morgen bei noch so vorsichtigem Staubwischen gingen ein halb Dutzend dieser kunstvollen Staubfäden zu Bruch, der Kelch wurde leer, nur der Staub, der blieb. Diese sicher sehr kostbaren Möbel waren aus nicht völlig trockenem Holz gearbeitet, und von Zeit zu Zeit erschreckte uns ein Knall wie von einem Geschoß; dann verzog sich das Holz in der Hitze des Sommers und die Schränke bekamen große Risse, durch die die Motten fröhlich aus- und einflogen. Die Küche war, im Gegensatz zu den eleganten Salons, eine wahre Räuberhöhle, schmutzig, dunkel, verräuchert, die kleinen, hohen Fenster fast undurchsichtig von Fliegenschmutz. Mein Mann hatte uns vorsorglich eine chilenische Köchin gemietet, zwei deut-

sche Dienstboten brachte ich mit. Die Köchin war aber schon wieder an die Luft gesetzt, ehe die Familie folgte, nachdem sie mehrere Tage sinnlos betrunken gewesen war. Diese „Haushaltshilfen“ waren zu damaliger Zeit ein dunkles Kapitel. Sie hatten durchweg starken indianischen Einschlag und konnten meist nicht lesen und schreiben, waren faul, bequem und unzuverlässig, aber gutmütig und kinderlieb. Sie gingen gern zu Ausländern, weil sie dort besser behandelt wurden als bei Chilenen. Es konnte z. B. vorkommen, daß die Mädchen um Erlaubnis baten, abends ins Kino gehen zu dürfen und dann erst nach 3 Tagen wiederkamen. Sie hatten vielleicht Bekannte getroffen, die sie eingeladen hatten, waren mit Vergnügen mitgegangen und hatten ausgiebig gefeiert; — sie waren eben wie die Kinder. Wir hatten einen „mozo“, eine Art Burschen oder Diener, der verheiratet war und abends nach Hause ging. Er war plötzlich 14 Tage verschwunden, auch seine Familie wußte nicht, wo er abgeblieben war. Er hätte sich am Sonntag betrunken und wohl auch randaliert, jedenfalls hatte die Polizei ihn 2 Wochen festgesetzt; eines Tages kam er dann ganz vergnügt wieder bei uns an.

Über dieses Kapitel könnte man seitenlang schreiben! Hatte man ein einigermaßen brauchbares Mädchen gefunden und angelernt, so tat man alles, um sie zu halten. Heirateten die Mädchen, so nahm man oft den Ehemann mit in Kauf; die Familie hauste dann später mit Kindern auf dem dritten „patio“, einem der Höfe, die damals die meisten chilenischen im altspanischen Stil gebauten Häuser besaßen, und um den herum sich die Zimmer gruppieren. Die in der Mitte liegenden Zimmer hatten statt Fenster nur Türen zu dem oft wunderhübsch angepflanzten patio. Eine Freundin von mir hatte eine Köchin im Haus mit Mann und 6 Kindern; der Mann arbeitete allerdings auswärts und kam nur zum Wochenende. —

Schwierigkeiten gab es auch sonst noch genug in diesem „bon temps“, weniger für die Männer, die meist eine interessantere, selbständigere Tätigkeit hatten als in Europa, die freundschaftlich und mit offenen Armen aufgenommen wurden in dem großen, eleganten „Herrenklub de la Union“, die oft mehr verdienten als in der Heimat und die naturgemäß weniger berührt wurden von allen häuslichen Unbequemlichkeiten und Mißhelligkeiten als die Hausfrau. Wäre ich noch einmal in ein fremdes Land gekommen, so hätte ich nicht gleich einen Haushalt aufgetan, sondern wäre für einige Zeit in eine Pension gezogen und hätte, ohne durch Haushaltsführung gehemmt zu sein, erst einmal die Sprache und Land und Leute kennengelernt. So mußte man doch allerlei Lehrgeld zahlen.

Die größte Schwierigkeit war und blieb im Anfang die fremde Sprache, die zu so vielen Mißverständnissen führte. Natürlich hatte ich spanischen Unterricht zusammen mit einer deutschen Bekannten, die auch gerade erst aus Deutschland gekommen war und deren Mann mit meinem Mann zusammen ein großes Finanzprojekt bearbeitete. Unser Lehrer war ein älterer Herr, ein Stenograph aus dem chilenischen Kongreß. Er war eine Seele von Mensch, der stolz wie ein Spanier Chile und Santiago für den Mittelpunkt der Welt hielt. Am liebsten gab er uns Anschauungsunterricht, indem er mit uns ausging und uns nun voller Stolz alles zeigte, was er für die modernsten und sehenswertesten Errungenschaften seiner Vaterstadt hielt. Zuerst ging er mit uns auf den Friedhof, der allerdings in seiner Blütenpracht wunderschön war. Befremdend wirkte nur auf uns, daß die Hauptallee links und rechts aus

üppigen Apfelsinenbäumen voll reifer Früchte bestand. Es sah das so nahrhaft und wenig feierlich aus. Unser zweiter Besuch galt dem „mercado“, der Markthalle; für unsere Begriffe war das damals keine sehr appetitliche Angelegenheit. Der Geruch der Fische und anderer Seetiere konnte einem auf die Nerven fallen und die großen Stücke trockenen, eingedickten Hammelblutes, von Fliegen umschwärmt, nahmen einem den Appetit. Immerhin, wir lernten die spanischen Ausdrücke und auch, daß man bei jedem Einkauf endlos handeln mußte. Auf unserem nächsten Spaziergang führte er uns zum Schlachthof. Das war ein geradezu grausiges Erlebnis, alles so primitiv und nach europäischen Begriffen grauenvoll und vorsündflutlich, so daß ich Näheres davon lieber nicht erzähle. Aber als unser guter Don Clemente Barahona uns nächstes Mal ausführen wollte — und diesmal ins Irrenhaus —, da streikten wir endgültig!

Allmählich ging es natürlich besser mit dem Spanischen, aber eine gewisse Zeit dauert es ja doch, ehe man die Einheimischen versteht und man sich selbst verständlich machen kann, und in der Zwischenzeit gab es der Mißverständnisse viele! So kam einmal eine alte Frau mit einem Korb am Arm an die Tür und sagte etwas von „limosnas“. Ich glaubte, sie wollte Zitronen verkaufen, und es kam zu einem langen Verhandeln und Radebrechen meinerseits, bis sich der Fall klärte. Die alte Frau bettelte, sie wollte ein Almosen, eine milde Gabe, auf spanisch eine „limosna“, Zitronen aber heißen „limones“. Ähnlich ging es mir ein anderes Mal. Ein großes englisches Geschäft schickte jeden Morgen einen berittenen Boten bei der Kundschaft herum, der die Aufträge einsammelte. Er zählte an der Tür dann meist die gebräuchlichsten Artikel auf: „Brauchen Sie Mehl, Zucker, Öl, Reis, Seife“ etc. etc. Bei Seife bejahte ich sehr, da wir waschen wollten. Aber siehe da, am Nachmittag kam keine Seife, sondern ein kleiner Schinken. Seife heißt nämlich jabón, Schinken aber jamón und das hatte ich verwechselt; der Schinken hat uns aber trotzdem gut geschmeckt. Damals wurde einem alles zu Pferd ins Haus gebracht, so auch die Erdbeeren. In großen, runden Behältern aus Kuhhaut lagen zwischen großen, grünen Blättern die köstlichen Früchte, sie wurden stückweise, d. h. zu 100 Stück verkauft. Der ziemlich zerlumpfte und schmutzige Verkäufer zählte einem die Erdbeeren in eine Schüssel und nahm dazu in jede Hand vier Stück. Man zählte genau mit: Vier, acht, zwölf, sechzehn usw., aber wenn man später nachzählte, so hatte man nie mehr als 92, höchstens 96, irgendwie wurde man immer bemogelt und über's Ohr gehauen. Doch genug von diesem häuslichen Kleinkram.

Man hatte außer der Sprache auch sonst noch allerlei zu lernen drüben. Bei uns in Deutschland macht man als Neuhinzugekommener den Ansässigen Besuch; drüben mußte man abwarten, bis die Einheimischen einen besuchten oder auch einfach gleich einluden. — Zu einer unserer Gesellschaften hatte ich in der besten Santiaginer Konditorei Eis bestellt. Das Eis kam und kam nicht, es kam nicht früher und nicht später, es kam überhaupt nicht. Ich mußte als Nachtschiff von den köstlichen riesigen gelben Dosenpfirsichen geben; die sind aber drüben das ordinärste, alltäglichsste Kompott, da Chile sozusagen ein Pfirsichland ist. Als ich anderntags in die Konditorei ging und mich beklagte, so gut ich das auf spanisch konnte, — „Krach zu machen“, wäre weit über meine Kräfte gegangen — da wurde mir einfach erklärt: „Señora, wir liefern nie, wenn nicht vorher bezahlt ist!“ Bei chilenischen Kunden mochten solche Geschäftsprinzipien wohl nötig sein, aber ich als

Ausländerin konnte davon nichts wissen. Ach, es gab noch viele solcher großen und kleinen Schwierigkeiten, aber es gab auch wieder so viel Neues, Interessantes und Schönes, diese immer schneebedeckte Cordillere, die sich bei Sonnenuntergang vom zartesten Rosa bis zum dunkelsten Lila färbte, diese Blütenpracht, dieser Überfluß an schönsten Früchten! Trotzdem hatte ich in der ersten Zeit doch viel Heimweh. Jeden Morgen hörte ich den Zug pfeifen, der nach Valparaiso fuhr, wo noch der Dampfer lag, der uns hergebracht hatte und der nun bald wieder zurückfuhr nach Deutschland. Da bekam ich jedes Mal das heulende Elend. Mein Mann konnte es schließlich nicht mehr aushalten, er sagte eines Morgens: „Geh zur Bank und hole Dir das Reisegeld und fahre nach Hause.“ Das half, denn das wollte ich ja doch nicht, und allmählich wurde es auch besser und ich lebte mich mehr und mehr ein. Nun lernte ich reiten und jeden Vormittag ritt ich mit dem Reitlehrer, einem früheren deutschen Feldwebel, durch den wunderschönen Parque Consiño: die Schneeberge vor dem blauen Himmel, das ganze Land voll blühender Pfirsich- und Mandelbäume — das war wirklich „le bon temps“ und eine unvergeßliche Zeit dazu!

Margarete Brunswig

Plaudereien über das alte Theater in Neustrelitz

von Hermann Warncke

Wenn ich hier ein wenig aus dem alten Neustrelitz erzähle, dann treibt mich der Gedanke, die folgenden kleinen und lustigen Begebenheiten nicht verlorengehen zu lassen. Sie sind so echt in ihrer mecklenburgischen Art und ein Spiegelbild jener Jahre. —

Der in Stadt und Land bekannte Theodor Grimm war ein prachtvolles Original, das auf keiner Tanzerei; auf keiner Bauernhochzeit mit seiner Geige fehlen durfte. Als Mitglied des Großherzoglichen Hoboisten-Korps blies er die Klarinette, trug den Schellenbaum, schlug die Pauke oder spielte jedes andere Instrument, wenn not am Mann war. Im Theaterorchester spielte er zweite Geige. Mit seinem großen Havelock, dem grünlich schimmernden, einst schwarzen Künstlerhut, die Zigarre im linken Mundwinkel, tappte er mit gewichtig wiegenden Schritten durch die Stadt.

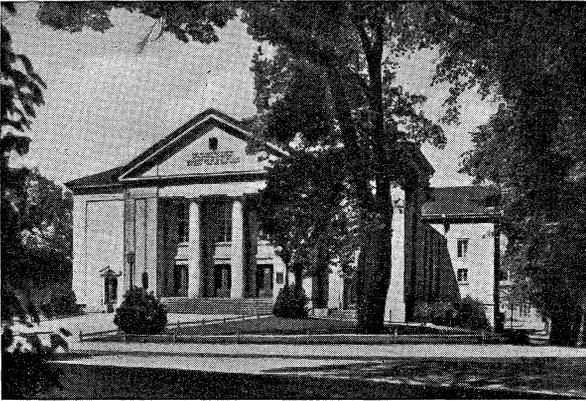
Eines Tages geht er mit einem Bauern die Zierker Straße hinauf, und als sie an der berühmten Rustschen Ecke angelangt sind, taucht an der Hamann-Ecke, aus der Schloßstraße kommend, der Konzertmeister des Theaters, Emil Weiglin, auf. Theter sagt zu seinem Begleiter: „Kiek mal, Korl, dor kümmt uns' irste Konzertmeiste an“. „So — so? Segg mal, Theter, spelt denn de ook woll so got as du?“ „Je, weitst du, Korl, jeder up sien Ort.“ Den großen Kontrast zwischen den beiden Geigern auf diese lakonische Art abzutun, ist doch wohl unübertrefflich.

In dem Reigen der Orchestermusiker taucht vor meinen Augen „Zieten“-Baumast auf. Er war im ganzen Land als guter Flötenbläser und Tanzmeister bekannt. Mit Theter Grimm und Konrad Seidel (genannt „Zilum“) machte er oft Tanzmusik. Bei vorrückendem Alter war seine Technik nicht mehr ganz zuverlässig, und hier und da machte sich ein Klappenmißgriff bemerkbar.

Seine Kameraden waren bemüht, die Lücken des Alters zu mildern, und wenn in einem Stück eine Veränderung der Tonart verlangt wurde, sagte Theter Grimm: „Paß up, Fritz, dat geiht nu nah moll, duert aewerst nich lang!“

Noch einem möchte ich ein Wort der Erinnerung widmen, dem unverwüstlichen Gottlieb Stapel. Er war im Theaterorchester Pistonbläser und hatte immer Durst. Als er wieder einmal im Trompeter von Säckingen „Behüt dich Gott“ hinter der Szene geblasen hatte mit dem hohen C als Triumphton, da kam er mit völlig ausgedorrter Kehle nach Hause. Seine Frau schickte ihn noch zur Pumpe, um zwei Eimer Wasser zu holen. Gottlieb ging, aber er kam erst nach zwei Tagen wieder, weil er seinen Riesendurst bei Würstelschulz im tiefen Keller gelöscht hatte.

Doch als Musiker füllte er seinen Platz aus. Als er noch im Hoboisten-Korps Dienst tat, stand an dessen Spitze der temperamentvolle, tüchtige Musikdirigent Franz Burald. Er war im Dienst streng, andererseits ein sehr gütiger



Neues Theater

Vorgesetzter und hatte Sinn für Humor. Er schätzte seine Musiker, und so konnte es passieren, daß bei einer Probe im Reutergarten Gottlieb Stapel in feuchtfrohlicher Stimmung rief: „Stopp, ick hün noch eenen Takt torüch!“

So war die Zusammensetzung des Theaterorchesters recht unterschiedlich, aber es wurden doch manche schöne Leistungen dem Publikum geboten. Dafür bürgten die Stützen des Stammorchesters, durchweg Musiker von Rang. Konzertmeister Emil Weiglin war ein vorzüglicher Geiger, der aus Dresden gekommen war und dem ein sehr guter Ruf vorausging. Schon als ganz junger Mann von 15 Jahren hatte er mit dem Violinkonzert von Mendelssohn einen großen Erfolg errungen. Als sein Schüler hatte ich oft Gelegenheit, seinen schönen, großen Ton zu bewundern. Meine Verehrung für ihn ist mit mir durch mein ganzes Leben gegangen, und seine Kunst ist mir stets Vorbild gewesen. Seine höchste Anerkennung fand er in der Einladung zur Mitwirkung bei den Bayreuther Festspielen. Es war für jeden Künstler eine ganz besondere Auszeichnung, wenn er zu den Wagner-Aufführungen aufgefordert wurde. Weiglin konnte sich dieser Auszeichnung rühmen. Wenn er dann

zurückkam, packte er in der Stunde alle Erlebnisse aus und verstand, sie mit seinem urwüchsigen Humor zu würzen. Aus seiner Dienstzeit im Theater seien einige lustige Episoden erzählt:

Am Großherzoglichen Hoftheater war es Sitte, daß der Intendantenposten meistens von pensionierten Offizieren oder solchen, die sich mit ihrer militärischen Laufbahn nicht besonders gut vertragen konnten, besetzt wurde. Diese Herren standen oft weit ab von der Kunst, und das rächte sich während ihrer ungewohnten Tätigkeit manches Mal bitter.

Es ist Probe im Theater. Der Intendant v. B. betrachtet das Orchester von der Brüstung aus mit scheinbarem Interesse. Der Konzertmeister Weiglin zeigt mit seinem Bogen auf die Noten und sagt: „Herr Kammerherr, det Schwarze sind de Noten.“ — Ein anderes Mal fällt es dem Intendanten auf, daß ein Geiger schwarze Haare auf dem Bogen hat. Er fragt seinen Begleiter, warum dieser Bogen schwarze Haare habe. „Der Geiger hat Trauer“, lautet die knappe Antwort.

Im Theater ist Konzert. Ein Geiger und ein Pianist bestreiten das Programm. Der ganze Hof mit Gefolge ist anwesend. Die Künstler ernten großen Beifall und spielen eine Zugabe. Die Großherzogin Auguste-Caroline, die sehr musikinteressiert war, wußte im Augenblick die Zugabe nicht unterzubringen. Sie winkt dem Intendanten, er möge sich erkundigen, was zugegeben würde. Der Intendant erfährt: eine Sonate von Beethoven. Eiligst nähert er sich dem allerdurchlauchtigsten Ohr und flüstert: „Etwas von Senator Beethoven“.

Im Schauspiel war er auch nicht recht bewandert. Die Braut von Messina ist in Vorbereitung. Der Intendant erkundigt sich bei dem Regisseur, ob denn wohl alles klappen würde. „Bis auf die Chöre, Herr Intendant, geht schon alles gut“. „So? Ja, haben Sie denn auch die richtigen Noten dazu?“

In der Zeit dieser kleinen Erlebnisse saß am Dirigentenpult im Theater der vielseitige und temperamentvolle Professor Förster. Es konnte geschehen, daß während einer Oper oder sonstigen musikalischen Veranstaltung die hohe Dame mit dem Fächer auf die Orchesterbrüstung klopfte und recht vernehmlich kommandierte „langsamer — schneller“. Das war natürlich für den Dirigenten eine starke Zumutung. Aber die Folge davon war, daß die Proben oft nicht mehr nach der Qualität, sondern nach der Zeit bemessen wurden, was dem Dirigenten bei diesen Erfahrungen nicht zum Vorwurf gemacht werden konnte. Als an einem Morgen Tannhäuser geprobt wurde und die zweiten Geigen bei den Begleitfiguren vom Pilgerchor etwas aufdringlich spielten, ruft der Konzertmeister: „Leiser!“ Da dreht sich der Dirigent mit einem Ruck auf seinem Sessel herum und sagt: „Halten Se den Drödel nich uff!“ (Er war Sachse.) —

Dabei war Professor Alban Förster ein Musiker von Format, nicht nur ein hervorragender Kapellmeister, auch Komponist; seiner ganzen Natur nach ein Künstler. Ihm verdankte der später Weltruhm erlangende Baritonist Otto Goritz seinen steilen Aufstieg. Nach kurzer Zeit hatte Förster in dem Chorsänger den zukünftigen großen Baritonisten erkannt, nahm sich seiner an und bildete ihn aus freien Stücken und uneigennützig aus, so daß er nicht nur auf den großen Bühnen Deutschlands gefeiert wurde, sondern auch nach Amerika gerufen und dort mit hohen Ehren überschüttet wurde. Als er aus dem Ausland zurückkam und auf der Stätte seines ersten Ruhmes, der Bühne unseres Hoftheaters, als Wolfram im Tannhäuser gastierte und seine herr-

liche, große und strahlende Stimme erklang, wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Mit harten Schlägen fiel der Weltkrieg in die geruhsame, sorglose Zeit der Fürstenhöfe. Die Kunst lag am Boden, die Musen schienen verstummen zu wollen. Aber aus Trümmern wuchs neues Leben. Im Jahre 1919 beschloß die damalige Regierung, die Pforten des Theaters wieder zu öffnen, um der Kunst den Einzug in die alten Räume freizugeben.

Mit sicherem Gefühl wurde der in Neustrelitz geborene Opernsänger Hermann Jakobs zum Intendanten bestellt. J. verfügte durch seine Bühnenlaufbahn über Routine und hatte vor allen Dingen von Natur aus ein starkes Einfühlungsvermögen. Mit diesen Eigenschaften ging er an die mühevollen aber auch dankbare Arbeit.

Am 1. August 1919 konnte die erste Oper den neuen Reigen eröffnen: Carmen. Was für eine Spannung erfüllte das Publikum, das ganze Theater! Kaum konnte man in Ruhe den Augenblick erwarten, wo der Kapellmeister den Taktstock heben und das Zeichen zum Beginn der Vorstellung geben würde. Und dann war er da, der Augenblick. Jubel und Begeisterung bewegten aller Herzen. War es doch wie ein Aufatmen nach den schweren Jahren. Manch einer hat auch wohl bei diesem Ereignis seiner Tränen nicht Herr werden können. Die Aufführung wurde ein Triumph. Johannes Schanze am Pult hatte Orchester und Sänger in sicherer Hand, und die Mitwirkenden spielten in dem Strudel der Begeisterung hinreißend: Carmen (Line Held), José (Turnau), Escamillo (Hahn), Micaela (Storbeck).

Und nun ging es voran. Was nur irgend im Rahmen der Möglichkeit lag, wurde neu einstudiert. Jakobs als großer Wagnerfreund und erprobter Helden-tenor begann mit Zuversicht und Feuereifer den Aufbau. Es seien hier die Opern genannt, die nach und nach den Ruf des Neustrelitzer Theaters wieder aufleben ließen und weit über die Grenze des Landes trugen: Lohengrin, Tannhäuser, Meistersinger, Walküre, Siegfried, Tristan und Isolde, Holländer, Aida, Maskenball, Troubadour, Rigoletto, Tiefland, Bohème, Butterfly, Cavalleria, Bajazzo und die dämonisch gewaltige Solome; letztere in einer Woche fünfmal bei ausverkauften Häusern. Das waren Leistungen, wie sie viele andere Bühnen nicht aufzuweisen hatten. Die Heranziehung prominenter Gäste von größeren Bühnen, die wertvolle Erweiterung des Spielplans war der energischen und umsichtigen Initiative des Intendanten zu danken. Es sollte auch die Oper Hänsel und Gretel von Humperdinck in Gegenwart des Komponisten aufgeführt werden, was durch seinen plötzlichen Tod am Tage vorher vereitelt wurde. Eine Gedenktafel am früheren Hotel Reichshof spricht noch heute von seiner Anwesenheit in Neustrelitz und dem tragischen Ende.

Einen Tag möchte ich herausgreifen, der für den Intendanten, für das ganze Personal und nicht zuletzt für die Besucher zu einem Höhepunkt wurde. Das war die Aufführung der Meistersinger, die nach Bayreuther Muster an einem schönen Sommertag vorgesehen war, damit gleichzeitig die Umgebung des Theaters, der angrenzende Schloßgarten, in der einstündigen Pause den Gästen als Erholung diene. Da duftete in der Wirklichkeit der von Hans Sachs besungene Flieder. Da waren die Augen fast geblendet von der Schönheit der



Altes Theater

üppigen Natur. Und diese Stimmung ging mit hinüber in den Theaterraum. In dieser Stimmung wurde der dritte Akt gespielt. Es kam der große Augenblick, wo das unaussprechlich schöne Quintett wie eine Offenbarung aus den Stimmen der Sänger erklang. Wie ein Heiligtum der Kunst erstand dieses Meisterwerk von Richard Wagner, um Zuhörer wie Künstler bis ins Innerste zu erschüttern. — Noch in später Abendstunde, als wir bei einem Trunk der Vorstellung gedachten, sagte mir der Gast aus Hannover, Kammersänger Kronen, der den Sachs gesungen hatte: „So schön wie heute abend habe ich das Quintett selten gehört“. Ich gedenke dieser Aufführung, weil sie einmalig war, mit besonderem Dank an die Künstler, die von auswärts kamen und uns diese Stunden unvergessen gemacht haben: Kronen (Sachs), Kirchner (Stolzing), Habich (Beckmesser), Henke (David). Aber ich will damit nicht die Leistungen der Neustrelitzer Künstler herabsetzen. Der hervorragende Sachs von Franz Hahn, der wirkungsvolle Beckmesser von Förtsch, der David von Kluge, das Evchen von Maria Hansen und der Stolzing von Thusrer führten die Meistersinger zu bedeutenden Erfolgen.

Auch die leichte Muse zog bald wieder in die alten Räume ein. Mit allen verfügbaren Mitteln reichte sich eine Operette an die andere. Fröhlichkeit, Schmiß und Charme erfüllten das Theater. Ausverkaufte Häuser bekundeten den Dank des Publikums. —

Ich möchte zum Schluß einiger Künstler aus der alten Zeit gedenken, die heute noch am Leben sind. Da ist in erster Linie der Kammersänger Helge Roswange, der über Neustrelitz und Schwerin in stürmischem Lauf eine Welt erobert hat und heute Ehrenmitglied des neuzeitlichen Friedrich-Wolf-Theaters in Neustrelitz ist. Seine Gastspiele in den beiden letzten Jahren haben bewiesen, daß er noch immer unter den Künstlern von Rang eine führende Rolle einnimmt. Da ist weiter die hier noch lebende Line Mensching-

Held. Sie war die Carmen, die in der ersten Vorstellung nach dem Kriege mit ihrer schönen Stimme, mit ihrem Wiener Charme das Publikum begeisterte. Als dritten nenne ich den ebenfalls noch lebenden Künstler Franz Hahn. Sein schöner voluminöser Baßbariton ist wohl allen unvergänglich.

Das kleine intime Großherzogliche Theater fand ein tragisches Ende. Im Januar 1924 wurde es durch Feuer vernichtet. Ein großes Stück alter Kultur war dahingegangen. Unter Staatsminister Dr. Hustaedt erstand dann der neue Bau.

Ministerialrat Schondorf

Der Baumeister des neuen Carolinum

Paul Schondorf wurde am 1. November 1873 als Sohn des bekannten Komponisten und Musikdirektors Johann Schondorf in Güstrow geboren. In München und Braunschweig studierte er Architektur und war nach Abschluß seiner Ausbildung bis 1903 als Regierungsbaumeister in seiner Vaterstadt Güstrow tätig. In den Jahren 1903—1911 stand er dem Baudistrikt Dargun vor. 1911 und 1912 war er Landbaumeister und Baudirektor des Staatsbaudistrikts Rostock. Dann erfolgte seine Berufung in die verantwortliche Stelle als Dezernent für das Hochbauwesen im Meckl.-Strel. Staatsministerium.

Während seines Dienstes im Mecklenburg-Schweriner Staate erbaute er u. a. das Amtshaus in Röbel, die Kirche in Marin und führte die Erweiterungs- und Hörsaalbauten im Anatomischen Institut und den Ausbau der Augenklinik der Universität Rostock durch.

Seit seinem Eintritt in das Meckl.-Strel. Staatsministerium war er bestrebt, die baulichen Rückstände des Landes, insbesondere bei den Schulen und Domänen, zu beseitigen. Nicht zuletzt hat er sich bemüht, die Arbeiterwohnungsverhältnisse auf dem Lande einer gründlichen Änderung und Besserung zu unterziehen. Von seinen Bauten in dieser Zeit seien u. a. genannt: Die Erziehungsanstalt „Bethanien“ bei Neubrandenburg, das großherzogliche Parkhaus bei Neustrelitz, der Umbau der „Orangerie“ in Neustrelitz.

Wer das 1925 eingeweihte Carolinum kennengelernt hat, der wird sich einen Begriff von den hohen Qualitäten dieses Baumeisters machen können, die sich sowohl in der Monumentalität des Gebäudes, seiner Aufgliederung und damit der Lockerung und Schönheit der gewaltigen Steinmassen zeigten, wie auch in der Innenarchitektur, wobei ich hier in erster Linie noch einmal an die herrliche Aula mit der durch Säulen gestützten Empore und der Apsis erinnern möchte, die durch farbige Fenster dem Ganzen — wenn auch nur hingehaucht — den Stempel des Sakralen aufdrückte. Ihr gerade gegenüber war der Raum unter der Empore auf beiden Seiten des Eingangs mit den von Walter Gotsmann und Ulrich Wellhausen entworfenen Gedächtnistafeln für die Gefallenen des Gymnasiums und Realgymnasiums geschmückt. Sie wurden umrahmt von den alten Fahnen der bis 1860 im alten Carolinum zusammen wohnenden Schulen, die bis 1837 —

also noch zur Zeit, als Heinrich Schliemann unsere Schule besuchte — unter einem Direktorat standen und seit 1925 wieder zu einer großen Anstalt vereinigt wurden.

Wenn man die Treppe zur Aula hinaufging, trat einem der Gründer der Anstalt, der Vater der Königin Luise, Herzog Carl, auf einem großen alten Gemälde entgegen und knüpfte — und das war der Wille des Erbauers — das Band zwischen altem und neuem Carolinum.

Noch ein kurzes Wort zu dem, was der Architekt „die Seele des Gebäudes“ nannte, dem naturwissenschaftlichen Flügel. Denken und Anschauen sollten sich hier im Goetheschen Sinn — so war der Gedanke von Paul Schondorf — vereinigen zur harmonischen Durchbildung des neuzeitlichen Menschen. — Selbst der Kultusminister von Preußen, Prof. Becker, konnte sein Erstaunen über das, was hier in einem kleinen deutschen Staat unter einem so tüchtigen Baumeister geschaffen war, nicht verbergen.

Frei über dem Dach des Mittelbaues erhob sich eine umfriedigte Plattform, das Observatorium; an den naturwissenschaftlichen Flügel schloß sich der Schulgarten. Wenn man sich nun noch zu allem die von dem Rostocker Stadtgartendirektor Schoenberg geschaffenen gärtnerischen Anlagen vor dem gewaltigen Gebäude und den vor ihm liegenden Glambecker See vorstellt, dann weiß man, daß das von Schondorf geschaffene Haus ein Idealbau war.

Walter Gotsmann

Entnommen dem „Demokrat“ Nr. 88/57

Unter den Natur- und Heimatfreunden des Kreises Neustrelitz ist Walter Gotsmann eine der vielseitigsten und bekanntesten Persönlichkeiten. Auf dem Lande aufgewachsen, wurde ihm im Schulhaus zu Granzow bei Mirow das Wertvollste zuteil, das Eltern ihren Kindern vermitteln können: Die Liebe zur Natur. Mit dem Vater war er schon als Schüler eifriger Mitarbeiter des „Volksprofessors“ Richard Wossidlo. Natur und Heimat sind während seines ganzen Lebens die Kraftquellen gewesen, aus denen er lebte. Wandernd und forschend hat er sich eine allseitige Kenntnis der Natur erworben und sie als Landschaftsmaler von der künstlerischen Seite her zu einer Gesamtschau der Heimat erweitert. Seit einigen Jahren lebt Gotsmann als ehemaliger Zeichenlehrer an der Oberschule in Neustrelitz im Ruhestand; doch wenn man ihn nach seiner jetzigen Tätigkeit fragt, erfährt man, daß Naturschutz und Pflege des Landschaftsbildes, Heimatforschung, Botanik, Dendrologie, Kulturbundarbeit mit Natur- und Heimatfreunden, Wandern und Touristik, Feriengestaltung der Jugend, Ausarbeitung von Wanderführern seine „Ruhetage“ ausfüllen. Das erklärt auch, warum er nach 1945 den Pinsel aus der Hand gelegt hat. Seiner Ansicht nach war es in den ersten Jahren nach dem Umbruch richtiger, Bäume zu schützen und neue zu pflanzen, als sie im Bilde festzuhalten. — Enge Verbundenheit mit der Natur, wissenschaftliche Kenntnisse und künstlerische Einsicht befähigen ihn in besonderem Maße, als Kreisbeauftragter den Naturschutz sowohl in wirtschaftlicher, als auch in wissenschaftlicher und erzieherischer Weise auszubauen. Sein besonderes Anliegen ist die Erhaltung und Pflege der landschaftlichen Schönheit unserer engeren Heimat und ihre Erschließung als Erholungsgebiete für unsere Werktätigen. Durch die Zusammenarbeit mit dem Institut für Landesforschung und Naturschutz in Greifswald, den Bauschaffenden

und allen Verwaltungsstellen, die verändernd in das Landschaftsbild eingreifen, wurde in der Bearbeitung der Feldberger Landschaft und des Tollensegebietes erstmalig eine Form der Naturschutzarbeit gefunden, die beispielhaft für die gesamte Republik ist. Herr Gotsmann beendet unsere Unterredung mit dem Bekenntnis: „Es gibt keine schönere Lebensaufgabe für mich, als die, in dieser Weise am Aufbau meiner Heimat mitzuwirken und dadurch den Dank abzustatten für alle Freude und allen Reichtum, den mir die Natur und die Heimat in unerschöpflicher Fülle zuteil werden ließen.“

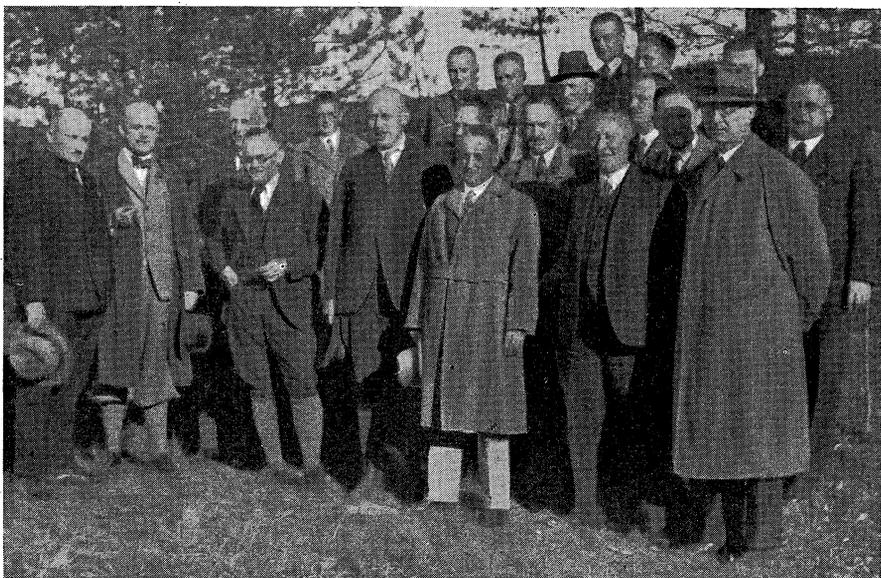
25 Jahre Caroliner Zeitschrift

Aus historischen Gründen müssen wir in diesem Bericht etwas weit aus-
holen.

Im Jahre 1828 sonderte sich das Realprogymnasium — der Grund zu der Realschule wurde 1825 gelegt — vom humanistischen Gymnasium, verblieb aber noch 10 Jahre unter der Leitung des Gymnasialdirektors und bis zum Jahre 1860 im selben Hause. Der gemeinsame Unterbau von Nona-Quinta einschließlich verblieb sogar bis zum Jahre 1918 und Sexta und Quinta bis 1925 beim Gymnasium.

Mit Genehmigung der Großherzoglichen Landesregierung ermächtigte das Großherzogliche Konsistorium in einem Erlaß vom 24. März 1852 das Realprogymnasium (allgemein Realschule genannt), „denjenigen von den abgehenden Schülern, welche ein Maturitätszeugnis zu erlangen wünschen, nach voraufgegangener Prüfung ein solches zu erteilen“. Damit war die Möglichkeit der Primareife geschaffen, die lange Zeit (bis etwa 1908) die Berechtigung für den höheren Staatsdienst, vor allem in Zoll, Post und Heer und für das Studium des Forstfachs, des zahnärztlichen, tierärztlichen und pharmazeutischen Studiums enthielt. — Als nun 1878 von der Realschule und ihren sehr treuen alten Schülern das 50jährige Bestehen der Anstalt gefeiert wurde, versuchten die früheren Schüler — Direktor und Kollegium hatten es wohl nicht gewagt —, von der Großherzoglichen Regierung die Genehmigung der Erhebung zu einer Vollanstalt herbeizuführen (es fehlten ja nur noch Unter- und Oberprima, was damals eine zweijährige Klasse bedeutet hätte). Ihre Bitte wurde auf Allerhöchsten Befehl und wenig gnädig abgeschlagen. Aber die ehemaligen Schüler hatten aus dem oben angegebenen Grunde eine Altschülerschaft gegründet und gaben nun ein Mitteilungsblatt heraus. Das war vor 81 Jahren. In diesem Mitteilungsblatt haben wir den ersten Vorläufer unserer Caroliner Zeitung zu sehen. Leider konnten wir nicht direkt an diese Altschülerschaft und ihr Mitteilungsblatt anknüpfen, da sich beide nach Wiederverschmelzung von Gymnasium und Realgymnasium im Jahre 1925 aufgelöst hatten und der letzte tüchtige und hochgeachtete Vorsitzende der Vereinigung, der Leiter der Neustrelitzer Ersparnisanstalt, Carl Köster, inzwischen verstarb.

Die Einweihung des neuen prächtigen Schulhauses am Glambecker See im Jahre 1925, zu der mehrere Hundert alter Schüler aus nah und fern kamen, hätte der Anlaß sein müssen zur Wiederaufnahme der Tradition durch



Das Kollegium des Carolinum 1935

Erneuerung der Altschülerschaft. Aber die Tage des großen Festes und der Feierlichkeiten vergingen im Rausch des Wiedersehens (wir erinnern an Marburg 1956!), ohne daß diese uns heute so selbstverständlich erscheinende Grundlage für eine Zeitschrift geschaffen wurde. —

Als im Herbst 1934 der traditionelle Abend der Schülervereine des Carolinums stattfand (Literarischer Verein, Leseverein, Schüler-Ruderclub, Musikzirkel und Turnverein), zu dem diesmal eine ganz besonders stattliche Anzahl alter Schüler gekommen war, wurde der lang gehegte Wunsch nach Zusammenschluß der ehemaligen Gymnasiasten und Realgymnasiasten immer dringlicher geäußert. Im November 1934 lud daher der Anstaltsleiter eine Anzahl alter Schüler zu einer Vorbesprechung über die Neugründung einer Altschülerschaft. Anfang Dezember 1934 ging der Aufruf zur Sammlung an alle ehemaligen Gymnasiasten, Realschüler, Realgymnasiasten, deren Adressen ausfindig gemacht werden konnten, ins Land. Hunderte wurden erfaßt und die Gründung — nicht ohne manche Hindernisse und Schwierigkeiten — durchgeführt. Damit aber stand auch sofort das Problem vor uns: Wie ist die Verbindung aufrechtzuerhalten! Und alle stimmten dem Gedanken freudig zu: Ein gedrucktes Mitteilungsblatt muß herausgegeben werden. So erblickte im Mai 1935, also genau vor 25 Jahren, unsere „Caroliner Zeitung“ oder abgekürzt die „C. Z.“ das Licht der Welt. Studienrat Köhler übernahm als derjenige, der sowohl mit der ältesten lebenden Generation wie auch mit der jüngsten die engste Fühlung hatte, die Schriftleitung und hat schon in den ersten Heften mit Erfolg begonnen, die Caroliner Zeitung auf ein höheres

Niveau zu heben. Wir erinnern nur an die unter seiner Leitung herausgekommenen Beiträge des Seniors (Landesbischofs) von Hamburg Lic. D. theol. Karl Horn. Von der ersten Nummer an brachten unsere Carolinerhefte auch Kunstdruckbeilagen als wertvolle Bereicherung.

Zu Beginn des zweiten Weltkrieges übernahm Studienrat Kootz die Schriftleitung. Ihm verdanken wir die Rubrik „Lachendes Carolinum“. Als Mitarbeiter stellten sich im Laufe der Zeit Männer wie die alten Caroliner Dr. Düsel (Herausgeber von Westermanns Monatsheften), Dr. Weiglin (Herausgeber von Velhagen u. Klasings Monatsheften), Konservator Hustaedt u. a. ein. — Nach seiner Rückkehr aus dem Heeresdienst übernahm der Direktor des Carolinums im Jahre 1943 selbst die Herausgabe der C. Z., da die Schwierigkeiten für den Druck einer solchen Zeitschrift durch Zensur und Papiermangel immer stärker geworden waren und ein Erscheinen nur durch persönliche Beziehung zu den zivilen und militärischen Behörden noch gewährleistet wurde. Im Jahre 1944 waren dann aber auch die „Feldpostbriefe der Altschülerschaft des Carolinums“ (so mußten wir die C. Z. damals im Untertitel nennen) am Ende der Existenzfähigkeit angelangt. —

Das kostbarste Geschenk, das die Altschülerschaft in diesen Jahren dem Carolinum machte, war die herrliche Orgel im Werte von 9000,— Mk., die in erster Linie durch Aufrufe in der Caroliner Zeitung zusammengetragen wurden. Die Altschülerschaft umfaßte zuletzt 882 Mitglieder.

Die Wiedererstehung und Weiterentwicklung seit der 150-Jahrfeier ist bekannt. Peter Heitmann, Ernst Haberland, Dr. Adolf Friedrich Wagner (um die wichtigsten Namen zu nennen) drängten auf Wiederezusammenschluß, Wiederherausgabe der C. Z. und würdiges Begehen des 150jährigen Jubiläums. — Durch Exil und Erlebnis der furchtbaren Kriegsjahre ist die Carolinerenschaft so eng verschmolzen, daß sie heute, wie sich auf dem Marburger Fest zeigte, eine große Familie bildet. Daß die Aufgaben der Caroliner Zeitschrift nach Verlust des Nachwuchses, durch die Erfassung der Angehörigen der Caroliner, des Oberlyzeums und durch die etwa 80 im Ausland lebenden Caroliner ganz andere geworden sind, ergab sich von selbst.

Seit ihrer Gründung war unsere Zeitschrift, heute „Das Carolinum, Blätter für Kultur und Heimat“, eine Halbjahresschrift und ist es, von Ausnahmen abgesehen, geblieben.

P.



Vermischte Nachrichten

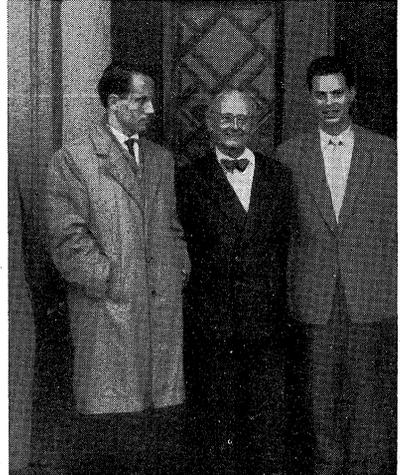
Geboren: Barbara Wagner geb. Illmer-Kephalides und Dr. Adolf-Friedrich Wagner: ein Sohn (Jürgen). — Dr. Elisabeth Lessing geb. Kessler und Dr. Johannes Lessing: eine Tochter (Maria-Luise). — Ruth Holtz geb. Küster und Adolf-Friedrich Holtz: eine Tochter (Beatrice). — Astrid Schumann geb. Peters: ein Sohn (1. Kind). — Eva-Maria Narjes geb. Rahe und Dr. Karl-Heinz Narjes: eine Tochter (Sigrid). — Heinz Schondorf (Bozen), ein Sohn (3. Junge). — Pastor Hanck: eine Tochter (Marianne). — Achim Gerlach: 2. Kind (Sohn oder Tochter?). — Hordorff jun., Riegelberg: ein Sohn (Ulf). — Reinhard und Ursula Gotsmann: eine Tochter (Christiane). —

Verlobt: Gertraud Pfeil (Tochter von Studienrat Otto Pfeil) mit dem Caroliner Karl-Heinz Feilke, Dalheim, Kreis Erkelenz. — Gisela-Verena von Prittwitz u. Gaffron (Enkelin von Staatsminister Schwabe) mit Werner von Leuthe, Wrestedt/Uelzen. —

Verheiratet: Waltraud Kahn, verw. Glause geb. Lange mit Dr. Heinz Kahn, Wirtschaftsberater, Northeim/Hann. — Ruth Schröder geb. Hennig mit Hans-Joachim Schröder. — Forstmeister a. D. Wolfgang Hustaedt mit Hedi verw. Luther geb. Wörmann. — Dipl.-Volkswirt Dr. Fritz Müller mit Ursula Müller geb. Beck. — Kazmer von Joob-Fancsaly zu Fancsal und Proszek mit Christa geb. Wesemann, Atlanta Georgia USA. — Christa Möckel geb. Müller mit Dipl.-Ing. Siegfried Möckel, Wuppertal-Barmen, Ringelstraße 17. — Gertraud Pfeil mit Karl-Heinz Feilke, Dalheim, Kreis Erkelenz. — Liselott Dannemann verw. Wendt geb. Stein mit Robert Dannemann, Präsident des Niedersächsischen Verwaltungs-Bezirks Oldenburg, Hundsmühlen (Oldb.) — Hannelore Lehmann mit Mr. Alexandros J. Joannides. Nach der Trauung, die in der griechisch-orthodoxen Kirche in London stattfand, begaben sich die jungen Eheleute in ihre jetzige Heimat Canada. —



Goldene Hochzeit feierten am 18. Mai Walter Cordua-Hamburg und Frau Else, geb. Schulz-Vorheide. Links: Studienrätin-Elsa Wittenburg Rechts: Frau E. Cordua



Auf dem Marburger-Treffen 1956

Examina, Beförderungen pp.

Hildegard Heitmann, Tochter von Sozialgerichtsrat H., bestand auf dem humanistischen Zweig des Katharineums in Lübeck das Abitur. Sie wurde vom Mündlichen befreit. — Dr. Borwin Wendlandt wurde als Oberregierungsrat in das Bundesministerium nach Bonn berufen. — Regierungsrat Kurt Evers, Braunschweig wurde zum Oberregierungsrat ernannt. — Dipl. phil. Günther Holst wurde wissenschaftlicher Assistent am Englischen Institut der Universität Halle. — Major Timme ist in die Bundeswehr übernommen. — Dipl.-Ing. Achim Gerlach wurde Baurat und Dozent an der Staatsbauschule in Wolfenbüttel. — Tierarzt Karl-Heinz Prütz promovierte an der Freien Universität Berlin zum Dr. med. vet. — Dr. Günther Pagel, Bonn, wurde zum Regierungsrat ernannt. — Hans Friedrich Staffeld, Sohn von Dr. med. Staffeld und Neffe von Dr. med. Grete Staffeld, bestand das Abiturientenexamen. Er will Mediziner werden.

Geburtstage

Dr. Hermann Hingst feierte am 18. Oktober 1958 seinen 70. Geburtstag. — Dr. med. Alexander Massmann, Krefeld, beging seinen 85. Geburtstag. Er steht noch mit seinen Jugendfreunden Hermann Warncke und Karl Nahmacher in Verbindung. — Lisa Haenisch, Tochter unseres alten Professors Rieck, feierte im Familienkreise in Berlin ihren 70. Geburtstag. Sie hat ihre alte Frische offenbar bewahrt, denn sie besucht noch eifrig Hochschulkurse und Museen. — Stabszahlmeister a. D. Albert Stechner konnte am 21. Sept. 1958 seinen 89. Geburtstag feiern. — Unser verdienter 1. Vorsitzender Studienrat J. Köhler wird am 31. August 75 Jahre alt. Wir werden seiner im nächsten Heft besonders gedenken.

Gestorben

Staatsminister a. D. Dr. Hustaedt, Baden-Baden. — Musikdirektor Karl Gerigk, Bonn. — Zahnarzt Peter Becker, Leverkusen. — Der frühere Postpräsident des Bezirkes Schwerin, Steuer, starb nach einer schweren Operation in Ratzeburg im Alter von 83 Jahren. Er wurde nach Schwerin übergeführt. — Augenarzt Dr. Hugo Hamann beklagt den Tod seiner Gattin Johanna Hamann geb. Roth. — Wolfgang Lindstaedt (Mirow) ist am 12. April 1943 in Michalowsky gefallen und auf dem Heldenfriedhof bei Belgerod beigesetzt. — Einem tragischen Verkehrsunfall fiel am 25. Januar 1959 Amtsgerichtsrat Karl Eickhoff im 53. Lebensjahr zum Opfer. Er hinterläßt die Witwe und drei Töchter. Er war uns stets ein treuer Caroliner und wir betrauern seinen plötzlichen Tod auf tiefste. E. besuchte vom 14. Lebensjahr ab das Carolinum, studierte Jura und ging in die Richterlaufbahn über. Nach Wiederaufbau des Heeres wurde er als aktiver Offizier übernommen, im Krieg sehr schwer verwundet und 1945 als Hauptmann entlassen. Später wurde er in Hamburg wieder als Amtsgerichtsrat eingestellt. Er war ein Mann von äußerster Vitalität und wird den Mitschülern als guter Kamerad wie als hervorragender Sportsmann in Erinnerung sein. — Lisa Fölsch, Lübeck, ist verstorben. — Frau Eva Klingenberg geb. Siehl, Mutter unserer Caroliner Hans Christoph und Ernst Viktor Klingenberg, ist im Alter von 53 Jahren nach längerer Krankheit sanft entschlafen. Ihre Tochter Juliane Dichter, die in Amerika lebt, wird es besonders schmerzlich empfunden haben, daß sie nicht am Grabe ihrer über alles geliebten Mutter stehen durfte. — Kulturrat Reinhold ist im Jahre 1943 im Alter von 89 Jahren nach einem unglücklichen Sturz von der Treppe gestorben. Seine Gattin folgte ihm im Jahre 1944 mit 87 Jahren. — Dr. med. Käthe Reinhold, Tochter von Kulturrat Reinhold, Kinderärztin in Berlin, starb am 10. Juli 1956 nach einem qualvollen Leiden. Da Mädchen zu ihrer Zeit bei uns noch nicht Abitur machen konnten, legte sie auf dem Pädagogium in Waren (Dr. Michealis) die Reifeprüfung ab. In Berlin schuf sie sich ein eigenes Heim und ihre besondere Liebe galt dem schönen Garten. Sie tanzte oft auf den Bällen des Carolinums und der Neustrelitzer

Studenten. — Olga Reinhold, Schwester von Dr. med. Käthe Reinhold, war Lehrerin in Waren und ging im Mai 1945 in den Freitod. — Unser Abiturient Fritz Becker, Sohn von Forstmeister Becker, starb am 22. August 1942 an Mastdarmkrebs. Sein Bruder Wolfgang, ebenfalls Abiturient des Carolinum, fiel, wie schon gemeldet, im letzten Kriege. Beider Mutter Ida-Harriet Becker ist mit 83 Jahren noch frisch und rege und lebt noch in ihrer alten Wohnung. — Dr. Wilhelm Winkler, Hamburg, beklagt den Tod seiner mit 53 Jahren gestorbenen Gattin. — Hedi Friedrich geb. Scheel erhielt die Nachricht, daß ihr Gatte, der Chemiker Friedrich, bereits 1947 gestorben sei. — Pastor Kurt Bahngeriet 1945 mit seiner Frau in russische Gefangenschaft, wo er unter den deutschen Gefangenen seelsorgerisch wirkte. Kurz vor dem Rücktransport in die Heimat ist er gestorben. — Oberstudiendirektor Dr. Körnchen, auf dem Gymnasium bekannt als vorzüglicher Sänger, ist nach einer Meldung, während des Krieges gestorben. — Dietrich Roloff, Fürstenberg, ist gefallen. — Oskar von Bonin (Abitur 1935) ist als aktiver Offizier gefallen. — Dr. med. Richard Schultze, früher in Pension bei Professor Rieck, ist vor etwa drei Jahren als Arzt in Hamburg verstorben. — Studienrat Karl Wandschneider, Meckl. Pastorensohn und etwa 1911/12 Lehrer am Carolinum, starb mit 76 Jahren in Ilmenau/Thür. — Joachim Schallow ist nach einer Meldung 1944 oder 1945 gefallen. — Heino Scharf ist seit 1944 bei Stalingrad vermißt. — Moritz Ephraimson aus Strelitz ist vor einem Jahr in London gestorben. Alle Jahre diente einer der acht Brüder, die das Carolinum besuchten, in der 7. Kompanie des Gren.-Rgts. 89 beim Hauptmann von Arnswaldt als Einjähriger. — Unser Abiturient Alfred Hassan beklagt den Tod seiner Mutter. — Bankdirektor a. D. Worms, Vater unseres Abiturienten Werner Worms, ist gestorben. — Joachim Schuppenhauer soll noch in den letzten Kriegstagen gefallen sein. — Dora Wiencke geb. Ceconi hat im letzten Weltkriege ihre beiden Söhne verloren. Ihr Bruder Fritz Ceconi (alter Caroliner) fiel bereits am 9. November 1914. — Buchhändler Fritz Michaelis und seine Frau gingen 1945 in den Freitod. — Ulrich Goedeckemeier, Werner Boest und Dietrich Roloff, alle drei aus Fürstenberg, sind nach einer Meldung gefallen. — Herbert Dittmann ist aus dem Krieg nicht zurückgekehrt. Er gilt als verschollen. — Oberpostinspektor Hermann Neu ist am 20. 2. 1946 in Neustrelitz in seinem Elternhaus in der Sassenstraße verstorben. — Nach einem reichen und gesegneten Leben verschied im 83. Lebensjahr Generalleutnant a. D. Jesco v. Puttkamer. Er war durch Familie wie auch vor allem als Kommandeur des Wehrbezirks eng mit dem Carolinum verbunden, ein Mann, der sich für seine Kameraden und Untergebenen stets einsetzte. Niemand verließ ihn ohne wohlwollenden Rat und Hinweis. Im engeren und weiteren Freundeskreis genoß er wegen seines edlen und zuverlässigen Charakters hohe Achtung, dieser in Afrika wie in den beiden Weltkriegen bewährte Soldat und Kämpfer. — In Neustrelitz verstarb mit 80 Jahren der alte Caroliner Kaufmann Richard Wagner. Nachdem er 1896 das damalige „Einjährige“ erreicht hatte, verließ er die Schule, um Kaufmann zu werden und das alte väterliche Geschäft am Markt zu übernehmen. Richard Wagner blieb sein Leben lang nicht nur ein treuer Anhänger seiner alten Schule, sondern machte sich auch durch Mitarbeit im Rahmen der Stadt und der Kirche verdient. Er genoß durch die Werte seines Charakters, durch sein objektives Urteil und seine Zuverlässigkeit ein hohes Ansehen in Stadt und Land. Vor wenigen Jahren noch stiftete er die neue Kirchenglocke in der Stadtkirche. Seine vier Söhne wurden ebenfalls Caroliner. — Hans Joachim Diederichs-Cammin ist seit 1945 vermißt. — Frau Diederichs-Cammin ist 1950 gestorben. — Landgerichtsdirektor Dr. Beese, Berlin, starb nach Entlassung aus dreijähriger Haft 1949 an einem Herzleiden. — Justizinspektor Hanc starb 1948 in der Haft. — Herbert Sander (Abitur 1941) ist gefallen. — Nach einem arbeitsreichen Leben, das allein in dem Sorgen für andere seine Erfüllung fand, verschied im Alter von 60 Jahren Luise Müller geb. Behrens, die Gattin des früheren Besitzers des Hotels Reichshof in Neustrelitz, Karl Müller. Ihre letzte große Freude war die nur wenige Wochen vor ihrem Tode vollzogene Vermählung

ihrer Tochter Christa. — Dr. med. H u g o H a m a n n beklagt den Tod seiner Gattin. — Am 24. April d. J. verstarb nach kurzer Krankheit A n g e l a O v e r m e y e r, geb. Kalkschmidt. Wieder ist eine Gestalt aus unserer Mitte geschieden, mit der sich für manche von uns viele liebe Jugenderinnerungen verbinden, an Schülerbälle und Studentenfeste, an Ausflüge und Feiern im häuslichen Kreis. Ein feiner und edler Mensch ging mit Angela Overmeyer dahin, der durch sein Dasein allein Schönheit in das Leben trug. — J o h a n n a B u r g h a r d geb. Hamann verstarb am 6. Nov. 1958 in Berlin-Friedenau, 67 Jahre alt. — Ilse Burghard geb. Jacobowsky starb nach Richard Wagner, wurde am 2. 3. 1943 bei Bogoridschnoje in Rußland als Leutnant schwer verwundet und starb in der Nacht darauf, 26 Jahre alt. —

Nachruf

In Herten in Westfalen verstarb am 23. März d. Js. im Alter von 56 Jahren unser ehemaliger Mitschüler Fritz Stutz. Sein Schulweg führte ihn bis zur Obersekundarreife. Viele alte Realschüler werden sich seiner noch erinnern.

Professor Göbeler, unser lieber „Klüter“, verzweifelte oft über Stutzens Dickhädel. Aber in diesem äußerlich großen und behäbigen Kopf steckte eine urwüchsige Musikalität. In seinem landschaftlich zwischen Havel, Seen und weiten Wäldern einzigartig gelegenen Heimatdorf, wo Fritz Stutz das väterliche Erbe übernommen hatte, fand er immer wieder die Muße, sich seinem geliebten Klavierspiel zu widmen. Dann öffnete er zuweilen das Fenster und ließ die Melodien und Akkorde weit über den Dorfbrink schallen, und so manches Mal riefen ihm von draußen die Nachbarn zu: „Fritzing, späl noch mihr!“ — — — Die Ereignisse nach 1945 trafen ihn schwer. Verlust des Besitzes, lange Haft und Lagerleben, Arbeitslosigkeit waren seine Leidenstationen. Hinzu kam die Sorge um die kinderreiche Familie. Wenige Tage vor seinem Herztode schrieb er noch: „— — — und wann werden wir zurückkommen?“

Wir alle, die ihn kannten, gedenken seiner und meinen die Lieder und Märsche zu hören, die er uns so oft vorspielte. Doch Fritzing „spält nich mihr“. H.

Aus Briefen

Ortrud Otto geb. Lüdecke: Mit welcher Freude erinnere ich mich an die Einstudierung und Aufführung unseres „Winterabends in einem Meckl. Bauernhause“. Man erlebt alles noch einmal und glaubt wieder jung zu sein. — M a r g a r e t e A r n d t: Am 1. Mai 1905 zogen wir nach Neustrelitz und am 2. Mai lernte ich in der ersten Tanzstunde bei Baumast meinen Mann kennen (den späteren Dr. med. Arndt). — Dr. A d o l f B u t t e r m a n n: Am 1. Oktober 1958 konnte ich als 80jähriger den Tag begehen, an dem ich vor 50 Jahren meine Klinik selbst gegründet habe. Von meinen Klassenkameraden und Conabiturienten scheint niemand mehr zu leben: wenn nicht Tüter Meyn, später Dr. jur. und Bürgermeister in Heide/Holstein noch am Leben ist. [Ist gestorben, die Schr.] P e t e r B r u n s w i g und W a l t e r S a u t e r waren die Begabtesten in unserer Klasse. [B's Conabiturienten Ostern 1907 waren: Fritz Schultze, August Gundlach, Walter Sauter, Peter Brunswig, Max Ludwig, Friedrich Suhr, Wilhelm Meyn, Gustav Buttermann.] — G e r h a r d M a e h l: Abitur 1931, 6 Sem. Studium in Hamburg und Wien, später in den Hamburger Schuldienst berufen. Nach Verwundung 1945 ins Lazarett Neustrelitz. 1946 wieder von der Hamburger Schulbehörde angefordert. — H a n s S e e b e r g: Maria Merck aus Darmstadt, die alle großen Ferien bei ihrer Tante Frau Pastor Bachmann, Bahnhofstraße, zu Besuch war, ist nach einem Autounfall gestorben. Ihr Bru-

der, der Mann von Gerda Merck geb. Schüder, ist gefallen. — Dr. E. Heyn: Die Hefte der C. Z. sind von meinem Schreibtisch noch gar nicht verschwunden. Wie ausgezeichnet sind in Nr. 27 die Beiträge von Dr. Oskar Haffer, Urbahn, den Gebrüdern Brunswig, um nur einige zu nennen. Das Schönste und Beste aber in dem „Carolinum“ ist nicht gedruckt und nicht zu lesen, es ist das unsichtbare Band, das West und Ost fernab vom Streit der Politik so beispielhaft zusammenhält. — Dr. Wilhelm Herrmann: Nr. 25/26 enthält den ausgezeichneten Aufsatz von Dr. Rosenthal über Thomas Mann, den ich immer wieder zur Hand nehme. — Dr. Hans Friedrichs: Ich erinnere mich genau und sehr gern an die Morgenfeiern am Montag, an die Musikstunden bei Herrn Krietsch und an die Kunsterziehung von Herrn Wellhausen. Das Schicksal von Herrn Wellhausen hat mich sehr erschüttert. ... Nach Kriegsende war ich zunächst als Buchhalter und Dolmetscher tätig. Von 1948 bis 1951 studierte ich in Göttingen Volkswirtschaft, ging nach dem Staatsexamen nach Düsseldorf und promovierte nach zwei weiteren Semestern an der Wirtschaftshochschule in Mannheim zum Dr. rer. pol. magna cum laude. Seit 4½ Jahren bin ich verheiratet. — Martha Magnus: Als Fröhnatur geboren, läßt man sich vom Schicksal nicht niederdrücken, und die 47 so glücklichen Jahre im gesegneten Mecklenburg überstrahlen mein heutiges Dasein. — Hans Werner Kamberg (Paris): Wenn auch meine eigentliche Schulzeit in Neustrelitz nur von kurzer Dauer war, so betrachte ich doch diese Stadt als meine zweite Heimat. Ich habe nicht nur meine Kindheit, sondern auch fast alle meine Ferien dort verbracht im Hause der Schwester meiner Mutter, Tiergartenstr. 19b. —

O. Vorbeck:

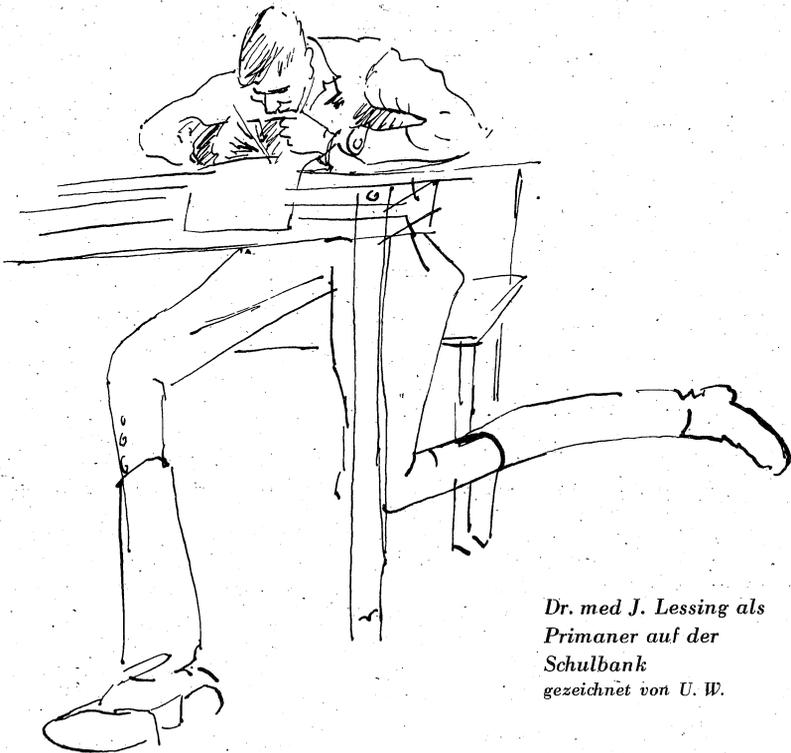
Wenn Vattung Stecher so vertellt,
denn steht uns schöne olle Welt
so hell vör mine Ogen dor;
denn ward dat Hart mi doch so swor,
wil ehr dat nu ganz anners let,
blot dat man de Erinnerung het. —
Un Schnurz un Peter, de Bambusen,
seh ick de Brookstrat runnersusen
(De Krewt in de Matrosenblusen).

Charlotte Rochna: Mit großem Interesse las ich den Brief von Dr. Rosenthal über Thomas Mann, ja sogar mit einem gewissen Stolz, denn Fritz Rosenthal war ein Lieblingsschüler meines Mannes. Könnten Sie ihn nicht öfter zu einem Artikel für das „Carolinum“ auffordern? — Elisabeth Bergholtz: Mein Sohn Jürgen [aktiver Offizier] kämpfte in Polen, Frankreich, Italien. Hier war es ihm möglich, ebenso die Kunstschätze wie die herrliche Natur mit Freude in sich aufzunehmen. Dann ging er nach Afrika. Beim Durchbruch der Front bei Tobruk fiel er an der Spitze seiner Kompanie. Wir haben nie wieder von ihm gehört. — Klaus wurde 1939 mit seinem Schiff in Südamerika festgehalten, kam später nach Nordamerika ins Lager und dann nach Deutschland. Da er sich verpflichten mußte, nicht gegen die Amerikaner zu kämpfen, konnte er trotz seines Wunsches nicht zur Front. Dafür durfte er als einer der wenigen 1945 sofort wieder zur See fahren [er war See-Offizier] und konnte so auch meine Tochter Gisela, die seit 1932 in London lebt, besuchen. Nach wenigen Jahren starb er an schweren Leberblutungen. — Der Mann meiner jüngsten Tochter Juliane fiel am ersten Tage des Feldzuges gegen Sowjet-Rußland. — Maja Bodenstein geb. Heuck: Wir haben zwei kleine Töchter, Beate und Luise, die uns viel Freude bereiten. Dr. E. Urbahn: Auf Hermann Brunswig kann ich mich noch gut besinnen. Als er Abitur machte, schenkte er mir, dem Tertianer, eine Kiste voll Mecklenburgische Falter, die er als Junge gesammelt hatte. Als wir die eine dieser Arten im Sommer bei Gartz/Oder und in Müritzhof bei Waren mal wieder fingen, habe ich viel an B. gedacht. — Dr. G. Ballschmieter: Ich habe mich einer Magenoperation unterziehen müssen, die mich zwei Drittel dieses ja nicht ganz unwichtigen Organs gekostet hat. Die alten Kräfte sind nur langsam

im Wiederkommen. — Dr. Adolf Grobbeck: Wenn ich an die Schulzeit und unsere Lehrer zurückdenke, so muß ich ja bekennen, daß wir viel gelernt haben und es hat auch lange gesessen, aber wieviel plastischer hätte man z. B. das Altertum lieben und begreifen gelernt mit dem Lebensbild unseres Schliemanns vor Augen, der doch schon damals ein zwar viel umstrittener, aber doch weltberühmter Mann war und dabei ein Original von Mecklenburger durch und durch, ein fast grotesker Kerl in seinem Idealismus und Realismus zugleich. — Lieselotte Gresch geb. Bockholt: Mein Bruder Richard Bockholt [Realgymnasium], Jahrg. 1913, ist an einem der letzten Kriegstage — April 1945 — an der Westfront gefallen und liegt in Ibbenbüren, nahe der holländischen Grenze begraben. Mein Mann, der Lehrer Alfred Gresch, Bargensdorf bei Neubrandenburg, starb 1944 im Lazarett. Ich wurde Lehrerin. Von meinen vier Kindern ist der älteste Sohn schon als Arzt im Beruf. An meinen ehemaligen Musiklehrer Albert Krietsch erinnere ich mich gern, ebenso an unsern guten alten Landesbischof Tolzien, bei dem ich oft im Hause war. Unsere alten Lehrer mit Bob Praefcke an der Spitze haben uns eine sehr gute Schulbildung mitgegeben. — Hedi Friedrich: Mein Bruder Ludwig Scheel [schwer verwundet, beinamputiert] lebt mit Frau und drei Kindern in Berlin-Borsigwalde, kann aber seinen Beruf nur wenig ausüben. — Hans-Georg Gersonde: Ich gehörte als Kampfbeobachter bis zum bitteren Ende der Luftwaffe an. Meine Frau, Tochter und Schwiegermutter gingen 1945 in den Freitod. — Dr. med. Arthur Kusterko: zu S. 96 im „Carolinum“ Heft 27: Herbert Rathsack, dieser treffliche Mann, wurde seinerzeit von meiner Frau aufgenommen, während ich in englischen Diensten stand. — Anne-Liesel Gerlach: Auch mein Mann, kein geborener Mecklenburger, aber großer Reuter-Verehrer, liest das „Carolinum“ von Anfang bis zu Ende. ... Fritz Sump war lange in französischer Gefangenschaft, hat sich dort verheiratet. Jetzt ist er mit Frau und drei Jungen zurückgekehrt. — Dr. E. Urban: Die feine alte Verkehrskarte! Und der Vererbungsartikel mit Bezug auf Timofeeff-Ressowski, von dem ich mir mal Drosophila-Material schicken ließ, um dann damit ein feines Mendel-Praktikum mit einer sehr guten Oberprima aufzuziehen. — Dr. J. P. Lessing: Endlich sind die Klischees fertig [für die Bilder von Ulrich Wellhausen] und ich kann eine Zentnerlast von meiner Seele wälzen. ... Mecklenburg ist die Landschaft, die ich als die höchste im ganzen deutschen Vaterland schätze. — Dr. Rosenthal: Ich habe eigentliche Ferien nicht vorgesehen. Dies ist aber nicht etwa tragisch, denn ich habe schon von unserem Klima berichtet. Und in all den USA gibt es keinen Punkt mit einem besseren all year round Klima und — „oh, wie dank ich dem Himmel, daß ein Gärtchen mir zierlich als eigen gehört (Goethe 1790) — daher bietet mir jede Woche manche Stunde, von der ich mit Goethe sagen kann: Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen bestellt... Was braucht ein Gärtner zu reisen? — Doch diese Gartengebundenheit ist nicht für immer gedacht. Ich hoffe doch noch einmal, besuchsweise, den Atlantik zu queren. — Inge von Wiese: Interessiert hat mich natürlich sehr der Beitrag über Thomas Mann in Heft 25/26. — Ise v. Below: Sieghard hat sich nach Rückkehr aus der russischen Kriegsgefangenschaft dem Fernmeldewesen gewidmet... Ich habe erst als Arbeiterin, dann als Abteilungsleiterin in Wilhelmshaven gearbeitet. Wegen des rauen Nordseeklimas zogen wir zu unserem Sohn nach Nürnberg. Zum nächsten Marburg-Treffen hätten wir große Lust zu kommen. — Grete Jacobs geb. Christensen: Das Hamburger Treffen. Es war eine Freude, die Lebensuhr um 40 Jahre zurückzudrehen und sie dann so langsam absnurren zu lassen: Schicksale - Erfolge - Freud und Leid. — W. K.: Begeistert war ich von dem Artikel von Rosenthal über Thomas Mann, mit dem sich die C. Z. ein ganz besonderes Verdienst erworben hat und von dem ich annehme, daß oft um Nachdruckrecht gebeten werden wird... — Dr. P. Kühn: Vor kurzem stand ich wieder einmal in Lübeck vor dem Buddenbrookhaus und ließ im Geist die köstlichen Gestalten des Dichters kurze Revue passieren. Rosenthals Erinnerungen haben dies Bild nun wesentlich abgerundet. Solche literarischen Beiträge sind einmalig. — Ruth Kohlmeyer: Ich habe die C. Z. mindestens zweimal ganz durchgelesen und erwarte nun mit Sehnsucht das nächste

Heft. Für uns, die seit Jahren weit von der Heimat fort [Südafrika] leben, ist sie immer ein Ruhepunkt in der Hast und Eile des heutigen Lebens. — **Di etrich Gerlach**: Ich habe mit meiner Frau Ilse geb. Kranz [Enkelin von Ministerialrat Dr. Stein] und unseren vier Jungen (acht, sieben, vier und ein Jahr) unser selbst-entworfenes Eigenheim bezogen... Beim nächsten Carolinertreffen möchten wir unbedingt dabei sein. — **Dr. Hans Woydt**: Ich arbeite als Chirurg am evang.-luth. Diakonissenkrankenhaus... Von meiner Klasse sind leider nur noch drei Schüler übrig geblieben: Erich Krüger, Adolf Friedrich Riebel und ich. 1948 bestand ich das medizinische Staatsexamen in Hamburg, seit 1953 Facharzt für Chirurgie. Ich bin verheiratet und habe zwei Kinder. — **Kurt Friedrichs**: Bin Dipl.-Landwirt. 1943 zur Luftwaffe einberufen. Zu meinem Jahrgang gehören Aepinus, Fröhlich, Gramm, Kuhrt, Pape, Schenk, Zander-Karl, Ruhnke. — **Auguste Becker**: Mein ältester Bruder, Dr. Julius Becker, ist am 7. April 1944 als Studienrat in Rostock gestorben. Seine Frau folgte ihm bald; sein Sohn ist gefallen. Es lebt nur noch seine Tochter Lotte. Mein jüngerer Bruder Ulrich ist am 9. September 1929 an den Folgen einer Kriegsverletzung gestorben. Seine Frau lebt bei einer verheirateten Tochter in Neubrandenburg. — **Eva Toense** geb. Hauptmann: Wir führten die „Buernhochtid“ am 19. und 20. Oktober 1928 im Schützenhaus auf. Prof. Worsidlo war persönlich dabei. — **Hellmuth Braungartt**: Mein Vater verstarb, fern von allen Kindern 1945 am Hungertyphus. In meiner Klasse waren noch Geissler (Arztsohn) und Apel aus Teterow. Bei Forstmeister Bütow in Himmelpfort (Vater von Konter-Admiral Bütow) verlebten wir oft ein verlängertes, jägdlich betontes Wochenende. Auch an unsere Besuche bei den Eltern Lupi v. Maltzahn kann ich mich noch gut besinnen. Ich denke gern an die Oberlehrer Nahmmacher und Hinrichs und den prachtvollen Direktor Becker zurück, dessen von ihm mit seiner Frau geschriebenes Buch „Auf der Wildbahn“ ich geradezu verschlungen habe. — **Dr. Otto Bentzin**: Verließ 1901 mit Primareife das Realgymnasium. War bis 1957 als Kreisierarzt tätig. Fand manche bekannte Namen: Hermann Brunswig, Max v. Wussow, Robert Pehler. — **Dr. H. Stech**: Sowohl das Sonderheft Nr. 25/26 als auch die Nr. 27 rühren auf das wirksamste an unsere Empfindungen für die alte Heimat, die wir alle im Herzen tragen. Mehrere Autoren aus den beiden letzten Heften sind mir persönlich bekannt. Einigen von ihnen habe ich lange Zeit nahegestanden, so Dr. Peter Brunswig. Auch an Dr. Rosenthal, der mit meinem Bruder Wilhelm [jetzt Rechtsanwalt und Notar in Berlin] das Carolinum besuchte, habe ich eine lebhaftere Erinnerung, ebenso an den Primus dieser Klasse, Professor Stier, den Festredner auf der 150-Jahrfeier in Marburg. Hermann Flachs Erinnerungen an den Ziercker See und an die Meckl. Wasserstraße sind mir aus der Seele geschrieben; auch meine Anfänge im Wassersport, dem ich bis heute treu geblieben bin, liegen auf dem „mare nostrum“, wie wir Aktiven von 1921—1925 im Schüler-Ruderklub den Ziercker See immer nannten. [1934 wurden die Schülervereine von höherer Seite verboten. Wir Pädagogen wußten um den Wert dieser seit Jahrzehnten von der Schule erlaubten und gepflegten Gruppen. Wir begegneten diesem Eingriff in die beste Tradition der Schule dadurch, daß ich im Einverständnis mit dem Kollegium die Vereine, soweit es möglich war, in Riegen umwandelte, die dann ein Bestand der Schule selbst wurden: Turnriege (unter Studienrat Pfeil und Assessor Dahncke), Ruderriege (unter zwei jungen Assessoren, die speziell im Rudersport ausgebildet waren). Mancher wird sich an die vorzüglichen Leistungen erinnern. Ich nenne Friedrich Franz von Maltzahn, einen der hervorragendsten Turner. Zu unserer Zeit war Joachim Schultz-Vorheide — gefallen als Artillerieleutnant im 1. Weltkrieg — der beste Turner des Carolinums. — Der Musikzirkel wurde als Orchester junger und alter Caroliner Albert Krietsch unterstellt und gab eine Reihe ausgezeichnete Konzerte. P.] — **Mieken Zyenda** geb. Lindstaedt: Mein Bruder Heinrich Lindstaedt lebt seit über 30 Jahren in Brasilien. Als er vor 5 Jahren mit seiner Frau (Deutsch-Brasilianerin) in Deutschland war, hat er seinen Klassenkameraden Werner Starke besucht und ich meine auch Herrn Dr. Hordorff. — **Gerhard Beckstroem**: Wir brauchen in unserer unruhigen, schnellebigen Zeit mit ihrer Überbewertung der Technik die Besinnung auf

die kulturellen Werte und die Tradition. Daher bringt mir jedes Heft des „Carolinum“ nicht nur liebe Erinnerungen, sondern auch eine große innere Freude. — Joh. Köhler: Über jedes Lob erhaben ist der wundervolle, geradezu klassische Artikel Rosenthals [C. Z. 25/26], den ich heute in einer stillen Stunde gelesen habe. Das ist Größe. Das ist humanitas. — Dr. Fuß: Ganz besonders haben mich die Erinnerungen des Dr. Rosenthal an Thomas Mann interessiert. Daß ein Dr. R. entscheidend dazu beigetragen hat, die unklare Erkrankung, von der Th. Mann damals befallen war, richtig zu deuten, war mir aus Th. M.'s Buch „Die Entstehung des Dr. Faustus“ schon bekannt. Aber daß dieser offenbar tüchtige Arzt ein Neustrelitzer war, das war mir neu. — Dr. H. Hamann: grüßt die alten Caroliner, die ihn noch kennen und dankt für die Teilnahme beim Heimgang seiner Frau. —



*Dr. med J. Lessing als
Primaner auf der
Schulbank
gezeichnet von U. W.*

*Josephus in der Spillebank
J R P*

Adressenänderungen und -berichtigungen

- Tramm, Günter, Regierungsbaurat, Köln, Hansaring 98a b. Neufeld
Magnus, Frau Martha, Goslar, Claustorwall 34
Frevert-Niedermeyn, Sigrid, geb. Kühl, Paderborn, Busdorfmaner 20
Hassan, Alfred, Finanzinspektor, Hannover, Meterstraße 9
Pagel, Günther, Dr. jur., Regierungsrat, Bonn, Argelander Allee 175
Möckel, Christa geb. Müller, Wuppertal-Barmen, Ringelstraße 17
Grüder, Gerhard, Stuttgart-Bad Cannstatt, Burkhardtstraße 69
Post, Dietrich, Dipl. Chemiker, Darmstadt-Arheilgen, Frankfurter Landstraße 131
Hagedorn, Gertrud, geb. Pless, Moers-Hülsdonk, Am Jostenhof, Kiesbaggerei
Bergmann, Friedr. Wilh., Ludwigsburg-Eglisheim, Neue Weingärten 15
Zahl, Paul, Ratingen, Fichtestraße 8
Seidel, Rudolf, Berlin-Lichtenrade, Cäcilienstraße 14
Prütz, Walter, Dr. jur., Rechtsanwalt, Berlin-Charlottenburg, Otto-Suhr-Allee 56
Tel. 34 51 20
Reinecke, Elisabeth, geb. Prütz, Berlin-Charlottenburg, Otto-Suhr-Allee 56
Tel. 34 51 20
Kirchner, Frau Christa, Berlin-Lankwitz, Am Gemeindepark 16 VII, Tel. 73 07 16
Dörband, Erika, geb. Pautzke, Hamburg
v. Pachelbel-Gehag, Freiherr, Karl Georg, London
Krüger, Erich, Bayreuth, Heinrich-Schütz-Straße 19
Reymer, Martha, geb. Seidel, Berlin-Charlottenburg, Kuno-Fischer-Straße 17 II
Koch, Erika, geb. Sturm, Berlin-Friedenau, Südwestkorso 74
Stolze, Neithard, Referendar am Oberlandesgericht, Hamm, Mozartstraße 3
Haverkamp, Ilse, geb. Sterley, Wiesbaden, Victoriastraße 25
Hagemann, Gertrud, geb. Würst, Lüneburg, Auf der Höhe 4
Schütte, Gundula, geb. Kerstenhan, Frankfurt/Main, Eschersheimer Landstr. 258
v. Eckardt, Peter, Unterlindau 20a
Wagner, Herbert, Nürnberg, Schlüsselstraße 8
Krage, Otto, Schnakenbeck über Lauenburg, Schl.-Holst.
v. Mettenheim, Waltraut-Maria, geb. Bronsart v. Schellendorf, Eisbergen über
Minden
Oberschulte, Helga, geb. Kurtztisch, Dortmund-Lücklemburg, Rotgerweg 19
Feilke, Karl-Heinz, Dalheim, Krs. Erkelenz, Philosophenweg 10
Feilke, Gertrud, geb. Pfeil, Dalheim, Krs. Erkelenz, Philosophenweg 10

Versichtlich in Heft 28 nicht aufgeführte Adressen

- Hardt, Hilmar, Dr. med. dent., Karlsruhe, Mathystraße 32
Zander, Margarete, Freiburg/Br., Lorettostraße 20, (Schwester v. Hildegard
Wegener, geb. Zander)
Wesemann, Fritz, Studienrat a. D., 24 b, Büdelsdorf b. Rendsb., Neue Dorfstr. 101
Krüger, Rudolf, 22a, Düsseldorf, Ahnfeldstraße 51
Becker, Hildegard, Leverkusen-Wiesdorf, Dönhoffstraße 92

Neue Anschriften (seit 12. März 1959)

- Behrendt, Hans, Kaufmann, Lübeck-Schlutup, Mecklenburger Straße 75
Merten, Frau v. Landw.-Rat Merten, Hannover, Hindenburgstraße 8
Kallus, Hanna-Maria, geb. Gotsmann, Sängerin, Berlin-Steglitz, Albrechtstraße 74
Ephraïmson, Frau Margarete, 5 Beechcroft Court, Beechcroft avenue,
London NW 11
Rietz, Liesel, geb. Klemm, Hannover, Dieckmannstraße 8

Stengel, Karl-Heinz, Rechtsanwalt (Sozius v. RA. Wilh. Stech) Berlin-Charlottenburg, Wielandstraße 18
 Stoppel, Joachim, Amtsrat, Berlin-Dahlem, Spilstraße 2
 Prohl, Mrs. H. L., geb. Behrendt, 491 Larchmont Ave., Utica, N. Y., USA
 Ysenburg, Prinzessin Sigrid, Büdingen/Hessen, Am Hain, Haus Alfred
 v. Edelhaimb, Hannelore, geb. Westphal, Wien VIII, Bennogasse 9
 Giese, Hans-Heinrich, über Dieter Giese, Frankfurt-Rödelheim
 Schmidt, H., Frankfurt/Main, Tel. 4 31 39
 Holldorf, Heide, Canada, Vancouver, über Oberförster W. Holldorf
 Rajewski, Ilse, geb. Honnen, Bd. Zwischenbahn, Oldenburg, Königsberger Str. 17
 Honnen, Gisela, USA, über Ilse Rajewski
 Lütjens, Gisela, geb. Narjes, Soltau, Hotel Stadt Bremen
 Reinke, Gerhard, 224 Berkeley Ave. Bloomfield, New Jersey, USA
 Blank, Erna, geb. Unmack, Hohenlimburg, Hermann-Löns-Weg 6
 Meyer, Paul, Studienrat, Berlin-Fegelort, Mollkestraße 23a
 Finger, Christa, Wiesbaden-Biebrich, Rheinblickstraße 6
 Hellweg, Irma, geb. Westphal, Dr. med., Hannover, Vahrenwalder Straße 67,
 Tel. 66 90 76
 Holst, Elisabeth, geb. Pape (früher Roggentin), Geesthacht, Steinstraße 45
 v. Arnswaldt, Hermann, Isenhagen-Süd über Hannover, Am Fasanenbusch 1
 Meier, Dietlind, geb. Kurtzisch, Deckbergen über Rinteln
 Hufenbach, Sigrid, geb. Kurtzisch, Ludwigshafen/Rhein
 Orth, Hildegard, geb. Radtke, Freiburg/Br., Sternwaldstraße 19
 Wendt, Anneliese, geb. Heller, Nieder-Ramstadt b. Darmstadt, Heime, Station 5
 Dannemann, verw. Wendt, geb. Stein, Hundsmühlen (Oldb.)
 Spennemann, Charlotte, Speyer (Rhein), Albert-Schweitzer-Straße 2

Wer kennt die Anschriften oder weiß etwas von ihnen?

Hans Behncke, Hartwig Diesing (Woldegk), Hans Friedrich (Ellerholz), Christian Haase, Horst Jahncke, Erich Maack (Bredenfelde), Joachim Werthen, Hans Reinke, Heinz Streitenfeld (zuletzt Kapt.-Leutnant d. R.), Winfried Schultz, Ludwig Brodthagen, Karl Heinz Deppe, Alfred Dietrich, Karl August Drigert (Fürstenberg), Herbert Hahn (Wesenberg), Gerhard Mülling, Wolfgang Müller (Prillwitz), Friedrich Wilhelm Schenk (Mirow), Gerhard Schönfeld, Günter Blänkenburg, Hans Dörnbrack, Heinz Frenz, Helmut Müller, Karl Ernst Roewer, Joachim Sump, Adolf Thieke, die beiden Brüder Gehring (der eine zuletzt Major im Inf.-Regt. 48, der andere Luftwaffenoffizier), Wolfgang Strohkirch, Helmut Fratz, Apotheker (Abitur 1922), Werner Klatten (Abitur Rg. 1923), Gustav Kumm (Fürstenberg), Studienrat Dr. Vorbeck (zuletzt Offizier im Felde), Willi Schwabe, Hans Schwabe, Alfred Schwabe (Vater der drei war der Inhaber des Pianogeschäfts in Neustrelitz, später Frankfurt an der Oder), Hans Büttner (Pastor), Otto Büttner (Postbeamter).

Unbekannt verzogen

Peter v. Eckardt; Siegfried Tesch; Wend Wendland; Georg v. Taube; Hans-Joachim Ballschmieter; Charlotte Bredner; Dr. Herbert Koch; Hildegard Schönemann; Reg.-Rat Rudolf Mohncke; Lisbeth Hochbaum; Ernst Klingenberg; Klaus Brückner; Viktor Lang; Dr. H. A. Lorentz; Heinrich Hanck; Ilse Lücke; St. R. Ludwig Schulz; Wolf Hecker; Carl-Friedrich Vahrenkamp. — Wer kann helfen?



Bücher

Im Verlag Gebr. Mann-Berlin ist nun auch der 2. Band von Ernst Meyer: Heinrich Schliemann, Briefwechsel, erschienen. Er umfaßt die Jahre 1875—1890. 488 Seiten mit 16 Kunstdrucktafeln. Ganzleinen DM 35,—. Er enthält die Epoche, in der Rudolf Virchow und Wilhelm Dörpfeld entscheidenden Einfluß auf die Methodik von Sch.'s Forschungen nehmen. — Von Werner Klose ist im Hans-Bredow-Institut für Rundfunk und Fernsehen an der Universität Hamburg das Buch erschienen: „Das Hörspiel im Unterricht“. 116 S. DM 7,50. — Die „Deutsche Geschichte“ von Hans Erich Stier, Münster, ist vor kurzem in 2. Auflage herausgekommen.

Deutsche Geschichte — Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt a. M., 1064 S., 36 DM. — Alle alten Caroliner, vor allem diejenigen, die Gelegenheit hatten, Prof. Stiers Festrede in der Aula des Philipps-Universität Marburg bei der Jubiläumsfeier 1956 zu hören, (vgl. C. Z. Nr. 21/22), werden mit großem Interesse seinen immer fesselnden, oft eigenwilligen Gedankengängen in diesem Buche folgen. Seine stets in die Tiefe gehende Art, seine restlose Beherrschung der Materie und sein brillanter Stil sichern ihm eine weit über den Kreis der Fachleute hinausgehende Leserschaft. Hierzu kommt, daß Hans Erich Stier — wohl als einer der ersten Historiker — es gewagt hat, sein Werk bis in die allerneueste Zeit durchzuführen. Wir wissen, welcher Mut dazu gehört, gerade in unserer in den Fugen erschütterten, gärenden Welt. Dafür danken wir ihm besonders. Sein Buch „Roms Aufstieg zur Weltmacht und die griechische Welt“ ist 1957 als H. 11 der Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft Forschung im Lande Nordrhein-Westfalen im Westdeutschen Verlag Köln und Opladen erschienen. — Die durch eine Reihe von Büchern, in erster Linie durch Jugendschriften, uns schon bekannte Schriftstellerin Inge von Wiese (Schwester unseres im letzten Weltkriege gebliebenen Caroliners Hans Christoph v. W.) erfreut uns, besonders die Eltern heranwachsender Kinder, mit dem Buch „Am Hang Nr. 8“ Verlag Herder, Freiburg. 236 S., 7,20 DM (vgl. auch C. Z. Nr. 25/26, S. 39 ff.). — In 2. Auflage (11.—20. Tausend) wurde vom Petermännken-Verlag Schwerin. Edmund Schroeders „Mein Mecklenburger Land“ herausgegeben. 399 S. — In behaglichem Plauderton geschrieben zeugt das Buch nicht allein von tiefer Liebe zu unserer mecklenburgischen Heimat, sondern auch von einer Sachkenntnis, die nur durch langes ernstes Studium und persönliche Erwanderung der mecklenburgischen Landschaft mit ihren 650 Seen und den herrlichen Wäldern erworben werden kann. — Wer das mit schönen Federzeichnungen (von Karl Hennemann) versehene, in Leinen gebundene und gut gedruckte Buch hier nicht erlangen kann, dem empfehlen wir, sich an die Buchhandlung Annalise Wagner, Neustrelitz, Gutenbergstraße 3, zu wenden. —

Verschiedenes

Der Herausgeber des „Carolinums“ hatte auf einer Italienfahrt die Freude, drei alte Schüler zu begrüßen und einige frohe erinnerungsreiche Stunden mit ihnen zu verbringen: in Rom Schwester Maria Ambrosi (Margarete Scheuch), in Bozen Heinz Schondorf und Ruth de Terzi-Breich, geb. Hoffmann. Alle drei lassen ihre alten Lehrer und Mitschüler herzlich grüßen, Maria Ambrosi besonders Studienrat Nahmmacher. — Gerhard Reinke, USA, (Kriegsabitur 1941) läßt alle alten Caroliner herzlich grüßen. Er war bis 1945 Seeoffizier in der Kriegsmarine, beendete 1951 sein Studium als Bauingenieur in Berlin. Seit Sommer 1955 in USA. Er ist verheiratet und hat eine Tochter und einen Sohn. —

Die Hauptstadt des Landes Niedersachsen Hannover hat um regelmäßige Belieferung ihrer Stadtbibliothek mit dem „Carolinum“ gebeten. — Consul I. Kl. Otto E. Heipertz und Frau Regina übersandten der Carolinerschaft aus Kapstadt herzliche Glückwünsche zum Neuen Jahr. Wir danken und erwidern die Wünsche herz-

lich. — Studienrat Dr. Pinnow, Ludwigshafen, leitete im Auftrage der Mannheimer Theatergemeinde eine achttägige vorzüglich organisierte Gesellschaftsreise nach Wien, an der auch Dieter Müller und seine Mutter teilnahmen. Drei der ersten Wiener Theater wurden besucht. — Heft 27, S. 64 müssen die Daten unter dem Bild von Gauß lauten (1777—1855). — Von einem Neustrelitzer Treffen in Wiesbaden sandten Grüße: Inga Brunswig, Rut Roth geb. Tolzien, Sophie Luise Thiel, Lotte Frentz, E. Neumann, Gisela Brunswig, G. Schütte geb. Kerstenhahn, Dörthe v. Bergen geb. Jerchel, Sigrid Sellerbeck (v. Engel), Harald Sellerbeck, Christian Brunswig, M. Neumann, Mieke Schreiber geb. Froelich, Heino Dieckmann, Hanna Dieckmann, Peter Brunswig, Klara Ludewig, Ilse Haverkamp-Sterley, Kurt Frese. — Professor Dr. Edwin Fischer, der seit seiner Jugend immer wieder nach Neustrelitz kam, um die Neustrelitzer mit seiner Kunst zu erfreuen, weilt, wie er mitteilt, zur Kur in Wiesbaden. Wir wünschen ihm von Herzen volle Wiederherstellung. — Die Witwe von Pastor Hoth ist jetzt im Altersheim „Hohe Lanke“ untergebracht. Sie lag nach einem Schlaganfall längere Zeit im Carolinenstift. — Studienrat i. R. W. Kirchner mußte wegen eines doppelten Armbruches mehrere Wochen im Carolinenstift zubringen. — Oberstudienrat a. D. Dr. Hans Stichel feierte mit seinen Conabiturienten das goldene Abitur. Von 45 leben noch 18. Davon kamen 13. — Unser alter Caroliner Tierarzt Roewer befindet sich auf dem Wege der Besserung, muß aber noch eine Zeit in der Lungenheilstätte verbleiben. Seine Tochter studiert Slavistik in Berlin. — Rudolf Ladewig (Abitur 1939) hat 1956 in Marburg keinen seiner Schulkameraden angetroffen und freute sich umso mehr, als brieflich nach ihm gefragt wurde. Auch Harald Banse fand sich zu unserem Bedauern ziemlich allein. Wir empfehlen daher dringend, sich vor dem 2. Marburger Treffen an Hand der großen Anschriftenliste mit einem oder dem anderen alten Freunde in Verbindung zu setzen. — Die Deutsche Bibliothek in Frankfurt am Main möchte gern den ganzen Bestand der C. Z. haben. Wer besitzt noch alte Hefte und ist bereit, sie abzugeben. — Anfrage aus der Carolinerschaft: Wer weiß etwas von Karl Bruchmüller und Siegfried Ortmann? Wo kann man etwas über die Bücher von Hans Much erfahren? — Anfrage Dr. Fritz Hagemann: Wer weiß etwas über meinen Klassenkameraden Wolf Dietrich von Schleinitz, Caroliner in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg. Sein Vater (damals Kompanie-Chef der 8./89) soll später in Blankenburg gewohnt haben. —

Die Beiträge von Professor H. E. Stier, Münster, und Professor Wedepohl, Berlin, mußten verschoben werden. — Folgende Druckfehler in Heft 28 sind zu berichtigen: S. 9 Z. 7 v. u.: Gelährten; S. 9 Z. 5 v. u.: Nurten (= wunderliche Besonderheiten); S. 11 Z. 14 v. u.: dull statt dupp; S. 18 Z. 7 v. u.: Eibenbaum statt Eichenbaum.

Wir geben dem folgenden Brief gern Raum, der uns das schwere Leben und tragische Geschick wie auch die Herzensgüte der Mutter unserer beiden Caroliner Hans-Christoph und Ernst-Viktor Klingenberg und ihren Schwestern noch einmal vor Augen führt.

Traurige Heimkehr nach Neustrelitz

Am 26. Dezember 1958 ging unsere geliebte Mutter, Frau Eva Klingenberg geb. Siehl für immer von uns. Sie hatte 2 $\frac{1}{2}$ Jahre vor ihrem Tode eine schwere Operation, von der sie sich nie so ganz erholen konnte. Im Laufe des letzten Jahres kamen dann andere Leiden hinzu, so daß sie Mitte Dezember 1958 nach Bad Homburg ins Krankenhaus kam. Trotz aller Befürchtungen um ihr Leben, kam doch der plötzliche Tod unvorbereitet und unerwartet und traf uns, ihre vier Kinder, ihre alte Mutter in Neustrelitz und alle Verwandten und Freunde, die sie so sehr liebten und verehrten, mit seiner vollen, unerbittlichen Härte. Ihr Tod hinterläßt eine große Lücke, und alle, die sie kannten, trauern um sie.

Als Eva Siehl wurde sie am 10. Mai 1905 in Neustrelitz geboren und besuchte dort die damalige Höhere Töchterschule. Schon im Alter von 15 Jahren, als sie noch im letzten Schuljahr war, verlobte sie sich mit Ernst Klingenberg, der damals Staatsanwalt in Neustrelitz war. Als sie 17 Jahre alt war, heiratete sie, und mit 19 Jahren hielt sie ihr erstes Kind, eine Tochter, in den Armen. Sie verlebte die ersten, glücklichen Jahre ihrer Ehe in Feldberg/Mecklenburg, bis unser Vater nach Neustrelitz versetzt wurde als Landgerichtsrat. Im Jahre 1931, sechs Wochen nach der Geburt ihres vierten Kindes, und an ihrem 26. Geburtstag, entriß ein plötzlicher Tod ihr den geliebten Mann. Seitdem hat sie die volle Verantwortung für die Erziehung ihrer vier Kinder allein getragen. Und es ist ihr in vollstem Maße gelungen, unser Leben und unsere Erziehung so zu gestalten, als hätte unser Vater gelebt. Ihr Haus und Herz waren nicht nur für ihre eigenen Kinder immer offen, sondern auch für alle unsere Freunde. So lebte z. B. Gundel Kerstenhann wie eine Tochter bei uns, als ihr Vater im Felde war. So kam Hartwig Klempien, der seine Mutter verloren hatte, zu uns, so kamen Gisela und Helmut Jacques zu uns, um bei uns zu übernachten, wenn wir das Theater besuchten, und so lebte Dieter Giese einen Winter lang bei uns, als er nach dem Kriege keine Fahrmöglichkeit von Alt-Strelitz nach Neu-Strelitz zur Schule hatte.

Dann kam das Ende des Krieges mit dem Zusammenbruch ihrer Welt, der damit begann, daß wir unsere Wohnung mit allen Sachen aufgeben mußten. Zehn Jahre lang hat es dann gedauert, bis unsere Mutter wieder eine eigene Wohnung hatte, eine sehr schöne Wohnung in Frankfurt/Main, Leerbach Straße 28. Endlich waren die schweren Nachkriegsfolgen überwunden und hatte sie wieder festen Fuß gefaßt, und gerade dann griff der Tod nach ihr. Die schweren und entbehrungsreichen Jahre nach dem Kriege und die Sehnsucht nach ihren Kindern, von denen drei nach Kanada und später nach den USA ausgewanderten, hatten ihre Gesundheit untergraben.

Die Trauerfeier fand in Frankfurt statt, und es kamen sehr viele Verwandte und Freunde, um ihr die letzte Ehre zu erweisen.

Es war der letzte Wunsch unserer Mutter, eingäschert und nach Neustrelitz übergeführt zu werden, um an der Seite unseres Vaters beigesetzt zu werden. So geschah es dann, daß die sterblichen Überreste unserer geliebten Mutter am 27. Januar 1959 in Neustrelitz auf dem Hauptfriedhof beigesetzt wurden.

Unsere Mutter las die Caroliner Zeitung stets mit größtem Interesse und ermöglichte es auch uns in Detroit, sie zu bekommen. Ich möchte alle Freunde unserer Mutter, die auf diesem Wege von ihrem Tode erfahren, auf das Herzlichste grüßen.

Juliane Dichter geb. Klingenberg
Auch im Namen meiner Geschwister:
Eva Krebs geb. Klingenberg
Hans-Christoph Klingenberg
Ernst-Viktor Klingenberg

Detroit, den 12. März 1959
1365 Eastlawn
Detroit 15, Michigan, USA

Unser Mitarbeiter K. A. P. schreibt uns zu dem Artikel „Der Baumeister des Carolinums“:

Joh. Schondorf, Vater von Ministerialrat Schondorf, der eine Zeitlang Organist in Neubrandenburg war (bei Fritz Reuter „Jöching Lehndorf“) lebte in Güstrow. Sein Schwiegervater ist der Buchhändler Bünzlow, der Urgroßvater von Heinz Schondorf („Das Carolinum“ Nr. 27 S. 98). Joh. Schondorf ist bekannt als Komponist von „Lütt Matten de Has“ und war ein großer

Musiker. Auf eine Karte, die Professor Vick von der Domschule in Güstrow französisch an ihn nach Warnemünde richtete, schrieb er folgende Antwort:

Mon bien chéri,
Je suis ici
Noch immer höllschen gerne.
Mais mon argent,
En attendant
Ist futsch in weite Ferne.
C'est pourquoi
Je vous reçois
Am Ende dieser Woche,
Et samedi,
Le soir venu
An Keg'beins Tür ich poche.
Je vous salue,
Madame aussi,
Ich komme neugeboren,
Damit ich altes Skatgenie
Euch fasse bei den Ohren.
Votre
Déjà village.

Spendenliste (Stand vom April 1959)

Dr. G. W. Krüger 10 DM; H. Wesemann 10 DM; F. Wesemann 10 DM; Dr. F. Gößler 10,—; Dr. H. Pinnow 10 DM; W. Eger 50 DM; Dr. M. Rütz 10 DM; O. Blank 10 DM; H. Bütow 5 DM; Dr. H. Kröger 10 DM; E. v. Bonin 15 DM; Dr. J. Gerchow 5 DM; M. Brunswig 10 und 20 DM; M. v. Wussow 20 DM; S. Tesch 15 DM; E. Klingenberg 10 DM; E. Grohmann 2 DM; Dr. W. Demmler 2 DM; Dr. J. Hirschert 10 DM; H. Ferworn 5 DM; Ali Tarbiat 20 DM; H. Hittenkofer, Schweden, 10 DM; Fr. Hundt 2 DM; M. Rüggeberg 10 DM; Frau Prof. Much 10 DM; Dr. E. Meyer 10 DM; Viktor Praefke 5 DM; XY 10 DM; R. Henschke 15 DM; Strasen 1 DM; Fr. Honig 10 DM; Ch. Stier 20 DM; Dr. H. Peters 10 DM; K. O. Praefke 40 DM; Dr. H. Stech 10 DM; Dr. F. Lube 40 DM; Fr. Hintz 10 DM; H. H. Hansen 10 DM; Dr. F. Rosenthal 30 DM; M. Fandre 10 DM; Dr. A. Buttermann 10 DM; K. Drabsch 10 DM; W. Hollendorf 10 DM; W. Rust 10 DM; K. Malchow 10 DM; Dr. K. Narjes 14,20 DM; E. Gappe 10 DM; Dr. O. Krämer 10 DM; E. Stamer 2,50 DM; H. Gösler 5 DM; M. Kurtztisch 5 DM; G. Ott 10 DM; W. Rieck 20 DM; L. Dannemann verw. Wendt geb. Stein 10 DM; Ch. Rochna 10 DM; H. Rossow 5 DM; H. Steffen 30 DM; Ungenannt 100 DM.

Auf Vorstandsbeschuß werden denjenigen, die uns mitgeteilt haben, daß sie den Beitrag zur Zeit nicht bezahlen können, unsere Hefte kostenlos zugesandt.

Zu unseren Texten und Bildern

Gerd Tolzien, Sohn unseres alten hochverehrten Landesbischofs D. theol. T., wird vielen alten Carolinern noch bekannt sein, und die meisten Neustrelitzer werden das Buntfenster kennen, das er für die Neustrelitzer Stadtkirche geschaffen hat. Schon auf der Schule neigte er zur Kunst. —

Ilse Siemers entstammt einem mecklenburgischen Gutshause. Sie verbrachte manche Jahre in unserer schönen alten Universitätsstadt Rostock. Von früher Ju-

gend an zeigte sie schriftstellerische Begabung. U. a. entstand ein bisher unveröffentlichtes Versdrama „Esclarmonde.“ —

Dr. Tessin und Dr. Meltz kommen ebenfalls aus alten mecklenburgischen Familien. Dr. Meltz wandte sich nach 1945 seinen besonderen Interessen zu und wurde als Jurist Bibliothekar. Von beiden liegen eine Reihe von Veröffentlichungen auf dem Gebiet des Archiv- und Bibliothekswesens vor. —

Die Klischees von Marburg „Mühlentreppe“ und „Durchblick“ verdanken wir der Freundlichkeit der bekannten Verlagsbuchhandlung Elwert in Marburg, die übrigen Bilder der Güte des Leiters des Verkehrsamtes in Marburg. — Die Photographie des „Gekreuzigten“ von Barlach und den Barlachkopf stellte uns Dr. Ernst Meyer, Berlin, zur Verfügung. — Schloßkoppel, Krebssee und der Luzin stammen von Walter Knöfel, Lübeck. — Das Bild von Heinrich Schliemann mit seiner Gattin geb. Sophia Engastromenos, verdanken wir Frau Dr. Centurier, Hannover, deren Großvater die Photographie als persönliches Freundes-Geschenk von Heinrich Schliemann erhalten hat. — Die „Buernhochtid“ schickte uns Eva Toense geb. Hauptmann. Die Aufführung fand in Gegenwart des Verfassers Dr. Wossidlo statt. — Das Bild des Jubelpaares Cordua hat uns nach dem Hamburger Treffen, wo es aufgenommen wurde, Oberstudiendirektor Dr. H. Müller zugesandt. — Die Ober- und Unterprima stammen von Studienrat a. D. Walter Heinrichs. — Das Freundesbild der Obersekunda schickte Landwirtschaftsrat Ehrenfried Bahlcke. — Das Lehrerbild in Heft 28 wurde von Frau Hedwig Rathsack und auch von Fritz Honig, Münster, eingesandt. — Das Bild vom Marburger Treffen 1956 zeigt Studienrat Klempien mit zwei alten Schülern. —

Am 11. Januar 1259 wurde der Burgflecken Stargard, der sich aus einem Angerdorf entwickelt hatte, zur Stadt erhoben. Die Stadtverordnetenversammlung der Stadt Burg Stargard gedachte dieses Tages am 11. 1. 1959 in einer Festsitzung. Die offizielle Feier findet Ende Mai 1959 statt.

Unser alter Caroliner Archivrat Dr. Paul Steinmann hat jetzt die „Chronik der Stadt Burg Stargard“ geschrieben, die wir in mehreren Folgen veröffentlichen. Steinmann bringt das wichtigste aus der Landesgeschichte, schon im Interesse weiterer, in der Fremde lebender Kreise unserer Landsleute, die sonst keine Gelegenheit oder Hilfsmittel haben, etwas über die Vergangenheit unserer Heimat zu erfahren. — Die Arbeit ist das Ergebnis langjähriger und systematisch betriebener Forschungen in den Archiven Schwervins und dem ehemaligen Stargarder Stadtarchiv sowie im dortigen Pfarrarchiv. Von jeher hat St., wie wir wissen, vorgeschichtliche Studien getrieben. Er allein, möchten wir sagen, war der berufene Mann gerade zu dieser Arbeit. Hat er doch seine Jugendjahre bis zur Prima in Burg Stargard verbracht, schon als Quartaner begonnen, sich mit der Geschichte von Stadt und Burg ernsthaft zu beschäftigen und bereits mit 15 Jahren ein jungbronzezeitliches Urnenfeld am Hang der Burg angeschnitten. So war er durch Umwelt und Veranlagung, von frühester Jugend an, auf den Weg geschichtlichen Forschens geführt, wie wir in der C. Z. Nr. 23/24 S. 58 dargelegt haben. Seine noch lebenden Klassenkameraden Professor Dr. W. Westphal, Dr. med. Ernst Heyn, Oberstudiendirektor Dr. H. Müller, Zollrat Buhrow, Studienrat Heinrichs, Dr. med. dent. Grobbecker, Oberstudiendirektor Piehler und sein im 85. Lebensjahre stehender Geschichtslehrer in der Untertertia Studienrat Karl Nahmmacher werden sich beim Lesen der Chronik seiner und der alten Zeiten lebhaft erinnern.

Das Bild (Seite 98) vom Kollegium des Carolinums 1935 verdanken wir St. R. W. Kirchner. — Das Bild (Seite 115) der Untersekunda des Realgymnasiums wurde uns von Frau Liselotte Gresch, geb. Bockholdt, zur Verfügung gestellt.

Uns' plattdütsch Eck

Vörbimarkung

„Wer't mag, dei magt,
Un wer't nich mag,
Dei magt ja woll nich mägen.“

Nich blot Caroliners, ok „Butenminschen“, meist Meckelbörger ut Land ein un twei, sogor Pommeraner lesen dat „Carolinum“, alltauhopen plattdütsch Swestern un Bröder. Uns hartleiw Muddersprak möt hochholl'n warden; sei 's de beste Heimatkiitt unner uns all. So bringt dat „Carolinum“ von nu af, wenn sick dat inspelt 'ne plattdütsch Eck: *Hackmack mit Hoegels un Huchels* (vör de „Gälsnackers“ = Dörcheinanner, Mischmasch, so 'ne Ort Mangkakteten von wat Irnsthaftiges un wat tau'n Höegen un Hucheln). Dat sall dei Hauptsak sin; denn „Pyazzemakers“, seggt dei Volksmund, „sünd den'n Spöekenkiker sin Dod“. Wi bruken in dese bitterböse Tied Lustigmakers, dei dat farig bringen, uns dörch ehren Snack frischen Lebensmaud to geben un Sorgen un Molesten wenigstens vör 'ne korte Tied bisied tau setten. Uns Struß ut den'n güllen Kranz von lustig un lewig Vertellers, Dichtung un Wahrheit ward nich ümmer na Reseda un Lavendel rüken. So'n Original, tau'n Bispill, is nu mal kein sick bi jedwede Gelegenheit rot anstickende Jungfer, kein Pasturendochterer Salontiroler. Dat's 'n Minsch ut 't Volk, dei so red, as em sin Gurk wossen is, ümmer frisch von dei Lewer weg, Leiwling von dei Stratenbengels, von dei John Brinckmann seggt: „Jungs sünd Jungs, 'n Middelding twischen Ap un Minsch, so dat man nie nich weit, wo dei Ap uphürt un wo dei Minsch anfängt.“

Un nu ran an'n Baß un kein Bang! Nich jedwerein kann von dei Musen up beide Backen küßt sien. Uns stahn vör desen Deil blot wenig Drucksieden tau, also kort un bünning!! Vel Glück tau den'n Stapelopp von dat nige Schipp!

Dr. Paul Kühl.



Eine Untersekunda des Realgymnasiums

Vörbi

Von Paul Kühl

Eens weer dei Welt mi hell un schön,
Dunn, as ik noch so lütt;
As ik taugliek mit beide Been,
Rinsprüng in jede Pütt.

As mi dei Bäk, dei lütte Diek,
Noch See bedüden deer,
Un as ik in min Kinnerriek
Alleinig König weer.

Eens weer dei Welt mi noch so riek,
So bunting un so grot,
As ik mit Schnut un Mund taugliek
Den'n Honnig lickt von't Brot.

As mi dat Lachen noch un't Rohr'n
So dichtung seet tausam,
Un von den'n Boom in Nawers Gor'n
Ik ok min Deil mi nahm.

Eens weer de Dag so wunnerbor,
As ik 'n Jung noch weer,
Wenn ut dei Oogen mit dat Hoor
Min Vadder strieken deer.

Wat schient dei Sünn mi dunn so warm,
Wenn ik min Mudder seeg,
Un ik vull Kinnerleiw den'n Arm
Üm ehren Nacken slög!

Vörbi! — twors schient dei Sünn so klor
As dunn vör Johren mi,
Doch nich so warm, so wunnerbor;
De Tied is nu vörbi.

Denn eenmal is dei Minsch blot lütt,
Un grot is heit nahst ümmer;
Dröppt hei denn up dei Strat 'ne Pütt,
So geiht hei hübsch üm rümmer.

Muddersprak

Leiw Bröder an dei Waterkant,
Holt hoch, wat unverdorben!
Holt hoch uns' Sak,
Uns plattdüsch Sprak,
in dei uns Öllern storben;
In dei as Kind
Wi tagen sünd,
In dei uns Kinner lallen —
Uns lewe plattdüsch Muddersprak,
dei best un schönst von allen.

Rudolf Tarnow.

Besök

To abend, wenn dat schummern ward,
Denn krieg ick oft Besök.
De kloppt denn liesing an mien Hart,
striekt öwert Hoor mi week.
Dat is nen Gast, dé ümmer kümmt
un mi noch nie ded weh,
de sacht mi in'n Arm denn nimmt:
„Weetst noch, as dunn?“ seggt he.

Olga Vorbeck.

Ok noch wat von Kattenmichaelsch

As vör'n poor Wochen de Caroliner Zeitung tau'n irsten Mal bi mi ankem und ick dorin den Artikel von Hermann Warncke öwer Kattenmichaelsch lesen deer, föl mi ok noch 'ne Geschicht von ehr in. Dat heit, de Geschicht hannelt nich bloss von Kattenmichaelsch, se hannelt ok von minen Broder Friedrich und von Wolfgang Stech. Und dat wier nu so: Min Öllern wullen verreisen, und denn müsst immer „Tante Andress“ bi uns inhäuden. Sei wier de Erzieherin von min Mudder west und wahnte de letzten Johren in Nigenstrelitz und wier denn oft bi uns in'n Hus und hett uns dei Scholarbeiten afhürt und nahseihn. Sei wier siehr streng, sei wier ok siehr fromm, und wi müssten tom Bispill de biblischen Geschichten wörtlich utwennig liehren und uppseggen, so as dei in dat Religionsbook instahn deden. Dat is mi bet hütigen Dag tostatten kamen, denn nun kann ick vel ut de Bibel utwennig, und dat is gornich so schlicht. Na, as nun uns Öllern verreisten und „Tante Andress“ up uns uppasste, dor harr se uns abends to Bett bröcht und sett'te sick in uns Schlapstuw hen und leste de „Landeszeitung“. Und mit ein Mal seggt sei: „Was ist dies? Das ist ja ein Gedicht!“ Und denn leste se dat Gedicht vör, dat mit „Luise Michaelis“ unnerschrewen wier und von Kattenmichaelsch stammte. Se makte nämlich öfter sonne Gedichte und sett'te se mank de Anzeigen in de Zeitung. Und dit Mal beklagte se sick doräwer, dat böse Buben.ehr de Finsterschieben von ehr Wahnung inschmeten hadden, und beschrew nu mit ehrn Pegasus indringlich, wat för 'ne Bosheit dat doch wier. Also dat les' Tante Andress nü vör und wil min Broder Friedrich ehr

Paet und ehr Liebling wier, säd se to em: „Nicht wahr, Fieting, das würdest du doch niemals tun.“ Öwer Fieting verkröp sick unner de Deck und gew kein Antwort. Wie annern wüssten von nicks und dachten uns ok wieder nicks. Öwer denn kem de Sak doch rut, Fieting und Wolfgang Stech hadden de Finster inschmeten. Und dat kem vör „Fliesser“ Becker, und de ded dat Vernünftigst, wat he dauhn künn, he sett'ete sick mit de Vadders von de beiden Übeltäters in Verbinnung. De wir'n nu beid' bi de hoge Gerichtsbarkeit, de ein Rechtsanwalt und de anner Landgerichtsdirekter, und wat bleiw ehr öwrig, se müssten sick entsluten, de Sak, de ehr Sähns ehr inbrockt hadden, wedder in Ordnung to bringen. Ob dat nu to Hus wat sett't hett, weit ick nich, öwer dat weit ick, dat de beiden Herrèn sick eines Nahmiddags up den Weg makt hebben hen nah Kattenmichaelsch, de dunne ehr Wahnung irgendwo achter den Bahnhof harr. Dat wier ne richtige Bredderbaud. Nu wull'n de beiden Vadders nich giern persönlich in disse Baud rinnergahn, denn Kattenmichaelsch hadd, as Hermann Warncke all vertellt hett, allerlei Veihüts üm sick, und dat künn leicht passieren, dat man bi ehr Gesellschaft von sonne lütte Dierte kriegen künn, de einen anhüppen und denn steken un bieten. Uterdem hadden se woll da Gefühhl, dat se as de Herr Rechtsanwalt und as de Herr Landgerichtsdirekter nich in Kattenmichaelsch ehr Baud passen deden. Also stellten se sick ein En'n lang af von Kattenmichaelsch ehr Wahnung und repen so lud, as sei können: „Fräulein Michaelis, Fräulein Michaelis!“ — bet sei ruterkem. Und denn füm in einen goden Abstand de Verhandlung statt, de beiden Vadders entschuldigten sick wegen de Undat von ehr Sähns und frögen nah den Schaden, den'n se anricht't hadden. Dat ward nun woll nich ganz billig worden sind, äwer dor bleiw ja nu nicks wieder, as dat Geld to berappen. To Hus würd von diss Geschicht nicks seggt, bloss später hett uns Mudder männigmal dorvon vertell, und denn hebb'n wi uns all doräwer amüsiert, wo dat woll utseihn hett, as de beiden Herrn vör Kattenmichaelsch ehr Baud stünnen und se ruter röpen und mit ehr verhandeln müssten. —

Hans Heinrich Fölsch.



*Sechs Freunde aus der
Obersekunda 1910
(von links nach rechts)
Klüter Göbeler, Peter
Range, Hans Bütow,
Mucki Fölsch, Rudi
Bahlcke, Werner Stein*

Fischlänner Weigenleid

Suse, humsuse, wo bruset dei Wind
Um Katen un Kamer,
Um Mudder un Kind!

Slap, min lütt Kröning,
so kumm doch tau Rauh,
mak dine grallen Blagögings doch tau!

Bör Strampelbeinings nich in 'ne Höh!
Mudder spinnt, Möhmè druust,
Vadder 's up See.

Hüt nacht kem hei tau mi
So liesing in 'n Droom,
Bröcht di Goldappel
von 'n Druwappelboom.

Leiw Herrgott, biwohr uns
Vör Storm un Gebruus.
Denn kümmt ok uns Vadding
Bald wedder nah Hus.

Zur Orientierung: Dies wunderschöne Wiegenlied, das wert wäre, in Musik gesetzt zu werden, sang schon meine vom Fischland stammende Urgroßmutter Kühl an der Wiege meines Vaters, dessen Mutter bei seiner Geburt gestorben war. Sein Vater, der als Schiffszimmermann die Wiege selbst gefertigt und bunt bemalt hatte, bevor er in See ging, erlebte die Geburt seines Sohnes nicht mehr; er blieb im Kattegatt zur See, im Schneesturm auf dem angekauften schwedischen Schoner „Carl Hermann“ auf der Reise von Riga nach London. Die Ladung Leinsaat, die lose in den Raum geschüttet war, ging über, und das Schiff sank mit Mann und Maus. Ist das nicht wahrhaft tragisch? — Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, ob mein Vater, der dies Lied sehr liebte und es meinem kleinen Bruder Erich und mir oft sang, es Wossidlo mitgeteilt hat; jedenfalls habe ich es in den „Mecklbg. Volksüberlieferungen“ (Wiegenlieder) nicht gefunden.

Paul Kühl

Niegenbramborger Läschen (ne wohre Bigebtheit)

Up'n Bramburger Pierdmarkt hett dei Händler Luding Sumpke 'n gaudes Geschäft makt. „Ick heff gaud verdeint“, seggt hei tau sin Fru, „wat wünscht Du di denn nu von mi?“ Lawising antwurt: „Alle fienen Lüd sünd all in Paris west, dor mücht ick ok woll hen.“ As sei nu Paris gründlich afstreift hebben, sitten sei up den'n Boulevard up ne Bänk un wunnern sick öwer dei velen Minschen, dei vörbigahn. Mit 'n Mal röppt Wiesing: „Ach Du leiwer Gott! Nu krieg ick min Taustänn!“ Luding seggt: „Nu hebben wi söben Kufferts mit; de Hauptsak hebben wi vergäten. Wenn ick Schapskopp doch blot wüßt, woans Eau de Cologne up französisch heit!“ — Wiesing kreg tau gewisse Tieden Migräne. Dor hülp blot Eau de Cologne.

P. K.



Ober- und Unterprima auf dem Maiausflug (1907?) in Weisdin

Von links nach rechts in Zickzacklinie: Mau, Lübkol, Michael, Teschner, Dettmann, Günther, Heyn, Schaermeyer, Schultz (Joachim), Schwarz, Cordua, Jacobi-Scherbening Maass, Nahmmacher (W.), Westphal, Hagemeister, Becker, Heinrichs, Wienck, Schumann, Budgenhagen; hockend: Urbahn, Brandt; im Baum: Herschel

Aus dem Inhalt des nächsten Heftes:

Ein Caroliner als Ingenieur und Manager 5 Jahre in Indien (Dr. Borwin Wendlandt)

Mädchenerziehung einst und jetzt (Dr. Erika Grüder)

Aus der Geschichte des Neubrandenburger Gymnasiums (Dr. E. Mahn)

Daniel Sanders — zum 140. Geburtstage, unseres alten Caroliners, des berühmten Gelehrten und Herausgebers des deutschen und englischen Wörterbuches — (A. Wagner)

Humanismus, Staat und Gesellschaft (H. Brunswig)

Archivdirektor Dr. E. Witte (Dr. E. Meyer)

Rethra, das heidnische Heiligtum in Wanzka und das christliche Sachsen (Merseburg, Halberstadt) und Bayern (Rinchnach) (Prof. Dr. Eckhard Unger)

